Die
Sonntage der Baronin

Novellen

von

Fritz Mauthner.



Zürich.
Verlag von Cäsar Schmidt.
1881.



Erster Sonntag.

„Schicke doch nach zehn bis zwölf französischen Zeitungen hinüber in den Kiosk, Edmund. Der Diener soll recht große Formate aussuchen. Es wird sich gut machen, wenn die Gäste kommen.“

„Also soll's heute wirklich losgehen?“ fragte der Gatte freundlich aber wehmüthig. „Ich glaubte schon, Ihr hättet Euren literarischen jour fixe wieder vergessen. Ich darf sogar sagen, ich hoffte, im Seebade von unseren Sonntagen verschont ...“

„Wozu willst du dich noch erhitzen, Edmund? In einer halben Stunde werden die Herren hier sein. — Willst du denn niemals dein Vorurtheil gegen die schöne Literatur ablegen? Du solltest stolz darauf sein, daß deine Frau in der geistigen Bewegung Berlins eine Rolle zu spielen beginnt.“

„Ich will dir etwas sagen, liebe Elsa, und jetzt gleich will ich dir's sagen, bevor deine Herren Dichter erscheinen. Ihr Weiber spielt seit fünfzig Jahren überhaupt eine zu große Rolle in der Literatur. Wir Männer der Nation haben mit Politik, Krieg, Börse, Eisenbahnen oder Pferderennen zu viel zu thun, als daß wir zu unserem Vergnügen noch alltäglich einige Hundert Druckseiten verschlingen könnten. Ihr Weiber seid das Publikum der Belletristen geworden und als Publikum kommandirt Ihr sie. Da ihre Bücher fast nur von Damen gelesen werden, so werden sie auch nur für diese geschrieben und wir entfremden den Herren immer

mehr. Was du aber, liebe Elsa, eine Rolle spielen nennst, das ist im Grunde noch ganz was Anderes. Ohne dir schlimme Gedanken zutrauen zu wollen: es ist doch dir und deinen Vorbildern weniger um die Poesien als um die Herren Poeten zu thun. Wir Anderen, die wir Tag für Tag in unserem beschränkten Beruf arbeiten, wir sind trockene Männermänner, deren bescheidenes Bedürfniß nach ewig Weiblichem in der Häuslichkeit gestillt wird. Eure Herren Dichter sind allesammt Weibermänner, Leute, die ihr armes Gehirn abhetzen einem bewundernden Frauenblick zu Liebe, die mit euch Müßiggängerinnen die Sprache des Müßiggangs sprechen, wenn sie nicht gerade Hunger haben und ein paar Stunden lang arbeiten müssen."

„Du sprichst wie ein Philister des vorigen Jahrhunderts, lieber Edmund. Unsere Dichter hungern nicht mehr und Weibermänner — wie du dich auszudrücken beliebst — sind sie auch nicht Alle. Denke nur an den cynischen Frick."

„Ein bischen weibermüde, sonst nichts."

„Anstatt grob zu werden, thätest du besser, die französischen Zeitungen zu besorgen."

Dieses Gespräch wurde zu Ostende in einem traulichen Salon geführt, dessen einziges großes Fenster auf die Digue und auf das Meer hinausführte. Seit vierzehn Tagen bewohnte das Ehepaar die allerliebste Wohnung. Der Baron, ein blonder, stiller Mann, über fünfzig Jahre alt, hinkte und hustete ein wenig, war ein wenig nervenleidend und sehr müde, müde theils noch von seiner Jugend her, theils von seinen Bureaugeschäften, denen er sich als armer Adeliger widmen mußte. Er suchte im Seebade Ruhe und Stärkung. Die Baronin, seit fünf Jahren dreißig, gestand es nicht ein, daß sie dem Meere gar nichts abge-

winnen konnte, und suchte sich den Aufenthalt durch die Bemühungen ihrer Berliner Freunde lebendiger zu gestalten.

Die Petroleumlampe, welche den kleinen Strandsalon für die Vorübergehenden so magisch beleuchtete, war angesteckt, das Klavier war geöffnet und auf dem Notenpult die Beethoven'sche Sonate pathétique richtig aufgeschlagen, wenn auch verkehrt hingestellt, die Reiselekture der Baronin (Zola, Sacher-Masoch, englische Gouvernanten-Romane u. a.) war im Schlafzimmer versteckt, die frischen französischen Zeitungen lagen in malerischer Unordnung auf Sofa, Tisch und Kamin und allmälich kamen auch die Geladenen.

Der erste war natürlich Herr Erwin Hasse, ein junger Mann, der kurz geschorenes Haar und einen modernen Hut trug, obgleich seine Freunde ihn für einen Poeten ausgaben. So lange er mit den Gatten allein war, kam die Unterhaltung nicht recht in Fluß, da Erwin sich begnügte, die Hausfrau wortlos anzustarren und weder diese stumme Huldigung, noch die fragenden Blicke des Hausherrn die Sicherheit der Baronin erhöhten.

Als der lebhafte Hunelow, „der kleine Niello“ genannt, hinzukam, brachte er Bewegung mit. Der kleine Mann mit der blanken, von grauen Löckchen umrahmten Glatze lebte von seinem unglücklichen Talente, niedliche Kleinigkeiten für den Gebrauch der Reichen erfinden zu können. Gestern verkaufte er einer Blumenhandlung die Idee zu einem Fächer, der mit frischen Blumen besteckt war, heute zeichnete er für eine Druckerei die Skizze zu einer Tischkarte, auf welcher ein hübscher Amor, nur mit einem Frack bekleidet, die Speisen aufzutragen schien, morgen bosselte er das Modell zu einem Tintenfaß: einen kleinen Teufel, der einem Jesuiten

daß Faß abnahm und dem bisherigen Träger überdies einen derben Fußstoß gab. Niello war mit dem Hausherrn sofort in ein Gespräch über einen neuen Einfall vertieft, wie der Schaukelstuhl mit einem Lesepult zu verbinden wäre.

Es kamen ferner Hans Ungelt, der bekannte, reiche Maschinenbauer, der in seiner vortrefflich geleiteten Fabrik allen Arbeitern ein Muster an Ausdauer und Sorgsamkeit war, sich aber am Abend stets den sentimentalen Schmerz darüber gönnte, daß er seinen Beruf verfehlt hätte, und mit ihm zugleich Herr von Kreiwitz, der gern von seiner Frau sprach, auch wenn sie dabei war, und der fern von ihr stets sehr wortkarg wurde.

Der blonde Amtsrichter Morris, der seit dem Tode seiner Braut das Interesse der Berliner Gesellschaft erregte, schien nur zum Baron gekommen zu sein. Seine Bekannten behaupteten freilich, er habe einen Eid geleistet, sich nie wieder zu — verloben. Darum verlobte er sich auch nicht, so oft er auch zu heirathsfähigen oder verheiratheten Damen in warme Beziehungen trat. Er ehrte das Andenken seiner Braut nicht nur vor den Menschen, sondern auch vor dem Standesamt.

Mit dem Uhlanenlieutenant von Hagau kam zuletzt Ernst Frick, der noch in der Thür seinem jungen Genossen die neueste Strandgeschichte zuflüsterte. Die Baronin gieng diesen Gästen mit besonderem Eifer entgegen; man konnte nicht erkennen, ob der Blick für den Lieutenant oder der Händedruck für Ernst Frick größere Herzlichkeit verrieth.

„Es giebt noch Männer in Ostende, meine Gnädigste,“ sagte der Letztere nach dem ersten Gruße. „Zwei Ihrer Freunde weigern sich, an unserem Lesekollegium theilzunehmen. Ich bin so unglücklich, Ueberbringer ihrer Absagebriefe zu sein.“

„Man kennt Sie, lieber Herr Frick. Wer etwas Unhöfliches an eine Dame zu bestellen hat, wendet sich an Sie. Lesen Sie uns zur Strafe selbst Ihre Briefe vor."

Frick öffnete dienstbeflissen die Briefe. Die Männer pflegten ihn einen ungezogenen Greis zu nennen; die Frauen sagten, er sähe aus wie ein Knabe. Sein schütteres graues Haar, sein schwarzer Schnurrbart, seine aschfarbenen, gefurchten Wangen, seine frischen, glänzenden Augen ließen in der That über sein Alter im Zweifel.

Er hatte rasch die beiden Briefe durchflogen und begann jetzt: „Die beiden Herren fürchten sich vor unserer Konkurrenz. Die Frau Baronin hat nämlich unsere Talente, meine Herren, zwar entdeckt, traut uns aber mit der ihr eigenen Bescheidenheit trotzdem nicht allzuviel zu. Sie hat darum auch zwei wirkliche Schriftsteller, das heißt Leute, welche mit ihrer Phantasie Wucher treiben, die zwei berühmten Herren, die gerade in Ostende sind, zu unseren Sonntagen eingeladen. Beide Herren verschmähen es, einen Wettkampf mit uns zu wagen. Hören Sie gütigst die Zuschriften. K... schreibt also:

Liebste Frau Baronin!

Wie hätte ich mich gefreut, Ihrer freundlichen Einladung Folge leisten und jeden Sonntag-Abend in so erlesener Gesellschaft bei Gesprächen über meinen Berufsgegenstand verbringen zu können. Daß aber gerade Novellenliteratur mein Berufsgegenstand ist, veranlaßt mich nach reiflicher Ueberlegung zu dem schweren Entschlusse, auf diesen wöchentlichen Genuß zu verzichten. Meine Gründe werden Ihnen beweisen, daß nur die Hochachtung vor Ihrem Kreise mich zu dieser Zurückhaltung veranlaßt. Ich hege nämlich, unter uns sei es

gesagt, die Ueberzeugung, daß Jedermann, und sei er noch so unbedeutend, in seinem Leben einmal wenigstens der Held einer vorzüglichen, individuellen, unnachahmlichen Novelle war. Kommt dann noch eine günstige Stimmung, eine begeisternde Frau, ein hoher Preis — wie Sie, liebste Frau Baronin, ihn gesetzt zu haben scheinen — hinzu, so ist dieser Jedermann im Stande, diese seine Novelle auch in Worte zu fassen, kurz: eine Novelle zu erzählen, die sich hören lassen kann. Ich würde mit der Geschichte, die ich gerade jetzt auf dem Schreibtisch liegen habe und die zufällig vielleicht nicht gerade meine beste, nicht meine Novelle ist, eine schlechte Figur unter Ihren frischeren Freunden machen. Auch würde es mich beschämen, allein aus einem Talente Profession zu machen, welches heutzutage alle Welt zu besitzen scheint. Ich bitte Sie darum, mir nicht zu zürnen, wenn ich dem Wettkampfe mit Ihren andern Freunden aus dem Wege gehe und mir vorbehalte, Ihr alleiniges Urtheil wie immer nach Vollendung meines neuen Buches einzuholen. Nur was den Frauen gefällt, ist schön. Genehmigen Sie u. s. w."

Das Gemurmel, welches sich nach diesen Worten erhob, unterbrach Frick mit schneidender Stimme. „R . . . schreibt dagegen:

Gnädige Frau!

Eine so kunstsinnige Dame wird gewiß das Grundprinzip aller Kunst, die Wahrhaftigkeit, zu schätzen wissen. Ich nehme Ihre Einladung nicht an, weil ich aus Ihren Abenden keinen Vortheil für mich oder irgend wen erwarten kann. Die beiden bisherigen Blüthenperioden unserer Literatur krankten schon daran, daß unsere Dichter für Weiber dichteten, wenn auch im vorigen Jahrhundert für ziemlich emanzipirte Weiber.

Ihren Höhepunkt wird unsere Dichtung erst erreichen, wenn wir uns erkühnen, ohne Rücksicht auf das Frauenzimmer als Männer für Männer zu schreiben. Sophokles und Aristophanes haben für Männer geschrieben und hätten verdient, Felix Dahn und G. von Moser zu heißen, wenn sie bei jedem Vers das geehrte Frauenzimmer Griechenlands um seine Meinung befragt hätten. Die starkgeistigen literarischen Frauen der Residenz haben unsere Literatur seit siebenzig Jahren so schwachgeistig gemacht, daß man jeden richtigen Mann für einen Grobian ansieht. Als welcher ich mir erlaube, Ihnen meine Huldigung u. s. w."

In erregten Rufen machte sich die Entrüstung und Verwunderung der Gesellschaft über die beiden Briefe Luft. Die Frau vom Hause wies spottend auf die Gründe der beiden berühmten Hausfreunde hin. „Es ist doch merkwürdig, daß sie aus entgegengesetzten Motiven die gleiche Unterlassung begehen."

„Ich wage, Ihnen zu widersprechen," rief der Lieutenant. „Ich glaube, die Herren suchten nur nach Ausflüchten und fanden sie je nach ihrem Temperament. Das Wahre an der Sache wird sein, daß Beide zu alt sind, um sich der Preisbewerbung mit dem nöthigen Feuer anzuschließen."

Die Baronin wollte danken, verstummte aber, möglichst erröthend, als ihr Gatte lächelnd sagte: „Ich höre da immer von einem Preise, welchen die beste Novelle von meiner Frau erhalten soll. Da wir in Gütergemeinschaft leben, sollte ich doch auch erfahren, was meine Frau zum Preis bestimmt hat. Wenn's etwas recht Schönes ist, so bewerbe ich mich vielleicht selber mit."

Die Herren sahen einander beinahe verlegen an und Elsa blickte hilfesuchend nach Frick. Dieser kniff nach

seiner Gewohnheit die Augen ein, als kämpfe er vergebens mit einer ungeheuern innern Lustigkeit; dann sprach er langsam: „Wir kennen zwar alle das Kleinod noch nicht, das die Frau Baronin dem Sieger zugedacht hat; ich glaube aber behaupten zu können, daß Sie, Herr Baron, nicht Besitzer desselben sind. Nach den Andeutungen Ihrer Frau Gemahlin ist es — wie sage ich doch gleich — ein Gedicht, ein Gedicht, welches vor einigen Jahren entstand, als die gnädige Frau eben zum Mädchen heranwuchs, ein Gedicht, welches dem Leser hohen — künstlerischen — Genuß verspricht und welches bisher noch von keinem Manne — auch von Ihnen nicht, wie wir vermuthen, — gelesen wurde. Es mag der Frau Baronin schwer gefallen sein, die ganze Zeit über das einzige Gedicht mit all den göttlichen Gefühlen, die es birgt, so streng bei sich bewahren zu müssen. Endlich hier in Ostende, umringt von einer Schaar verwandter Seelen, deren jede seit vielen Tagen die Gnädige mit Bitten bestürmt und die beseeligenden Geheimnisse des Gedichtes errathen will, scheint sich Ihre Frau Gemahlin entschlossen zu haben, ihr Bestes als Preis zu geben."

Und Ernst Frick blickte dem Baron mit kalter Keckheit in's Weiße der Augen.

Elsa war offenbar verwirrt; doch faßte sie sich rasch und sagte:

„Ich habe weder Ihnen noch einem andern der Herrn das Recht ertheilt, einen bestimmten Preis für die beste Novelle zu erwarten. Jedesfalls schmeichelt es mir, daß Sie so großen Werth auf etwas legen, was ich doch schließlich dem Sieger nur schenken würde, wenn er des Preises in jeder Beziehung würdig wäre."

Die Preisbewerber begannen einander in Versicherungen zu überbieten, wie sehr jeder Einzelne sich als

Dichter geehrt und als Mensch beglückt fühlen würde, wenn die Huld der Frau Baronin ihn auszeichnen wollte. Indessen schrieb die Hausfrau die Namen der Anwesenden auf kleine Zettel, warf dieselben in einen Hut, und zog einen nach dem andern heraus.

„Ich habe mir erlaubt, das Loos die Reihenfolge der Vorleser bestimmen zu lassen. Sie sind der Erste, Niello."

Der kleine Hunelow fuhr erröthend auf seinem Stuhle herum und starrte die Baronin eine Weile sprachlos an. Als er endlich etwas sagen wollte, unterbrach ihn Frick.

„Ich erlaube mir, ein Gesetz für unsere Sonntage vorzuschlagen. Niello wird jetzt, wenn wir es ihm gestatten, eine lange Auseinandersetzung darüber halten, daß er eigentlich kein Dichter, daß er nur zufällig in diesen Kreis gerathen sei, daß er seine Arbeit, ohne sie auszufeilen, in einigen Stunden flüchtig hingeworfen habe. Und etwas Aehnliches würde jeder von uns seiner Zeit vorzubringen haben. Ich beantrage daher: wer von der Frau Baronin dazu aufgefordert wird, hat ohne weitere Vorrede sofort mit dem Vorlesen seines Werkes zu beginnen."

Der Antrag wurde angenommen und Niello begann, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, einige Entschuldigungen vorauszuschicken.

Auf der Insel der Ruhlosen.

Früher als gewöhnlich erwachte der kleine Hans. Er wollte sich an die Thür des Zimmers schleichen, das er nun schon seit dreien Tagen nicht betreten durfte. Ob es der Weihnachtsmann war, der darin rumorte? Nein. So dumm war Hans gar nicht mehr, daß er an einen Weihnachtsmann geglaubt hätte. Die Mutter war's. Sie trat singend heraus und herzte den Buben. Dann aber drohte sie, ihn bis zum Abend auf seine Stube zu seinen Bilderbüchern zu verbannen. Es gab viel zu thun.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde trat der Hausherr, Rechtsanwalt Jensen, herein. Er war gewohnt, bis Mitternacht zu arbeiten und genau um sieben Uhr zu frühstücken. Bei seinem Erscheinen verstummte das Lied auf den Lippen der Frau und der Knabe versteckte sich scheu im Winkel. Papa mußte immer an seine Geschäfte denken und durfte nicht gestört werden.

„Laß einen Wagen holen, Anna. Rasch! In einer Stunde geht der Zug ab. Ich verreise auf zwei Tage."

„Um Gotteswillen! Das wirst du nicht thun! Heute mußt du bei uns bleiben!"

„Habe keine Zeit. Das Haus Baum u. Co. in Coeln ist in's Wanken gerathen. Ein längeres Zögern wäre gefährlich. Ich muß noch heute Abend da sein und die Anmeldung des Konkurses durchsetzen."

„Am heiligen Abend? Nein, heute gehörst du deiner Frau und deinem Kinde."

„Unsinn! Ein Abend ist wie der andere. Laß mich so etwas nicht wieder hören. Jede Aeußerung von Aberglauben bringt mich auf. Auch soll der Bub kein so unvernünftiges Zeug in seinem Kopfe herumtragen. Das paßt nicht für den künftigen Kaufmann. Laß den Wagen holen."

„Du weißt, es ist mir für mich nicht um die Religion. Aber der Christbaum und Hänschen! Jensen, du darfst nicht fort!"

„Adieu! Wenn du zu Geschenken für die Dienstleute noch Geld brauchst, — mein Bureau ist auch während der Feiertage offen."

Verstimmt fuhr der Rechtsanwalt davon. Von Straße zu Straße wurde seine Stirne düsterer. Alle Augenblicke wurde der Wagen aufgehalten. Gebüsche von Tannenbäumen, Gruppen von Spielwaarenhändlern, Schaaren von eilenden Menschen, die alle mit lachenden Gesichtern einander anschauten und große Gepäckstücke trugen, — das gesteigerte Leben des 24. Dezember sperrte die Straße. Es war nicht auszuhalten! Lauter arme, mühselige, beladene Menschen in schlechten Röcken, und doch ruhten sie heute von der Arbeit und freuten sich und blickten voll Lust um sich in den sonnigen, blitzenden Wintertag hinaus. Ruhe, Freude, Liebe! Dieser leichtsinnige Pöbel kannte das Alles und ahnte nichts von der rastlosen Arbeit eines gebildeten, strebenden Mannes. Wie hoch stand der Rechtsanwalt über diesem Treiben!

Geschah dem frierenden Knaben, der ihm, dem ernsten Rechtsanwalt Jensen, einen lächerlichen Hampelmann zum Kaufe anzubieten wagte, schon recht, daß er vom Rade fast zu Boden geworfen wurde. Was drängte er sich so heran?

Wenn der Wagen nur zur Zeit auf den Bahnhof kam! Es wäre das erste Mal gewesen, wenn Jensen den Abgang des Zuges versäumt hätte. Aber an einem so verrückten Tage war Alles möglich.

Jensen drängte den Kutscher, dieser schlug auf das Pferd los: sie kamen pünktlich am Bahnhofe an, zwei Minuten vor der Abfahrt.

Hier sah es schon würdiger aus! Mürrisch reichte der Kassirer das Billet heraus, verdrossen nahm ein Anderer das Gepäck in Empfang. Diese Leute hätten offenbar auch gern gefeiert. Aber der Dienst zwang sie erbarmungslos. Recht so, recht so, dafür wurden sie bezahlt.

Der Schaffner preßte die Lippen zusammen. Eben hatte sein Weib ihn weinend verlassen. „Grüß' die Kinder," rief der Mann ihr nach. So ein trauriges Zugspersonal hatte Jensen noch nicht gesehen. Man hätte melancholisch werden können ohne die brave Lokomotive. Die kümmerte sich nicht um Weihnachten und andern Schnickschnack. Sie glänzte wie immer und pustete und pfiff, daß es eine Lust war. Daß man sich doch mit der Maschine nicht unterhalten konnte! Es wäre gewiß ein vernünftiges, belehrendes Gespräch geworden.

Ohnedies fuhr der Zug beinahe leer ab. Im behaglichen Raume mit Jensen zusammen saß nur noch *ein* Reisender. Es war ein schlanker, junger Mann mit weißem Haar. Es kam dem Rechtsanwalt vor, als ob die Augen seines Gefährten unaufhörlich ihre Farbe wechselten.

Jensen sprach auf Reisen niemals mit Fremden. Das war Zeitverschwendung. Als sein unheimlicher Nachbar aber fragte: „In Geschäften?" mußte er doch

antworten: „In Geschäften!“ und der Jüngling mit dem Greisenhaar nickte billigend herüber.

Der traurige Schaffner kam. „Wohin fahren die Herren?“

„Heute fährt Alles nach derselben Station,“ rief lachend der Fremde. „Wir fahren zur Hölle.“

Seine Stimme klang, als käme sie aus einem Gehäuse von Stahl. Jensen konnte sich eines bänglichen Gefühls nicht erwehren.

Er wandte sich von dem Unheimlichen ab und blickte in die weite Winterlandschaft hinaus. Da tanzte das Sonnenlicht neckisch auf Milliarden von Schneekrystallen und spielte mit seinen farbigen Lichtern.

Jensen schaute so lange in die Schneekrystalle hinein, bis sie sich in die Augen des Fremden verwandelten. Als er es diesem sagen wollte, empfand er, daß er seine Glieder nicht bewegen konnte. Wie ein unsichtbares Netz legte es sich von den Fingerspitzen des Fremden um ihn. Er stöhnte auf, aber er vermochte nicht, sich aus der Gewalt des Unholdes zu befreien.

Jetzt begann die stählerne Stimme:

„Du scheinst mir nicht unwillig, einer der Meinen zu werden. Ich lasse dich frei; du folgst mir doch. Möchtest du nicht auf der Insel der Ruhlosen wohnen?“

„Auf der Insel der Ruhlosen? Was bedeutet das.“

„Der Pöbel nennt es die Hölle. Wir aber, ich und du, wir wissen, daß auf der Insel der Ruhlosen allein das neue Ideal verwirklicht wird, dem unser Geschlecht entgegenstrebt. Lange genug hat die Menschheit geglaubt, ihr winziges Bischen Erde sei der Mittelpunkt des Sonnensystems und des Weltalls, lange genug haben wir uns eingeredet, der Mensch sei das Um und

Auf des schmutzigen Planeten, auf dem wir uns bewegen. Endlich ist der blödsinnige Kindertraum besiegt. Die unerschöpflichen Kräfte der großen Natur sind die Herren, die Maschinen sind Zeugen ihrer Majestät und die jämmerlichen Menschen sollen nichts sein, als die Diener der Maschinen. Meinst du nicht auch?"

„Ja, Diener der Maschinen," wiederholte Jensen überzeugt und schaudernd.

„Nun, Kamerad, der du bisher selbst unbewußt nach meinem Sinne gelebt hast, ruhlos und friedlos und lieblos, ich werbe um dich. Folge mir auf die Insel der Ruhlosen. Dort wirst du bewundernd in Wirklichkeit schauen, was du bisher kaum zu denken wagtest."

Und der Herrscher der Ruhlosen faßte mit stählerner Hand den schwindelnden Jensen beim Genick, und über endlose Schneefelder fort ging's im wahnsinnigen Fluge. Jensen begann zu zittern. Da beugte sich der Fremde zu ihm herab und flüsterte ihm mit unhörbarer, schneidender Stimme zu: „Du stehest hoch in meiner Gunst. Du sollst einer der Nächsten sein an meinem Thron. Du sollst nicht untergehn im Trosse der Knechte, du sollst gleich von Anfang an einen hohen Grad bekleiden, du sollst Treiber sein und die goldene Peitsche als Symbol deiner Macht in Händen tragen. Nur ich stehe über dir mit meiner diamantenen Geißel. Ich aber will dich niemals strafend berühren, wenn du stets deine Pflicht thust und unabläßig die Knechte antreibst mit deiner goldenen Peitsche."

Und Jensen nickte erstarrend zum Zeichen des Gehorsams. — —

Pfeilschnell ließ jetzt der Herrscher sich und den neuen Treiber herab. Sie standen am Strande des Weltmeers. Vor ihnen flog eine unabsehbare, randlose Brücke hinüber. In wilder Jagd eilten sie auf der-

selben dahin. Rechts und links streckten Greise, Krüppel und Kranke ihre Hände nach ihnen aus. Der Herrscher fand in seinem Weiterfluge Zeit, einen nach dem andern mit dem stählernen Fuße hinabzustoßen, daß sie unter den tosenden Eisschollen verschwanden.

Jensen nickte dazu. Aber gern hätte er seine Augen geschlossen.

„Du denkst wie ich, nicht wahr?“ hauchte es vom Munde des Führers. „Es ist kein Raum mehr auf Erden für die Kranken und Greise. Sie sind zu nichts mehr nütze, als die Fische des Meeres zu füttern. Hinab mit ihnen! Hinab mit Allem, was ruhen will! Das ist der Weg zu der Insel der Ruhlosen!“

Jetzt standen sie vor einer endlosen, hohen Mauer.

„Sie umgiebt die ganze Insel,“ erklärte der Fremde, „damit die Knechte und die Treiber nicht um sich blicken können. Jeder Blick zerstreut.“

Die Mauer öffnete sich und ließ sie ein.

Langsam wich nun das Entsetzen von Jensen, denn vollendete Ordnung war, was er um sich her erblickte. Dicht aneinander drängten sich unzählige hundertfenstrige, farblose Fabriken und ein schwarzer Wald von rauchenden Schornsteinen ragte in den verfinsterten Himmel hinein. Nur so viele Lücken waren gelassen, daß die Menschen gerade noch ängstlich athmen konnten. Es war Alles berechnet. Jensen wurde sofort zum Range eines Treibers befördert, und ohne Zögern begann er in vorgeschriebenem Takte die Insel zu durchwandern und mit der goldenen Peitsche die Knechte anzuspornen. Hoch oben auf unnahbarem Thurme aber saß der Herrscher mit diamantener Geißel, Allen weit sichtbar.

Selten mußte Jensen die Peitsche an den Gesunden prüfen. Nur die im Dienste der Insel schon halb ver-

brauchten Knechte, die Sterbenden, mußten mit Gewalt angetrieben werden. Wenn aber die Strafe nicht mehr fruchtete, dann warf sie der Herrscher über die Ringmauer in's Meer zu den Fischen. Die Andern aber kannten nichts, als Arbeit, Arbeit, ruhelose Arbeit.

Es war eine Musterwirthschaft. Das ganze Leben eines Menschen von Anfang bis zum Ende war den Interessen der Gesammtheit dienstbar gemacht. Die nöthige, mathematisch zugemessene Nahrung wurde durch geeignete Vorrichtungen während der Arbeit eingenommen. Der Schlaf war auf das geringste Zeitmaß beschränkt, übrigens diente während seiner Dauer das Gewicht der ruhenden Menschen als Motor für besondere Nachtmaschinen. Auch das Heben und Senken der Brust der Schlafenden war als Kraft für die gellenden Wecker verwendet.

Blumen gab es nicht auf der Insel der Ruhlosen. Vögel, die über dieselbe hinflogen, fielen todt herab.

Niemals wurde ein Ton der Klage vernommen. Keiner gönnte dem Andern die Schadenfreude.

Für Jensen war es Anfangs ein berauschender Anblick, zu beobachten, wie Alles auf der Insel der Ruhlosen zweckmäßig in einander griff, wie der Mensch, ob Herrscher, ob Treiber, ob Knecht, zu einem willenlosen Rade in dem großen Getriebe wurde.

Und nicht nur die Knechte in den großen Fabriksgebäuden verloren jeden Willen gegenüber den ungeheuren Maschinen, zwischen denen sie sich umherbewegten, auch die Handwerker und die Schreiber und die gelehrten Stände hasteten dem feuchten Grabe zu unter der Peitsche des Treibers. Wenn Jensen noch Zeit gefunden hätte, zu denken, es hätte ihm einfallen müssen, daß die große Eisenwelle in der Spinnfabrik nicht ruheloser sich bewegte, als die Kinder, welche sie

bedienten, als der Treiber, welcher die Kinder zur Arbeit zwang.

Jensen hatte nie gekannt, was für andere Menschen ein Rasttag, ein Fest, ein Vergnügen ist. Er vermißte darum auch jetzt nichts. Der Herrscher konnte mit ihm zufrieden sein. Nur eine große Müdigkeit bemächtigte sich seiner, so daß er es zufrieden gewesen wäre, hätte heute oder morgen der Tod die goldene Peitsche seiner Hand entwunden und ihn zu den Fischen des Meeres gesandt. Nach einem Leben ohne Rast — sterben .... Doch er hatte keine Zeit, zu denken. Die Geißel schwirrte, die Räder rollten, die Knechte keuchten.

Es war nicht schön, wenn so Einer nicht mehr weiter konnte und der Herrscher ihn nach vergeblichen Peitschenhieben der Treiber hinausschleuderte aus dem Bereiche der Insel. Aber Jensen schlug wacker zu. Fast beneidete er Jeden, der unter seinen Hieben zusammensank. Der Herrscher brauchte nur selten die diamantene Geißel zu berühren. Er besaß an Jensen einen tüchtigen Treiber.

Eines Tages — es mochten viele Jahre seit seiner Ankunft auf der Insel vergangen sein — betrat Jensen auf seinem regelmäßigen Gange die ungeheure Spinnfabrik, in welcher die schreckliche Welle viele Tausend Spindeln bewegte und viele Tausend Kinder dienen ließ. Dort war Nummer 2709 ermattet niedergesunken. Gleichmüthig erhob der Treiber seine Peitsche. Da blickte ihn der Knabe aus tiefliegenden Augen an — entsetzlich! Lebte nicht einmal irgendwo ein liebes Weib, das Anna hieß? Und sah ihr dieser Knabe nicht gleich?

Jensen ließ die Peitsche sinken, doch schon berührte ihn mahnend die diamantene Geißel. Wieder erhob

Jensen den Arm, doch er vermochte nicht zu schlagen.

Es war verboten zu sprechen. Aber Jensen, obgleich die Geißel schon empfindlicher seinen Rücken traf, fragte die Nummer 2709: „Wer bist du?“

„Ich heiße eigentlich Hänschen Jensen,“ sagte der Knabe. Da traf den Treiber ein scharfer Hieb der Geißel. Jensen aber hielt den grimmigen Schmerz aus und stellte sich schützend vor den Knaben.

„Anna,“ schluchzte er. „Anna! Ich habe unser Kind nicht mehr erkannt, ich habe meine Hand erhoben gegen den Knaben! Anna, vergieb mir!“

Dichter und schärfer fielen die Schläge der diamantenen Geißel. Jensen aber blieb aufrecht vor dem Knaben, deckte ihn mit seinem Leibe.

Bald fühlte er, wie die Schläge des Herrschers ihn zerfleischten und wie ihn seine Kräfte verließen. Verzweiflungsvoll schloß er den Knaben in seine Arme und schrie, daß es wie Aufstand über die Insel der Ruhlosen hallte: „Ruhe! Ruhe! Einen Tag Ruhe für mich! Ruhe für das Kind! Ich will rasten oder sterben! Ich will Ruhe, Freude und Liebe kennen lernen, damit mein Kind davon erfahre. Ich will Ruhe für mein Kind!“

Noch einmal zuckte der Treiber unter der schrecklichen Geißel. Dann schwanden ihm die Sinne . . .

Jensen erwachte plötzlich, als der Zug hielt. Es war Mittag vorüber.

Er war allein. Der traurige Schaffner sagte aus, sein Reisegefährte wäre auf einer der letzten Stationen verschwunden.

Ob Jensen noch heute umkehren könnte? „Gewiß, Herr,“ rief der Schaffner. „Wenn Sie von hier aus

den nächsten Zug benutzen, so kommen Sie noch zurecht.“ Es läutete.

Jensen sprang heraus und ließ die leeren Wagen weiter fahren. Bevor der andere Zug kam, der ihn nach Hause zurückbringen sollte, hatte er noch Zeit, an sein Weib zu telegraphiren: „Ich komme heute vor Abend zurück. Warte mit der Bescheerung.“



„Aber das ist ja keine Novelle!“ rief die Baronin, kaum daß der Vorleser sein letztes Wort gesprochen hatte.

Niello: Ich wüßte nicht, daß jedes andere Werk ausgeschlossen wäre.

Elsa: Nicht doch, lieber Niello. Wir sind Ihnen ja sehr dankbar. Ich war nur überrascht von Ihrem ernsten Märchen. „Vorlesen“ heißt doch einen Roman oder eine Novelle vorlesen. Ich dachte wenigstens nie an etwas Anderes.

Frick: Wenn Sie darauf bestehen, daß nur Novellen hier vorgetragen werden dürfen, gnädige Frau Baronin, dann werden Sie wohl auch so gütig sein, eine kleine Definition von einer Novelle zu geben; wir wissen dann gleich, ob wir eine Novelle geschrieben haben oder nicht.

Elsa: Mein Gott, das ist ja so einfach: eine Novelle, na, wir wissen's ja Alle, eine Novelle ist eine kleine Geschichte.

Niello: Nun, eine kleine Geschichte ist mein Weihnachtsmärchen am Ende auch.

Kreiwitz: Meine Frau pflegt zu sagen: eine Novelle sei die Stimmung eines Menschenschicksals, die so individuell sein muß, wie ein besonderes Parfum.

Frick: Ich wäre Ihrer Frau Gemahlin sehr dankbar, wenn sie mir in dem alten Novellen-Homer, in meinem Bocaccio, etwas von ihrer Theorie nachweisen wollte.

Morris: Die Novelle ist in der Poesie dasselbe wie in der Jurisprudenz: eine neue Form für eine alte Lüge.

Ungelt: Ich stelle mir die Definition nicht so schwierig vor: die Novelle ist die Katastrophe im Roman eines Menschenlebens.

Hasse: Nur, daß die Katastrophe losgelöst sein muß vom Roman und daß sie doch aus dem ganzen Seelenleben des Helden erklärt werden muß. Nur, daß die Katastrophe ihr Vorher und ihr Später haben muß, ohne daß sie eine ausführliche Darlegung duldet. Eine Novelle ist unter den erzählenden Dichtungen, was ein Rembrandt in der Malerei. Ein Menschenantlitz in die Dämmerung hineingedichtet.

Frick: Sie sehen, Frau Baronin, es giebt darüber verschiedene Ansichten.

Hagau: Ach was, eine Novelle, bah!, eine Novelle ist — von Paul Heyse oder von Gottfried Keller.

Elsa: Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Lieutenant. Und dann kommt es hauptsächlich auf die Länge an. Ich z. B. mache einen großen Unterschied zwischen einem Roman und einer Novelle. Romane liest man vor dem Einschlafen oder auf dem Lande. Da können gar nicht genug Bände sein, weil es so hübsch ist, sich an die vorigen Kapitel zu erinnern, wenn man recht weit drin ist. Eine Novelle aber lasse ich mir von meiner Gesellschafterin vorlesen, wenn ich Migräne habe oder wenn es Nachmittags plötzlich zu regnen anfängt. So ein Regen dauert aber oft über eine Stunde und die Migräne vom Diner bis zum Theater. Also muß eine Novelle eine bis zwei Stunden dauern.

Frick: Darüber müssen Sie ein Buch schreiben, Frau Baronin! Ihre Meinung deckt sich wunderbar

mit der Aesthetik des Jahrhunderts. Auf die Länge kommt es an! Diese große Entdeckung ist mehr werth als alle Untersuchungen Vischers. Auf die Länge kommt's an! Sie kommen in eine Zeitungsredaktion und bringen einen Beitrag. Kein Glück! Das Blatt kann nur fünf Fortsetzungen von einer Erzählung brauchen, die Ihre hat aber sieben. Sie schreiben über die Niemann-Raabe fünfzig begeisterte Zeilen. Am andern Morgen finden Sie einen unverständlichen Rest von zehn Zeilen abgedruckt; vierzig wurden gestrichen. Die Künstlerin ist dem Blatt nur zehn Zeilen werth. Oder das Blatt braucht einmal plötzlich einen Roman. Der Verleger telegraphirt an unsern berühmten Freund N...: „Brauche sensationellen Feuilleton-Roman von 1680 Druckzeilen. Muß übermorgen mit Druck beginnen. Drathantwort, ob Sie liefern können." Und der berühmte Dichter antwortet ebenso telegraphisch: „Werde sofort erste zwanzig Blätter schreiben und abschicken. Habe noch keinen Spahn von Plan. Thut nichts. Drucken Sie nur. Sie erhalten pünktlich 1680 Druckzeilen zu dreißig Pfennig die Zeile." Auf die Länge kommt's an! Und wenn heute Goethe seine Geschwister einreichen wollte, — Herr von Hülsen schickt sie ihm zurück. Ein Schauspiel, das nicht den Abend füllt? Unsinn! Schiller's Don Carlos? Unsinn! Anderthalb Stunden zu viel! Und der Componist bringt seine Symphonie. Symphonie? Schreiben Sie Klavierstücke von 8—10 Minuten Länge; die will ich Ihnen honoriren. Symphonien sind zu lang. Und der Bildhauer will den Riesen Goliath auf dem Marktplatz aufstellen. Sehr gut! Nur vergessen Sie nicht, daß die Bildsäule des seligen Großherzogs sammt Sockel nicht höher ist, als drei Meter. Daß Sie den Goliath nicht höher machen! Und wer sich der Schneider-

Elle nicht fügen kann, der soll auswandern oder sich aufhängen. Er ist verfehmt und gerichtet. Er hat sich gegen das Dogma von der alleinseligmachenden Länge aufgelehnt; er ist ein Rebell oder gar ein Genie! Und diese Bezeichnung lieben wir nicht mehr. Im Ebenmaß steckt das Geheimniß. In Reih und Glied! Wer einmal draußen stehen will, muß zeitlebens draußen bleiben. Auf die Länge kommt's an! Fragen Sie den pessimistischen Bücherverleiher, wie die zurückgebrachten Neuigkeiten beurtheilt werden. Zu kurz, zu lang, zu kurz, zu lang! Das sind die ewigen Klagen des lesenden Publikums. Und darum haben Sie Recht, gnädige Frau Baronin, wenn Sie von jedem Ihrer Freunde verlangen, daß er Novellen von 1—2 Stunden Länge dichte.

Frick sprach diese Worte trotz seiner Erregung so höflich, daß die Hausfrau über die Meinung dieses Bundesgenossen im Unklaren blieb. Es entstand eine peinliche Pause, welche auch durch Herrn von Hagau's Bemerkung: „Aber die Länge ist doch wirklich sehr wichtig!" nur für einen Moment unterbrochen wurde. Um die Stimmung wieder herzustellen, bat Elsa den jungen Poeten, er möchte einige seiner Gedichte vorlesen. „Sie haben ja Ihr Taschenbuch immer bei sich und tragen Ihre eigenen Verse so gut vor."

Hasse: Gut nicht, aber gern. Ich schäme mich dieser Schwachheit gar nicht. Nach meiner Ueberzeugung wird ein Gedicht nicht am Schreibtisch fertig, sondern erst in der Zeit, in welcher ein Mund die Verse spricht und ein Ohr sie vernimmt. Gedichte sollten immer nur vorgetragen, niemals aufgeschrieben werden. Unsere Gesellschaft, in welcher das Deklamiren vollständig aus der Mode gekommen ist, hat damit am Deutlichsten bewiesen, daß ihr jeder passive Beruf für

die Dichtkunst mangelt. Zu Homer's Zeiten, als die Dichter noch nicht zu schreiben verstanden, konnte es nur gute Gedichte geben; weil das Volk sich nur gute Verse merkt, nur gute Verse im Kampf um's Dasein sich behaupten konnten.

Niello: Sie wollen doch die Homer-Frage nicht nach Darwinistischen Prinzipien lösen?

Hasse: Gewiß möchte ich das. Ich wünschte oft, wir Alle hätten das Schreiben und Lesen nicht gelernt. Dann würde sich's zeigen, wer ein Dichter ist. Und gar die Erfindung der Buchdruckerkunst hat alle Grenzen verwischt. Die Leute glauben, Alles sei ein Gedicht, was in ungleichen Zeilen gedruckt steht und sichtbare Reime aufweist. Ich aber behaupte: Verse kann der Laie ebensowenig lesen als Noten. Hören muß er beide, nicht lesen!

Frick: Ich verspreche Ihnen, Ihre Gedichte nicht zu lesen, wenn sie jemals erscheinen sollten.

Elsa: Einstweilen wird Herr Hasse die Freundlichkeit haben, uns Einiges hören zu lassen.

Erwin öffnete ohne Zögern das Taschenbuch und begann ohne Scheu mit klarer Betonung des Tonfalls folgende Gedichte vorzutragen.

Die Legende vom armen Sünder.

Das Glöckchen läutet; sie führen
Den armen Sünder zum Tod.
Da hat er um letzte Gnade
Gebeten in letzter Noth.
„Auf dem Hügel die alte Kapelle,
Die möcht' ich nochmal schau'n.
Möcht' halt noch einmal sprechen
Mit unsren lieben Frau'n."

* * *

Er kniet' in der alten Kapelle,
Der Henker wartete drauß,
Und ungeduldig bewachte
Die Menge das Gotteshaus.
„Nun siehst du anders als damals,
Maria, herab auf mich, —
Weißt du? — als ich zu rauben,
In deine Kapelle schlich.
Da wiesen mich deine Augen
Mit traurigen Blicken fort.
Ich ließ dir dein Gold und weinte,
Du sprachst kein einziges Wort.
Dann bist du mir erschienen,
Als hättest du mich lieb.

O wärst du lebendig gewesen!
Ich wäre heut' kein Dieb.
So eine wie du, Maria,
Hab' ich mir gewünscht zum Weib.
Ich wär' dann brav geblieben,
Gesund an Seel' und Leib.
Jetzt wollen sie mich henken.
Na, mir ist recht gescheh'n!
Und Dank, daß du so freundlich
Zum Abschied mich angesehn!
Und kannst du es mir vergeben,
Daß ich nicht ehrlich und fromm,
So schau', daß ich in den Himmel,
Zu dir, Maria, komm'."

* * *

So sprach der arme Sünder;
Der Henker wartete drauß.
Und ungeduldig bewachte
Die Menge das Gotteshaus.
Und als sie ihn henken wollten,
Da fanden sie ihn todt,
Ein Lächeln auf den Lippen,
Erlöst von Schmerz und Noth.

Zigeunerlied.

Bin ein junges, ein keckes Zigeunerblut
Und hab auf der Welt nicht Lieb und nicht Gut.
Mein Vater ist todt!
Mein Mutter ist todt!
Mein Eigen kein Blümchen, mein Heim kein Ort.
Ich singe und bettle und hungre mich fort.
Es blühen die Blumen
Auf sonnigen Höh'n.
Die Menschen sind böse,
Die Erde so schön.

Mein Vater ward zornig, der gütige Mann.
Was gieng auch den Grafen mein Mütterlein an!
Mein Vater der schlug
Den Grafen genug.
Sie brachten den Vater im Thurme zu Ruh,
Mich küßte die Mutter und weinte dazu.
„Mach hurtig, wir müssen
Von dannen gehn!
Beim Grafen, dem Räuber,
Vergeblich mein Flehn!"

Wir wanderten frierend die Wälder entlang.
Die Mutter verstummte, mir wurde so bang.
Mein Mutter krank,
Zum Sterben krank.
Und als sie verscharrt war am Waldesrand,
Da steckt' ich dem Grafen sein Schloß in Brand.
Hei! schlugen die Flammen
Empor aus dem Haus.
Da lachte mein Mutter.
Nun ruht sie aus.

Die lustige Dirn.

Der Abend lockte zu Berge
Auf himmelnahe Höh,
Beim Wein in der lärmenden Schenke
Zu vergessen ein altes Weh.

Da tollten lachende Bursche
Die schallenden Dielen entlang,
Es schäumten und kreisten die Krüge,
Man tanzte und jauchzte und sang.

Ich wollte mir auch erjagen
Ein Mädel aus dem Schwarm,
In vollen, umrankenden Armen
Zu vergessen den Knabenharm.

Da kam mir entgegengeschritten
Ein Mädel braun und schön;
Ich habe mein Tage nicht wieder
Ein so lustiges Mädel gesehn.

Ich faßte sie rund und preßte
An's Herz die feurige Dirn,
Und gab ihr auch wohl im Gedränge
Einen Kuß auf die zuckende Stirn.

Da löschte der Teufel die Lichter,
Da lag sie an meiner Brust,
Da tauschten wir seelig umschlungen
Viel Küsse in sinnloser Lust.

Und es flüstert mit bebender Stimme
Das braune Weib mir zu:
„Du nimmst mich für eine Dirne,
Und bin doch nur elend wie du.“

Das Blumenmädchen.

Kauft von ihr ein Veilchensträußchen!
Geht doch nicht so kalt vorüber,
So geschäftig, so geschwind!
Kauft von ihr ein Veilchensträußchen!
Habt Erbarmen mit dem armen
Schönen, blassen Bettelkind!

Seht ihr nicht die leichenfahlen,
Reichen Buben sie umschleichen,
Lauern bis zur Dunkelzeit?
Hört nicht lustig sie beschwören,
Ihren Willen zu erfüllen
Um Geschmeide, Hut und Kleid?

Zitternd flieht mit nassen Augen,
Blassen Lippen die Umworb'ne,
Vor der dumpf geahnten Schmach.
Wie ein Rudel Wölfe folgen
Ihr die weinberauschten Buben
Lachend,, singend, frech ihr nach!

Wo ist Hülfe! Wo ist Rettung?
Hinter ihr das heis're Lachen,
Vor ihr — ihrer Mutter Haus,
Einer Mutter, die am Morgen
Sie gejagt mit Flüchen, Schlägen,
In die Sündenwelt hinaus!

Die ihr blasses Kind verderben,
Die 's mit Hunger, Flüchen, Schlägen,
Böse Liebe lehren will.
Wo ist Hülfe? Wo ist Rettung?
Und die Kleine hält erschaudernd
Vor der schlechten Schwelle still!

Und sie hört die Buben locken,
Und sie hört die Mutter lachen —
Sie verhüllt ihr Angesicht.
„O Maria! Heil'ge Mutter!
Du allein kannst helfen, retten!
Gute Menschen giebt es nicht!"

Kauft von ihr ein Veilchensträußchen,
Veilchen kauft, so lang sie duften!
Veilchen welken so geschwind.
Kauft von ihr ein Veilchensträußchen!
Morgen trägt sie Sammt und Seide,
Heute ist sie noch ein Kind!

Carolus Magnus.

In einer Christenkirche vor ernstem Hochaltar
Kniet Kaiser Karl des Großen erlesene Heldenschaar,
Die starken Siegerhände gefaltet im Gebet
Zu ihres Himmelsgottes verhüllter Majestät.

Der Bischof singt aus dem Buche eintönige Weisen vor,
Gar fremd lateinische Worte ertönen dazu vom Chor.
Da — plötzlich verstummt der Bischof, wild springt der
Kaiser auf,
Die starken Mannen lauschen und fassen des Schwertes
Knauf.

Ein Hornruf schallt herüber, so gell, so klagevoll,
Wie nie von Menschenathem ein Hilferuf erscholl.
Ein Hornruf schallt herüber von fern so leis' und bang,
Wie der erste Todesseufzer in der jungen Welt erklang.

Das war des Riesen Roland gar letzter Hilferuf,
Als Ganelon, der Verräther, ihm schwere Kämpfe schuf.
Das war des Riesen Roland, des Sterbenden letzter
Schrei,
Der seine Waffengesellen vertrauend rief herbei.

Viel Meilen kam der Hornruf her über Berg und Thal,
Dort lag der Riese Roland todtwund in Ronzeval.
„Auf! Zu den Rossen! Wir reiten!" Sie riefen's in
wildem Muth.
„Es gilt, den Blutgenossen zu reißen aus Feindeswuth!"

Da sprach Turpin, der Bischof: „Die Rettung steht
beim Herrn!
Wenn Roland, der Gute, bedrängt ist, — Ihr seid ihm
allzufern.
Der Herr allein wird retten, wer ihn in Demuth glaubt.
Dem Herrn allein die Ehre! Ihr Helden beugt das Haupt!

„Er, der die Welt geschaffen durch seines Willens Wort,
Der Herr allein kann treffen am fernsten Erdenort.
Der Herr allein kann Roland retten aus Todesqual,
Aus Sarazenenhänden im Thal von Ronzeval.“

Die Männer murrten; der Kaiser rief streng, ein Bild
von Stein,
Das Haupt zurückgeworfen, in's dunkle Gewölbe hinein:
„So hör' mich, Gott meines Bischofs, du, mächtiger
als wir,
Hör' mich und merke, der Kaiser, Carolus, spricht
mit dir.

„Hörst du mich nicht, beim Zorne! — Ich sage dir
Fehde an!
Oh, Herre Gott, gedenke, was ich für dich gethan.
Für dich hab' ich die Erde bezwungen mit meinem
Schwert,
Für dich und deinen Grafen das alte Rom begehrt.

„Für dich hab' ich vernichtet der Heiden herrliches Heer,
Die Sachsen zu Tod oder Taufe getrieben in's tosende
Meer.
Für dich hab' ich gemordet im schönen Maurenland,
Die Thürme umgeworfen, die frohen Paläste verbrannt.

„Oh Herre Gott, ich fordre nun meinen Kriegersold.
Ich will von dir nicht Ehre, ich will von dir nicht Gold.
Will Keinem, Keinem danken für Ruhm und Macht
und Glück.
Ich fordre Roland's Leben! Gieb mir den Freund
zurück!

„Dein Bischof hat verkündet, du seist der letzte Hort.
Dein Bischof hat verpfändet für dich sein Manneswort.
So rette du den Roland! Du kannst es, du allein!
Und ich will bis an's Ende dein treuer Dienstmann sein!

„Doch merke wohl, es fleht jetzt Carolus in höchster
Noth!
Hörst du mich nicht, ich räche an dir des Freundes Tod.
Ich weiß dann, deine Worte sind Menschenlug und Trug
Und schlage deine Pfaffen, wie ich die Andern schlug.

„Und stürze deine Tempel auf ihrer Hüter Grab
Und schleudre deine Bilder von hohem Fels hinab,
Und schenke meinen Knechten dein weites Land und Gut,
Und brenne deine Bücher in heiliger Feuersgluth.

„Die seidenen Gewänder und all' die bunte Pracht
Sie soll die Dirnen kleiden, mit welchen ich gelacht.
Die Becher und Leuchter und Becken, all' Kirchengold
und =Geld,
An meiner Rosse Hufen soll's klingen durch die Welt.

„Dann fass' ich deine Kreuze — sie brachten mir kein
Heil! —
Und schleudre sie zu Füßen der alten Irmensäul',
Ich mache deine Lehre zu meines Narren Spott,
Und jubelnd kehr' ich wieder zu meiner Väter Gott." —

Der Kaiser schwieg; da schlugen die Helden an Schild
und Schwert,
Und riefen „Heil!“, daß Karl den Gott zum Kampf
begehrt.
Der Bischof blickte nieder, sein Auge zuckte wild,
Er biß die dünne Lippe, dann sprach er ruhig mild:

„Dein Roland ist gerettet! Der Herr hat dich erhört!
Er hat die Seele gerettet, der Leib nur ist zerstört.
Wohl ließ er ihn erschlagen, den besten, bravsten Mann,
Doch seh' ich Roland's Seele froh steigen himmelan.

„Der Herr allein wird retten, wer ihn in Demuth
glaubt.
Dem Herrn allein die Ehre! Ihr Helden beugt das
Haupt!“ —
Da sank auf's Knie des Kaisers erlesene Heldenschaar
Und Karl allein stand zürnend aufrecht vor dem Altar.

Die Baronin hatte mit halbgeschlossenen Augen zugehört. Zwischen den feinen Wimpern hindurch blickte sie scharf nach dem jungen Vorleser; als derselbe aber mit einem wehmüthigen: „Für heute wird es wohl genug sein!" — sein Buch schloß, als sie die theilnahmslosen Mienen der übrigen Herren wahrnahm, verloren ihre Züge wieder langsam den Ausdruck der gerührten Hörerin. Sie warf die Oberlippe auf und sagte:

„Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Erwin, aber mit diesen Gedichten werden Sie schwerlich einen Preis gewinnen. Ich spreche, glaube ich, für alle Damen — und die Herren, die lesen ja ohnehin keine Gedichte, wenn sie nicht gerade von Wilhelm Busch oder von Griesebach sind. Eigentlich lesen wir Damen auch nicht gern Verse. Sehen Sie, wenn wir Romane lesen und überschlagen einmal zehn bis zwanzig Seiten, so thut das gar nichts. Wir ergänzen das Fehlende bei einiger Uebung genau so, wie der Herr Dichter es gewollt hat. Und wie rasch läßt sich so eine Seite lesen! Ein Wort auf jeder Zeile genügt, uns den Inhalt zu erklären. Aber Ihr Versmacher seid so furchtbar anspruchsvoll. Das Ding hat vielleicht nur vierzehn Zeilen; man muß sie aber lesen wie einen Liebesbrief, Silbe für Silbe, Wort für Wort, damit Einem ja nicht der Reim entgehe. Und diese Mühe gebe ich mir nicht, außer das Gedicht wäre eben auch ein Liebesbrief und" — die Baronin lächelte entzückend — „und an mich gerichtet."

Erwin schaute trüb im Kreis herum und nickte traurig, als Alle unter Lachen Beifall riefen.

„Sie haben wohl recht," sprach er ruhig, „und seitdem bei uns die neue Sorte von Dichtern herrscht, die Verse für den Toilettentisch fabrizirt, komme ich mir mit meinen Theorien wie ein Ausländer vor, der eine fremde Sprache spricht. Ich will nur gestehn, daß ich zwischen Prosa und Versen einen andern Unterschied sehe. Ich schreibe Prosa, wenn ich Andern etwas erklären, mittheilen oder erzählen will. Ich denke bei meinen Versen zuerst nur an mich. Wenn mich etwas so tief bewegt, daß es mir keine Ruhe läßt, bis ich dafür eine Gestalt, für die Gestalt einen Ausdruck und für den Ausdruck eine rhytmisch bewegte Form gefunden habe, dann entsteht das, was man gewöhnlich ein Gedicht nennt. Meine Prosa wird schlecht, wenn ich beim Schreiben nicht unablässig an den Leser denke; meine Verse, wenn ich diesem das geringste Zugeständniß mache. Uebrigens gelobe ich, mich zu bessern und demnächst nur noch Verse erotischen Inhalts zu schreiben."

Frick und Ungelt wollten das Thema aufnehmen und mit Hasse über die Grenzen von Poesie und Prosa streiten, aber die andern Gäste kamen vom Hundertsten in's Tausendste und ließen einen geordneten Dispput nicht mehr aufkommen. Als die Herren aufbrachen, waren nur Elsa und Hagau darüber einig, daß Verse doch am Ende immer Verse wären.

Eine Stunde später gingen Frick, Morris und Hasse auf der Digue spazieren. In allen Tonarten sprachen sie über die Schönheit und Anmuth der Baronin.

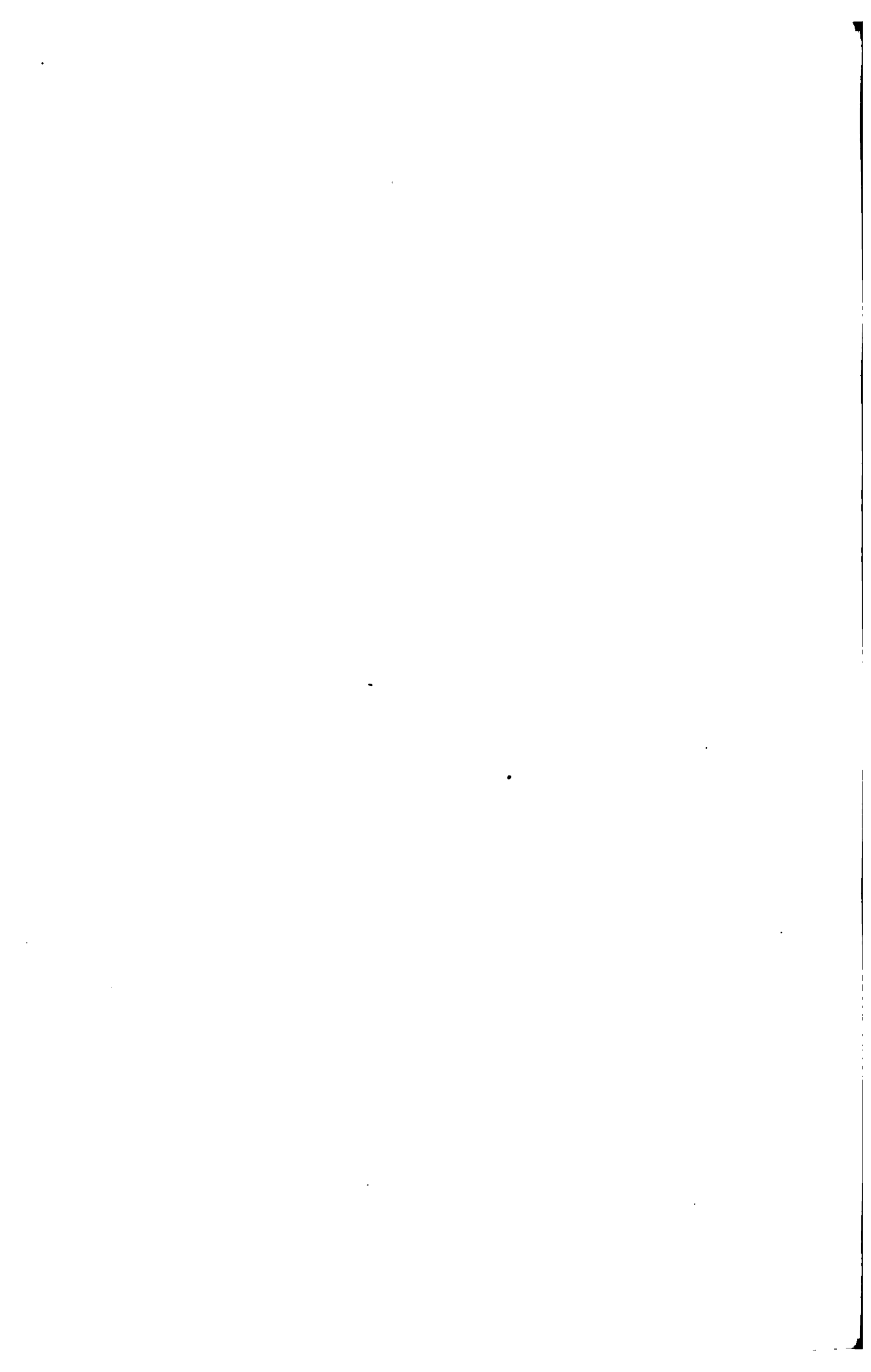
Morris. Glauben Sie, daß es ihr mit der Preisausschreibung Ernst sei?

Frick. Das weiß sie wahrscheinlich in dieser Stunde selbst noch nicht.

Hasse. Es war doch sehr kühn von Ihnen, das Märchen von dem Jugendgedichte zu erzählen. Der Baron muß doch errathen haben, daß Sie mit dem Gedichte einen Kuß meinten.

Frick. Lieber, junger Freund, ein Kuß ist nur ein hübscher Vers in dem großen Gedichte, das Liebe oder Freundschaft heißt. Der erste Vers in der Liebe, der letzte in der Freundschaft. Gute Nacht!

Zweiter Sonntag.



Die Sonne ist gütig, Baronin,
Wie Ihres Auges Funkeln.
Doch wenn die Chinesen diniren,
Dann sitzen wir im Dunkeln.

Auch Sie sind gut, Baronin,
Allgütig wie Sonne und Licht.
Sie lieben Alles, was athmet,
Nur mich, mich lieben Sie nicht.

Sie schenkten dem Bettler, deß Mantel
Zerrissen war, Ihren von Nerz.
Baronin, mein Herz ist zerrissen,
Und Sie schenken mir nicht Ihr Herz!

Als Elsa heute Vormittag aus dem Meerwasser in ihre Kabine zurückkehrte, fand sie unter dem Spiegel diese Verse liegen. Die Hand war ihr unbekannt. Sie fragte die Badefrau, wer das Blatt wohl hingelegt hätte, konnte aber keine Auskunft erhalten. In bester Laune kam sie nach Hause und zeigte ihrem Gatten das kleine Gedicht.

Edmund machte dazu ein ärgerliches Gesicht.

„Das kommt von dem Umgang mit diesem würdelosen Literatenvolk. Sie mögen ja Geist besitzen, die Herren; aber sicher ist, daß sie keinen Verstand haben. Wie kann man einer verheiratheten Frau von Deinem

Alter solche Kindereien zu lesen geben! Und was für eine Figur spiele ich dabei?“

Da Elsa zu schmollen anfing, sprach Edmund rasch von etwas Andrem. Am Abend aber, als Alles schon für den Empfang der Gäste vorbereitet war, begann er auf's Neue:

„Diese zudringlichen Verse sind mir wirklich unangenehm. Du mußt den Verfasser ordentlich abtrumpfen.“

Elsa. Ich kenne ihn gar nicht.

Edmund. So mußt du ihn zu entdecken suchen.

Elsa (träumerisch). Ich werde mir Mühe geben.

Edmund. Ich glaube, recht gesehen zu haben, als ich dich letzten Sonntag von deiner ersten Gesellschaft wenig befriedigt fand. Du sprachst kein Wort mit mir, und als du zu Bette gingst, gähntest oder seufztest du.

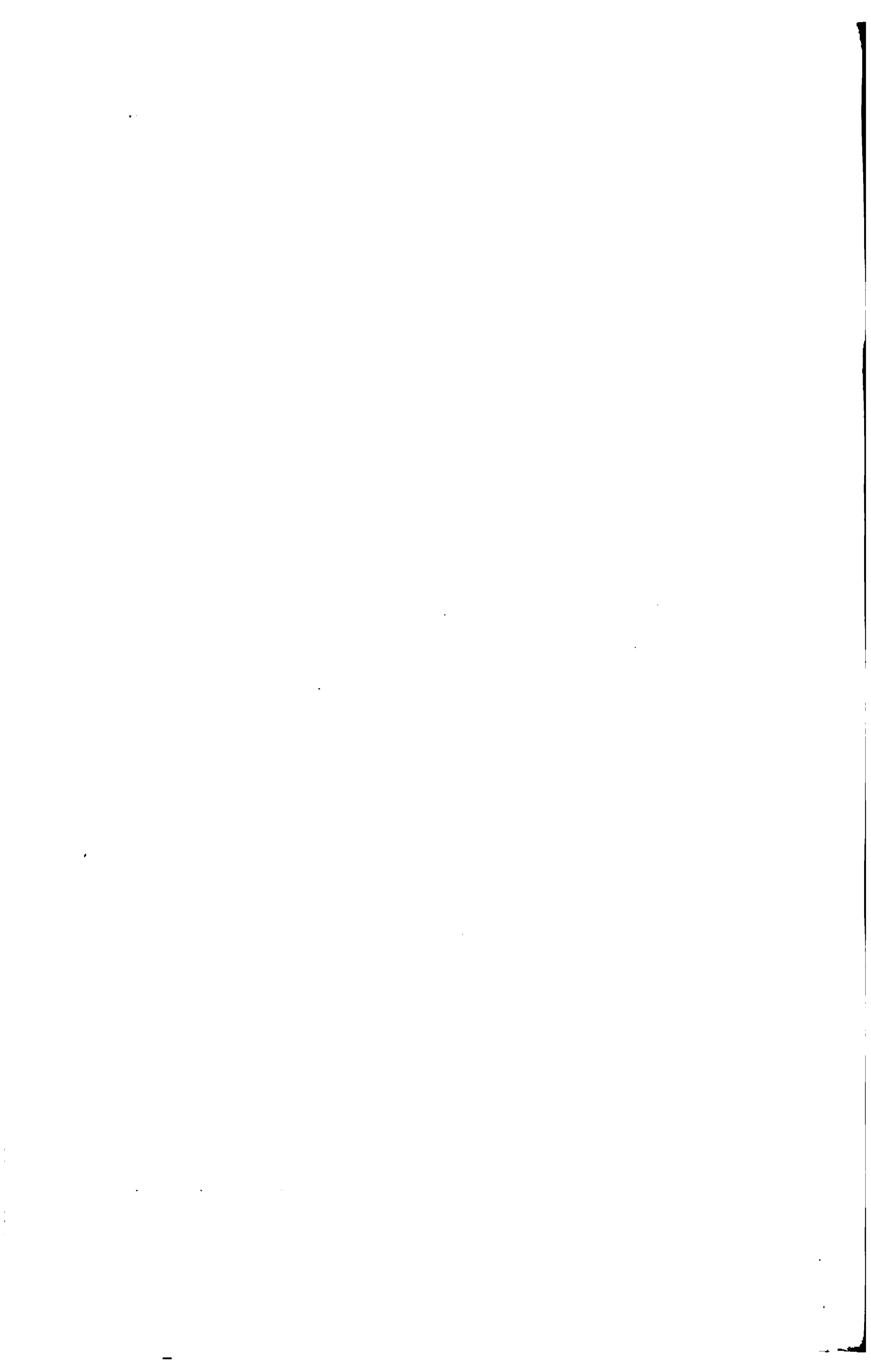
Elsa. Wohl möglich! Ich fragte mich, wem ich schließlich den Preis zuerkennen solle, wenn alle Bewerber so ernste Sachen berichten. Die Herren scheinen mich nicht recht zu verstehen.

Edmund. A propos! Was ist denn das für ein altes Gedicht, um das deine Freunde sich so bemühen?

Bevor Elsa zu antworten genöthigt war, trat Lieutenant von Hagan mit einem Rosenbouquet in der Hand ein und bald darauf war der Kreis vollzählig.

Hans Ungelt erhielt das Wort und las.

Um die schwarze Eiche.



Sonntag war es freilich. Aber so lange hatte der Förster noch an keinem gewöhnlichen Sonntage die einzelnen Stücke seiner stattlichen Uniform gebürstet und zurecht gerückt wie heute. Für den alten Herrgott war der Staat schwerlich bestimmt; denn aus dem Försterhause pflegte nur die Magd, die alte Barbara, zur Kirche zu gehen. Der Förster Dallmann selbst stand als Ketzer in bösem Rufe.

Lisbeth schlug die Hände zusammen, als sie den Vater in Feiertagskleidern und mit einem Feiertags-Antlitz in die gemeinsame Stube treten sah.

„Sie haben doch heut' nicht Geburtstag beim Fürsten?“ rief sie.

„Und Deine Hochzeit ist heute auch nicht, Lisbeth, aber doch etwas Wichtiges. Meine Arbeit ist beendet. Die Arbeit, die mich nun zwei Jahre lang beschäftigt hat. Es war eine Ehrensache für mich. Ich meine, ich habe den Auftrag nicht ganz schlecht ausgeführt.“

Der Förster, ein mächtig großer, starker Mann von höchstens fünfzig Jahren, strich bei diesen Worten wohlgefällig seinen langen braunrothen Bart. Noch einmal legte er ein Bündel Schriften sorgsam auseinander; während er die einzelnen Blätter prüfte, konnte er nicht umhin, sie so gegen das Licht zu halten, daß Lischen die Sauberkeit der schwarzen und rothen Linien und der ebenmäßigen Schriftzüge deutlich bemerken

mußte. Lisbeth beeilte sich, die Kunstfertigkeit ihres Vaters zu rühmen.

„Unser Schulmeister verstand brav zu schreiben," versetzte der Förster geschmeichelt.

Lisbeth hätte gern gewußt, was mit den vielen Schreibereien erzielt werden sollte. Aber da war der Förster unerbittlich schweigsam. Seit zwei Jahren hütete er auf's Strengste das Amtsgeheimniß. Nur so viel konnte Lisbeth erfahren, daß die ausgedehnten Waldungen des Fürsten durch neue Straßen nutzbringender gemacht werden sollten und daß man zu den praktischen Kenntnissen und zu der Unbestechlichkeit ihres Vaters Zutrauen hatte, — daß man ihm die Berechnung der neuen Anlagen übertrug.

Schon wollte der Förster das Haus verlassen, da bellte draußen der braune Wolfshund. Der Landbriefbote trat ein. Lisbeth nahm dem müden Mann das Schreiben aus der Hand und wollte es dem Vater reichen; aber vorher warf sie einen Blick auf die Aufschrift.

„Sapperlot, da muß ja eine furchtbare Neuigkeit gleich oben auf stehn! Du wirst ja ganz roth, Mädel! Gieb her! Da steht ja weiter nichts als: Herrn Hans Dallmann, Förster im Wildenreuther Revier, Böhmerwald, letzte Post K ... Darüber bist Du roth geworden? Brauchst beim Namen Deines Vaters nicht zu erröthen, Mädel. — Na, dem Boten wird unser Bier vielleicht auch schmecken. Lisbeth, ein großes Glas!"

Der Bote war sehr eilig und Lisbeth hatte doch sonst ein gutes Herz. Aber nicht erwarten konnte sie es heute, daß der fremde Mann austrank und Vater und Tochter allein ließ.

Endlich hatte sich der Bote mit herzlichem Danke empfohlen, aber der böse Vater hielt den Brief noch immer uneröffnet in der Hand. Jetzt schnitt er endlich den Umschlag auf, vorsichtig und bedächtig, jetzt las er, so langsam, so langsam, daß Lisbeth hätte weinen mögen vor Ungeduld.

Sie trocknete das Glas, welches der Briefbote geleert auf die Kante des Tisches zurückgestellt hatte, immer noch ab, obgleich es schon wieder spiegelblank glänzte; sie rieb und rieb und ließ kein Auge vom Vater. Der Brief kam aus Prag und in Prag lebte Alfred Dallmann.

Alfred Dallmann war ein junger armer Neffe ihres Vaters, sie hatten mit einander im Walde ihre Kinderjahre verlebt, dann war er in die Stadt auf die Schule gekommen, sie hatte ihn alljährlich während den Ferien wiedergesehen, sich über seine guten Zeugnisse und die vom Vater dafür gespendeten Lobsprüche gefreut, — dann war er fortgeblieben. Er war in Prag Ingenieur geworden und hatte keine Ferien mehr, der Arme, und die blonde Lisbeth hatte seit mehr als einem Jahre nichts von ihm gehört.

Daß er so lange nicht geschrieben hatte, war nicht eben wunderbar. Er hatte ja so viel zu arbeiten, und Lisbeth wußte es ihm heimlich sogar Dank, wenn er so fleißig arbeitete. Er hatte ja vor seinem letzten Abschiede so sonderbare Reden geführt. Er wollte nicht früher schreiben, als bis er zu einem sehr, sehr wichtigen Brief den Muth haben würde.

Und dazu hatte Alfred ein so merkwürdiges Gesicht gemacht, wie noch nie, und eben erst hatte das Antlitz des Vaters einen ganz ähnlichen Ausdruck.

Als sie wieder nach dem Vater hinüberschielte, hielt dieser die Hand mit dem Briefe schon gesenkt und schaute lächelnd zu ihr hinüber.

„Alfred will uns besuchen, Lisbeth, und — da, lies selber!“

Lisbeth ergriff den Brief, am liebsten hätte sie ihn geküßt. Der Vater lächelte. Sie vermochte kaum, zu lesen.

„Lies laut, Mädel, einen hübschen Brief kann man auch zum zweiten Male hören,“ sagte der Förster.

Lisbeth las.

„Lieber Vater! noch nie hat mich das Recht, Dich so zu nennen, mehr gefreut, als in diesem Augenblicke, wo ich freudige Nachrichten zu melden habe. Es muß gleich heraus: Ich habe eine Anstellung und kann zu Euch kommen. Die Eisenbahngesellschaft, welche die Strecke von B... nach Bayern bauen will, — die Strecke führt wahrscheinlich hart bei Deinem Forsthaus vorüber, — hat mich in Dienst genommen, und so bin ich endlich am Ziel meiner Wünsche. Wie viel ich Deiner Güte verdanke, lieber Vater,...“

„Hm, hm,“ unterbrach der Förster, „diese Stelle kannst Du übergehen. Der Alfred ist ein braver Junge, hat sich sein Glück selber zu verdanken. Brauchst mich nicht zu küssen, Mädel! lies weiter, auf der dritten Seite, mit dem ersten Absatz fang jetzt an.“

Lisbeth suchte die bezeichnete Stelle mit den Augen, ihre Hände begannen zu zittern, sie stockte. Sie sah die Worte „ich liebe Lisbeth“ und war nicht im Stande weiter zu lesen.

„Weiter lesen!“ rief der Vater mit scheinbarer Strenge und lachendem Gesicht.

Aber schon lag Lisbeth an seinem Halse, lachte und weinte durcheinander, küßte dem glücklichen Manne

Mund und Augen und Stirn und drückte ihn mit ihren Händen so fest an sich, daß der Vater sich endlich mit Gewalt losmachte und sagte:

„Laß für den Alfred auch noch etwas übrig! Und jetzt rede auch ein vernünftiges Wort. Warum weinst Du denn schon wieder? Der Alfred ist ein braver Junge, und weil er von nun an satt zu essen hat, meint der Narr, er müsse sich gleich wieder eine Sorge aufladen und er müsse Dich zur Frau haben. Na, na, ich zwing' Dich nicht, und wenn er Dir so zuwider ist, daß Du über seinen Antrag weinen mußt . . .“

Wieder schluchzte Lisbeth an des Vaters Brust, er konnte ihre Augen nicht sehen. Jetzt hob sie das Haupt, blickte den Vater mit ihren thränenfeuchten Augen dankbar an und flüsterte kaum hörbar:

„Ich habe ihn so lieb, Vater, so lieb! Das Glück — Vater, ich habe Alfred so lieb, daß ich mich vor Dir schäme!“

Plötzlich ließ das Mädchen den Vater los, floh aus der Stube und lief draußen wie ein wildes Kind umher, erzählte dem Hund uud den Tauben und den Rosen von ihrem Glücke, küßte feurig ihre eignen Hände, streichelte sie und nannte sie ein über das andere Mal „Alfred, süßer Alfred“ und setzte sich endlich in der Gartenlaube nieder, drückte ihr heißes Gesicht in beide Hände und schien zu schlafen.

Der Förster schaute ihr lange vom Fenster aus zu, jetzt mochte er sie nicht aus ihren Träumen wecken. Wohl eine Viertelstunde maß er mit festen, gleichen Schritten die Stube und murmelte dann und wann ein paar Worte.

Endlich erinnerte er sich, schnallte den Hirschfänger fester um den Leib und verließ die Stube. Draußen küßte er das Mädchen auf die glühende Stirn, fuhr

mit der Hand sanft über ihr weiches Haar und ging.

„Ich komme vor Abend nicht zurück, Lisbeth. Er ist ein braver Junge.“

Lisbeth hatte sich nicht gerührt. Jetzt stand sie auf, senkte die Augen und fragte:

„Wann kommt er wohl?“

„Du kannst seine Stube zurecht machen,“ war die Antwort.

Dann pfiff der Förster dem starken schönen Hunde und bald verschwand seine hohe Gestalt auf dem vielfach gekrümmten Waldwege.

Noch lange blieb Lisbeth unverweilt in der Gartenlaube stehen, dann fiel ihr plötzlich die alte Magd Barbara ein, die drüben im Gemüsegarten Kräuter für die Abendsuppe pflückte. Barbara mußte von ihrem Glücke erfahren.

Barbara war schon viel zu alt, um sich noch über irgend etwas auf der Welt zu wundern. Sie hätte das der Lisbeth längst sagen können, daß der junge Herr Alfred in sie verliebt sei, sie habe den braven Herrn Alfred beinahe ebenso lieb wie ihre Lisbeth und hoffe noch eine ganze Menge kleiner Kinder laufen zu lehren.

Lisbeth hielt ihr den Mund zu.

Alfred konnte in den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen eintreffen, das Haus mußte zu seinem Empfange bereit sein. Barbara erbot sich, Alles in Ordnung zu bringen; Lisbeth jedoch hätte lieber selbst den Fußboden gescheuert, als eine Andere an der Freude Theil nehmen lassen, Alfreds Stube zu schmücken.

Das Scheuern war freilich in dem schmucken Försterhause nicht nöthig. In dem Oberstübchen, das Alfred stets zu bewohnen pflegte, herrschte die freundlichste Sauberkeit. Aber nicht Alles, was so ein junger

Herr Ingenieur etwa brauchen konnte, befand sich bereits darin. Alfred sollte nichts, schon gar nichts vermissen.

Wie wenn ein fröhlicher Kanarienvogel in seinem luftigen Bauer trillernd umherhüpft und flattert, so eilte die schöne Lisbeth, hausmütterlich besorgt und bräutlich beglückt, treppauf, treppab im Hause umher. Das lachte und sang, als wäre der Bräutigam schon da und Hochzeit würde gefeiert. Die alte Barbara saß am Herde, sie sollte das Mittagessen bereiten, aber sie ließ das Wasser überschäumen und lauschte mit gefalteten Händen dem Silberlachen Lisbeths.

„Wozu brauchst du Klavier zu spielen, so lange du so schön lachen kannst,“ pflegte Vater Dallmann von diesem Lachen zu sagen.

Aber Lisbeth hatte doch ein klein wenig Klavier spielen gelernt, im Pfarrhause des nahen Dorfes mit der Nichte des Pfarrers zusammen.

Nun mußte sie doch Barbara's Hilfe in Anspruch nehmen, um ihr kleines, vorige Weihnachten zum letzten Male gestimmtes Pianino in Alfreds Stube zurechtzurücken. Dann trieb sie die treue Magd wieder hinaus. Ein prächtiges Gastbett war ohnedies immer bereit, der gefüllte Glasschrank war eine seltene Zierde, die Geweihe an den Wänden hatte Alfred immer gern gesehen, was fehlte noch? Die Bücher!

Schillers sämmtliche Werke in reichem Einbande hatte ihr der Vater zum letzten Geburtstag geschenkt, davon wußte Alfred noch nicht, er sollte sie auf dem Ehrenplatze finden. Daneben Alles, was ihr Alfred je zum Geschenk gemacht hatte. Goethes Faust, darin ein getrocknetes Vergißmeinicht, eine hellblaue, seidene Schärpe, ein Kupferstich von Raphaels sixtinischer Madonna, das Porträt Webers und der erste Band

von Berthold Auerbachs Dorfgeschichten mit einer Widmung von Alfreds Hand. Wie sie jede einzelne Gabe sorgsam abstäubte und sich mit ihr freute, als hätte sie sie eben erst erhalten!

Und nun rief Barbara doch zum Essen. Das ging heut eilig, als ob nicht Alles schon auf's Beste besorgt gewesen wäre. Als Lisbeth jedoch Barbara wieder entlassen wollte, fiel ihr erst das Wichtigste ein. Alle Lieblingsspeisen Alfreds vermochte sie aufzuzählen, keine sollte in den nächsten Wochen fehlen. Die alte Barbara verschwor sich, lauter Festtafeln anzurichten, nur mußte Lisbeth ihr versprechen, trotz der Anwesenheit des Bräutigams ein wenig mit Hand anzulegen.

Bald stand Lisbeth wieder in Alfreds Stube. Nein, traulicher konnte es nicht mehr sein, Lisbeth warf einen zufriedenen Blick auf ihr Werk. Und wenn er sie auffordern wird, zu singen oder zu spielen, hat sie nicht Alles wieder vergessen?

Aengstlich setzte sie sich an's Pianino und anfangs schüchtern, dann immer kräftiger glitten ihre Finger über die Saiten. Es ging ja noch!

„Wir winden dir den Jungfernkranz,“

sang sie endlich dazu mit ihrer jubilirenden Stimme und unten nickte die alte Barbara mit ihrem grauen Kopfe, lauschte wie in der Kirche bei der Messe, dann legte sie mit plötzlichem Entschlusse die schmutzige Küchenschürze ab, band ihre weiße Sonntagsschürze um und sang mit leiser Stimme mit:

„schöner, grüner Jungfernkranz.“

* * *

Das Jagdschloß des Fürsten, der die Sommermonate hier inmitten seiner ausgedehnten Ländereien zubrachte, lag eine gute Meile vom Forsthause entfernt.

Als der Förster sich bei seinem Dienstherrn melden ließ, brannte die Augustsonne schon heiß auf die Lichtung nieder, in welcher das Herrenschloß sich mit seinem schmucken Thürmchen erhob. Der Fürst, ein liebenswürdiger Lebemann, der im österreichischen Herrenhause die Wünsche der mittelalterlich und römisch gesinnten Großgrundbesitzer vertrat, auf seinen Gütern aber die Leute durch seine erzdemokratische Jovialität mit seiner höchst bürgerlichen Strenge in Geldsachen zu versöhnen suchte, empfing seinen Förster mit lebhafter Freundlichkeit.

Dieser legte nach den ersten Begrüßungsworten mit bescheidener Zuversicht seine Schriften zur Prüfung vor. Der Fürst bat um eine mündliche Erklärung, da er von einer solchen raschere und bequemere Belehrung erwartete. Auch diese verstand der Förster zu geben.

„Durchlaucht können sich auf alle meine Zahlen verlassen," schloß er, „sie haben mich viel Schweiß gekostet. Wenn Durchlaucht die Straße nach meinem Plane bauen, so verdoppeln Sie den Nutzen Ihrer Wälder. Die Kosten der Straße decken wir binnen wenigen Jahren, und dann brauchen Sie uns Förstern nur einen kleinen Theil Ihres Gewinnes anzuvertrauen und für Ihre Enkel wird in hundert Jahren ein Wald dastehen, so hoch und weit und reich, wie kein Fürst der Erde einen zweiten besitzen wird."

Der Förster sah ordentlich schön aus, als er dem Fürsten so warm dessen Vortheil an's Herz legte. Der Fürst mußte sich auch angenehm berührt gefühlt haben, denn er drückte seinem Untergebenen die Hand und bestellte ein Frühstück. Noch bevor der Diener wiederkam, sprach der Fürst:

„Ich danke Ihnen, lieber Dallmann, Sie haben eine wackere Arbeit geliefert. Sie sollen bald erfahren,

daß ich Ihre Treue und Ihre Intelligenz zu würdigen weiß. Vorläufig will ich Ihnen, um Sie zu ehren, ein Geheimniß anvertrauen. Die Straße, welche Sie vorschlagen, werde ich nicht bauen."

„Nicht?" fragte der Förster bestürzt.

„Ich werde sie nicht bauen, ich nicht," wiederholte der Fürst.

„Wer denn?"

„Der Staat. Ich sage mir: wozu bin ich Fürst u. s. w. u. s. w., wenn ich nicht dasselbe thun soll, was die Herren Bankiers, der neue Adel, thut. Ohnmächtiger, als so ein neugebackener Millionär, dessen Vater man nicht gekannt hat, bin ich ja auch nicht. Der Staat baut Eisenbahnen an allen Ecken und Enden, warum soll einer dieser eisernen Goldwege nicht durch meine Wälder gehn? Ich habe Einfluß genug! Der Staat wird mir meine Straße bauen, und wird damit einen ehrlicheren Steuerzahler verpflichten, als jene Herren sind. Ihre Mühe, lieber Dallmann, ist durchaus nicht vergeblich gewesen. Natürlich werden die Herren Ingenieurs jetzt die Sache in die Hand nehmen, aber ich werde dafür sorgen, daß — soweit es diese Gegend angeht — Ihr Plan zur Grundlage genommen wird. Einen Hauptspaß werde ich übrigens haben, wenn der Staat mir dabei selbst die Bäume niederhauen läßt, welche jetzt auf der zukünftigen Straße stehen, und für deren Holz er mir beinahe soviel bezahlen wird, als mich die Straße gekostet hätte!"

Der Fürst bereute seine Offenheit, als er den vorwurfsvollen Blick des Försters auf sich gerichtet sah.

„Und bietet die Bahn auch so bedeutende Vortheile für den Staat," fragte der Förster. „Die Gegend ist unfruchtbar und menschenarm. Außer unserem Holz ist da nicht viel zu fahren."

„Das ist nicht meine Sorge,“ antwortete der Fürst mit verändertem Tone.

Da glaubt man, im Gespräch mit so einem plumpen Diener sich gehen lassen zu können, man redet Monologe, Apostrophen an ein lebloses Werkzeug und plötzlich regt sich das Werkzeug und sagt gerade das Wort, das man am allerwenigsten hören möchte.

„Die Rentabilität der Bahn,“ fuhr er fort, „hat zu prüfen, wer sie baut. Darüber haben die Minister und die Herren im Parlamente zu entscheiden. Nach meiner persönlichen Meinung ist diese Bahn allerdings von hoher strategischer und wirthschaftlicher Bedeutung. Ueberhaupt ist jede neue Eisenbahn ein Segen für zurückgebliebene Gegenden. Und selbst, wenn ich — was ich nicht thue, nicht thue, Herr Förster — wenn ich den Staat aus gewinnsüchtiger Absicht zum Bau einer werthlosen Bahn verführt hätte, so werde ich noch immer den Dank des Landes verdienen. Jede neue Eisenbahn bedeutet, wie die besten Bücher lehren, eine Vermehrung des Nationalreichthums. Uebrigens, mein lieber Dallmann, sind das Fragen, welche auch gescheidtere Leute als wir Landwirthe nicht mit Sicherheit zu beantworten verstehen und — das Frühstück ist da. Ich habe Champagner kommen lassen, um eine neue Gesundheit zu trinken. Mein neuer Oberförster, Herr Dallmann, lebe hoch!“

Und der Fürst stieß mit seinem treuen Beamten an, der plötzlich das vorangegangene Gespräch vergessen hatte und mit wenigen Worten, aber mit einer innigen Rührung im Blick dem Fürsten dankte.

Der Förster zwang sich, die Eisenbahn zu vergessen.

Er theilte dem Fürsten die bevorstehende Verlobung seiner Lisbeth mit. Wieder tranken die Männer ein-

ander zu, und der Fürst lud unter übermüthigen Scherzen sich selbst zur Hochzeit ein.

„A propos, lieber Dallmann, versöhnen Sie mir vor der Hochzeit den Herrn Pfarrer. Der ist sehr ungehalten auf Sie, weil Ihre Lisbeth, seitdem Sie erwachsen ist, eben so wenig in der Kirche zu sehen ist, als Sie selbst. Er hat meiner Frau sein Leid geklagt. Ja, lieber Dallmann, je öfter die Lisbeth von jetzt ab zur Kirche geht, desto größer wird das Hochzeitsgeschenk meiner Frau. Mir ist die Sache gleichgiltiger. Aber auch ich sehe es trotz meiner bekannten Freisinnigkeit gern, wenn meine Leute die hergebrachte Sitte achten.“

„Warum soll ich meinen eigenen Herrgott beim fremden Herrn Pfarrer suchen?“ antwortete der Förster. „In der schwarzen Eiche vor meinem Hause wohnt der Herrgott auch, und die streckt ihre Zweige bis in meinen Garten hinein. Ich brauche nicht erst weit zu gehen. Der Herr Pfarrer muß sich schon mit der guten Seele meiner alten Barbara begnügen. Offen heraus, Euer Durchlaucht, ich mag unsern neuen Pfarrer nicht. Er redet nicht nur das Deutsche wie ein Slave, er benimmt sich auch gegen seinen Gott unterwürfig wie ein Slave. — Nichts für ungut.“

Der Fürst lachte. Zum Abschied reichte er seinem Oberförster noch einmal die Hand.

Als dieser sich nach einem kurzen Aufenthalte im Dorfe Wildenreuth auf den Heimweg machte, war er recht von Herzen froh. Nur leise tauchte dann und wann in seinem Kopfe die Sorge um die neue Eisenbahn auf.

Die Sonne neigte schon dem Untergange zu, als der Förster den Bach erreichte, an welchem einige tausend Schritte weiter oben das Forsthaus lag. Hier mündete ein lang gestrecktes Seitenthal, das sogenannte

Dunkelthal, eine bisher unwegsame Wildniß. Der Förster blieb stehen und schaute froh in den tiefen Schatten hinein. Dort mußte seine Straße mitten durch gehen, der Hochwald der beiden Abhänge mußte zugänglich werden und überdies wurde so der Weg nach der Kreisstadt bedeutend abgekürzt. Jetzt wagte es kaum ein Holzhauer, das sumpfige Thal zu passiren. Nicht einmal die Vögel liebten die Gegend, obgleich sie dort vor jeder Störung sicher gewesen wären.

Doch heute — was war das? — es schallte aus dem finstern Urwalde wie Jubelruf und Burschengesang. Die Stimme kam näher und näher und bald hörte man deutlich ein munteres Liedchen, das wie Zaubergesang aus dem Walde heraustönte; denn der Sänger war nicht zu sehen. Der Förster lauschte mit verhaltenem Athem, — jetzt mußte er seiner Sache gewiß sein, denn seine Lippen öffneten sich zu einem zufriedenen Lächeln.

„Richtig, der Alfred," murmelte er. „Prächtiger Bursche!"

Auf einmal trat der Sänger, ein kräftiger Jüngling mit dunkeln Lockenhaaren und einem zarten, braunen Bärtchen über den Lippen, aus dem Dunkel hervor. Schon stand er, wenige Schritte vom Förster entfernt, am jenseitigen Ufer des Baches, der an dieser Stelle eingeengt zwischen seinen steilen Ufern niederrauschte. Das Lied brach ab, ein augenblickliches Besinnen und der Jüngling schwang sich, auf seinen langen, festen Stock gestützt, über den Bach hinweg. Verblüfft stand er dicht vor dem Förster.

„Braver Junge! Also gesund bist du auch geblieben! Grüß dich Gott."

Alfred ergriff die dargebotene Hand und drückte sie fest, doch vermochte er kein Wort hervorzubringen.

Der Förster lachte heimlich über die Verlegenheit des Jünglings.

„Wie kommst du denn da aus dem Höllenloch heraus?“ Die Landleute erzählten von dem Dunkelthal schauerliche Sagen.

„Ich fuhr bis zur Kreisstadt mit der Eisenbahn,“ antwortete der Jüngling, „und von dort nahm ich zu Fuß den kürzesten Weg zu Euch.“

Es war gar zu böse vom Förster, daß er dem Jüngling nicht die geringste Gelegenheit zu einer Umarmung bot. Da hatte Alfred sich so hübsch die Anrede ausgedacht, in welcher er die Versicherungen seiner glühendsten Liebe zu Lisbeth geben wollte, und nun fragte der kalte Mann nach Dem und Jenem, nach Bekannten in der Stadt, nach der Länge der Eisenbahnfahrt und nach den neuesten Holzpreisen.

„Vater,“ antwortete Alfred, „hast du denn meinen Brief nicht erhalten?“

„Freilich.“

„Und — und — ist Lisbeth mir gut?“ stammelte Alfred, stehen bleibend.

„Frage sie doch selber,“ antwortete der Förster lachend. Doch als er einen Schatten über des Jünglings Stirn sich legen sah, fügte er, die Hand auf Alfreds Schulter legend, hinzu! „Du bist wahrhaftig jung geblieben, Alfred! Ich bin sehr zufrieden mit einem solchen Schwiegersohn und die dumme Lise ist ja ganz vernarrt in dich.“

„Vater!“ rief Alfred, und wollte jetzt endlich die verunglückte erste Begrüßung nachholen. Aber der Förster schritt rasch weiter und wies mit dem Finger nach der Richtung, in welcher der rauchende Schornstein des Forsthauses schon durch die Baumkronen zu erblicken war. Stumm eilten Beide auf das Haus zu;

die Augen des Jünglings spähten, ob die Geliebte nirgends sichtbar wäre; der Förster schaute mit freudigem Wohlgefallen auf die schlanke Gestalt des Schwiegersohnes.

Im Forsthause hatten die beiden Bewohnerinnen soviel Zeit verplaudert, daß die Dämmerung heranrückte, bevor das Anrichten der Abendmahlzeit begonnen hatte. Jetzt schafften Barbara und Lisbeth eifrig am Herde, als plötzlich Vater Dallmann aus der Stube hereintrat.

„Bist fertig, Lisbeth? Drinnen in der Stube fährt Jemand schon zum zwanzigsten Mal verlegen durch sein Haar, weil er dich fragen möchte, ob du ihm gut bist. Und ich bin hungrig.“

Aber schon hielten sich drinnen in der Stube Lisbeth und Alfred umschlungen. Keines sprach ein Wort, sie blickten sich in die Augen, und als Lisbeth endlich die Lippen öffnete und „Du bist groß und schön geworden, Alfred!“ sagen wollte, da sprach Alfred auch schon: „Wie du schön geworden bist, Lisbeth!“

Die alte Barbara hielt sich mit der Schürze die Augen zu, so mußte denn der Förster die Abendmahlzeit selbst auftragen.

Die beiden Alten sprachen dem Essen wacker zu, Barbara unter Thränen, der Förster unter scheinbar gleichgiltigen Reden; die beiden Liebenden saßen Hand in Hand.

Die alte Barbara hatte erst geweint, dann gelacht und ging endlich müde zur Ruhe.

Die tausend Dinge, welche die Liebenden einander zuflüsterten, interessirten den Förster offenbar nicht. Er erhob sich plötzlich und verließ das Haus. Der braune Hund folgte ihm, und als der Förster sich auf die Steinbank unter seiner alten Eiche niederließ, legte der

Hund sich zu seinen Füßen und leckte die Hände seines Herrn.

„Freust du dich auch, Wolf?“ sprach der Förster träumerisch vor sich hin. „Ja, es giebt viel Schönes auf der Welt! Es giebt den Wald und die Liebe und die Treue. Und du, Wolf, hast ein gutes Theil an all' dem Schönen. Mußt nicht glauben, Wolf, wenn ich dich oft schelte und dir drohe, daß ich immer so ein alter Brummbär gewesen bin. Auch ich war einmal jung und glücklich, so glücklich wie heute wieder.“

„Ich konnt' nicht drinnen bleiben, ich mußt' all'weil an den Franz denken, den die Kerle mir erschossen haben. Der Franz — ja der war ebenso brav wie der Alfred und war mein eigener Sohn. Mein Fleisch, ich noch einmal. Und ihr sah er doch auch ähnlich, die über seinen Tod selbst gestorben ist. Gute Anna!“

Der Hund bellte leise auf.

„Hörst du mir noch immer zu, Wolf? Und ich hatte dich ganz vergessen. Die arme Frau! Gelt, es ist schade, daß sie das nicht erlebt hat.“

Es rauschte über ihm in den dunkeln Zweigen der zerrissenen, uralten Eiche, die untergehende Sonne färbte die Wolkenränder mit glühendem Lichte und in den Fenstern des Forsthauses spiegelte sich das Erröthen des Himmels.

* * *

Nach einem kurzen Schlummer wurde Alfred schon bei Tagesanbruch vom Förster geweckt. Vater Dallmann schien gedankenvoll. Er scherzte zwar heiter, während Alfred rasch in seine Kleider fuhr; als dieser jedoch nach Lisbeth fragte, legte er die Hand auf die Schulter seines Schwiegersohnes und sagte ernst:

„Begleite mich ein wenig vor's Haus, ich möchte gern mit dir sprechen.“ Sie gingen nicht weiter als bis zur Steinbank an der Eiche. Dort setzte sich der Förster schweigend nieder; Alfred wartete ein Weilchen auf eine Anrede, und als der Förster noch immer nachdenklich vor sich hinblickte, suchte er ihm zuvorzukommen.

„Sei unbesorgt, Vater. Daß Lisbeth keinen Prinzen heirathen wird, hast du ja wohl gewußt, wenn ich mich auch immer vor so etwas gefürchtet habe. Lisbeth ist gar zu schön! Aber so glücklich, als sie ein unendlich liebender Mann machen kann, verspreche ich . . .“

Der Förster unterbrach ihn, indem er lächelnd mit der Hand abwehrte.

„Schon recht, darüber bin ich ruhig. Eine andere Sorge drückt mich seit gestern, die ich in der Freude ganz vergessen hatte. Ich sollte mich schämen, so selbstsüchtig zu sein. Ich hatte mich so darauf gefreut, wieder wie vor Jahren fröhlich mit Lisbeth beisammen zu sein. Ich bin dem Mädel ja beinahe fremd geworden! Zwei Jahre saß ich über meine Rechnereien, und an dem Tage, wo ich endlich von der Schreiberarbeit aufstehen darf und Lisbeth umarmen will, kommst du und nimmst sie fort. 's ist hart — aber ich hab's seiner Zeit auch nicht viel nobler gemacht. Na, sei nicht so betrübt. 's ist Menschenloos, und dir gönn' ich das Mädel, grad' dir. Und Sorgen hab' ich keine um euch. Du wirst sie gut halten, ich weiß, deiner bin ich sicher. Nein, sprich, wie steht's mit der Eisenbahn? Ist der Bau vortheilhaft für den Staat?“

Der Jüngling blickte erstaunt dem Förster in's Gesicht.

„Davon versteh' ich nichts, Vater. Ich habe mich um das Technische zu bekümmern, das Uebrige geht die

Unternehmer an. Ob der Staat oder sonst wer gute oder schlechte Geschäfte dabei machen wird, darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Ich bin es zufrieden, wenn man meine Dienste braucht und verlangt."

Der Förster war von dieser Antwort offenbar nicht befriedigt. Er sah den Jüngling einen Augenblick fast schmerzlich an, dann schien er seine Gedanken niederzukämpfen. Er summte ein längst unmodern gewordenes Liedchen vor sich hin, dann begann er in anderem Ton, der freundlich klingen sollte:

„Das mag ja so recht sein, wir Alten sind wahrscheinlich ... Hast du dich gestern im Dunkelthal zurecht gefunden?"

„Ich, Vater? Ein Ingenieur? Mir stand die ganze Gegend so lebhaft vor Augen, daß ich schon vor meiner Ankunft wußte, die neue Bahn werde durch's Dunkelthal und an unserem lieben, alten Forsthaus vorbei gehen müssen."

Der Förster lachte.

„Ihr jungen Leute habt doch den Teufel im Kopf! Wozu ich viele Wochen mit Rechnereien zugebracht habe, das fällt Euch im halben Schlafe ein. Durchs Dunkelthal, freilich! Aber gar zu nahe an mein Forsthaus darf sie mir nicht kommen."

„Doch, Vater," entgegnete Alfred mit dem Eifer eines jungen Beamten, „es geht nicht anders. Die Bahn muß über den Bach herüber und auf dieser Seite des Wasserlaufes bis zum Schwarzenberge aufwärts gehen. Nun, an der Mündung des Dunkelthales ist der Bach leicht zu überbrücken — du hast mich ja gestern dabei ertappt, wie ich hinübersprang! — weiter oben würden die Schwierigkeiten und die Kosten sich verzehnfachen. Es ist schade um die alte

schwarze Eiche, an die wir uns da eben lehnen und unter deren Schatten ich und Lisbeth als Kinder spielten. Sie wird daran glauben müssen."

Alfred schwieg und es war ihm, als hörte er jetzt zum ersten Male den Morgenwind durch die Krone des mächtigen Baumes rauschen. Aus der tiefen Höhlung, deren morsche Holzfasern unzähligem kleinen und großen Gethier zum Wohnplatz dienten, flog ein Fink auf, als flüchtete er von der bedrohten Stelle. Alfred mußte daran denken, wie er einstmals sich in dieser Höhlung zu verstecken pflegte, und wie Lisbeth ihn dann lange suchen mußte, bis sie weinte und er es nicht übers Herz bringen konnte, die Gespielin schluchzen zu hören. Der Baum war noch immer derselbe — und der Knabe von damals war der Zerstörer von heute. Der Förster erhob sich, setzte den linken Fuß auf die Steinbank und legte die Hand wie schützend auf den gewaltigen Stamm. Er blickte düster auf den Sprecher nieder.

„Wir wollen heute nicht um die schwarze Eiche streiten. Noch ist die Axt nicht erhoben, welche nach tausend Jahren den ersten Streich gegen sie führen soll. Aber höre, Bursche! Dieser Baum gehört zu unserem Geschlechte, ich weiß nicht wie und warum, aber etwas ist daran. Du freilich hast in der Stadt so viele Bücher gelesen, daß du die Geschichten vergessen hast, die man Euch Kindern unter der schwarzen Eiche erzählte. Du weißt, ich habe noch weniger Aberglauben als Glauben. Ich habe dich danach erzogen. Es ist darum gewiß nur eine dumme Sage, daß tief im Kerne dieses Stammes ein goldenes Messer steckt, und wer das Messer aus eigener Kraft herauszureißen vermag, dem wird einst dieser ganze Wald zu eigen gehören und alle Thiere, die darin hausen. Und Niemand darf die alte

schwarze Eiche mit einem Axthieb versehren, sonst wird ein Mistelzweig herunterfallen und den Mann erschlagen! — Es ist gewiß nur eine dumme Sage."

Der Förster wandte sich dem Hause zu und winkte Alfred, ihm zu folgen. Auf dem Wege fügte er freundlicher hinzu:

„So weit meine Vorfahren sich zurückerinnern konnten, wohnten sie unter der schwarzen Eiche. Ich habe keinen leiblichen Sohn mehr, seitdem die Schmuggler mir meinen Franz erschlagen haben. Du nimmst mir meine Tochter, Alfred, mußt du mir auch die schwarze Eiche nehmen?"

Die letzten Worte sollten scherzhaft klingen, doch konnte erst das sonnige Lachen Lisbeths den Ernst von den Stirnen der Männer verscheuchen.

Das Mädchen hatte gehofft, ihr Bräutigam werde einige Wochen ruhig im traulichen Hause verbringen können. Doch Alfred mußte nach allen Richtungen das Land durchforschen und kam oft erst am Samstag Abend zu seiner Braut zurück. Mitunter aber, wenn ihn sein Beruf in die Nähe führte, überraschte er Vater und Tochter noch vor dem Schlafengehen und brachte dann die Nacht im Forsthause zu. Dann wurde das unverhoffte Glück des Wiedersehens mit vollen Zügen genossen. Und als einmal der junge Ingenieur in später Nachtstunde ankam und, um die Schlafenden nicht zu stören, heimlich — der treue Wolf kannte ihn schon und bellte nicht — auf der Bank am Herde übernachtete und von der alten Barbara frühmorgens schlafend gefunden und im ersten Schrecken für einen Dieb gehalten wurde, da hallte ein Jubel im Forsthause, daß der Förster selbst den ganzen Tag über lachte, so oft er sich an das Entsetzen der alten Magd erinnerte.

Sonst war der Förster allerdings stiller und nachdenklicher geworden. Lisbeth klagte, der Vater pflege am Abend stundenlang unter der schwarzen Eiche zu sitzen und hätte jüngst aus dem Schlafe gesprochen.

Alfred wußte, daß dem Förster die Sorge um die neue Eisenbahn keine Ruhe ließ. Er war deßhalb froh, als er dem Vater Dallmann einmal Gedrucktes über die Frage aus dem nahen Dorfe mitbringen konnte. Alfred hatte das „Geschreibsel" kaum angesehen, der Förster jedoch ging mit den Druckschriften sofort unter die schwarze Eiche und vertiefte sich mit andächtiger Aufmerksamkeit in ihr Studium.

Die eine Druckschrift war ein Prospekt der neuen „Erzherzog-Benno-Bahn" und bewies, wie die neue Bahn für den Staat unentbehrlich sei, für den Landstrich ein Segen werden müsse und wie die Aktionäre reichliche Zinsen erhalten würden. Dieser Prospekt war vor allen Andern auch vom Fürsten, von Förster Dallmanns Brotherrn, unterzeichnet; die Wahrheit und unbedingte Zuverlässigkeit aller Angaben verstand sich demnach von selbst. Als der Förster aufmerksam die Ziffern verglich, welche die neue Bahn als nothwendig, wohlfeil und höchst einträglich erscheinen ließen, da athmete er zum ersten Mal nach langer Zeit wieder leicht auf und bat innerlich dem Fürsten das Mißtrauen ab, welches er so ganz und gar ohne Grund gegen denselben gefaßt hatte.

Schon wollte der Förster das andere Blatt ungelesen bei Seite legen.

„Es war ja nur mein verdammtes Mißtrauen, was mich auf diese Dinge so neugierig machte," murmelte er. „Jetzt bin ich geheilt und bitt' es dem Fürsten damit ab, daß ich mich nicht weiter um Dinge beküm-

mere, die meine Hirsche da draußen beinahe mehr angehen als mich."

Das Blatt war eine Zeitung aus der Hauptstadt, die „Kritik". Als der Förster es bei Seite legen wollte, fiel sein Blick auf den ersten Artikel. „Die Erzherzog-Benno-Bahn und der Schwindel" stand oben in fetten Lettern. Ob der Förster wollte oder nicht, er konnte seine Augen nicht abwenden, er mußte lesen. —

Die Liebenden saßen noch fröhlich plaudernd und einander neckend auf der Ofenbank, als der Förster mit dem Zeitungsblatt in der Hand auf sie zukam. Er sah furchtbar ernst aus. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines unschuldig Angeklagten, über den soeben das verdammende Urtheil gefällt worden ist.

Lisbeth ließ die Männer allein. Alfred mußte den gehässigen Artikel des Blattes laut vorlesen. Die Nummer war nur wenige Tage alt.

„Nun hast du es selbst gelesen," begann dann der Förster. „Sie behaupten, daß unser Fürst ein Lügner sei, daß er die Aktionäre betrügen wolle, — oh, ich hab's recht gut verstanden, wenn es auch noch so vorsichtig gesagt ist — daß er die Erlaubniß der Regierung erschleichen und daß der Bau dem Staate und den armen Betrogenen theuer genug zu stehen kommen werde. Zum Schlusse wagt es dieser Mensch, unsern Fürsten gradeaus zu beschimpfen. Und nun, was meinst du, Alfred, was sollen wir thun?"

„Wir? Du?" rief Alfred erstaunt.

„Du meinst wohl wieder, mich gehe das nicht an, du Studirter und Neunmalweiser du! Ich aber sage dir, ich bin kein Lump und lasse mich nicht zum Lumpen machen, von dir nicht und von keinem Zeitungsschreiber der Welt! Und hier aus diesem Aufsatz les'

ich heraus: „Förster Dallmann ist ein Lump!“ Halte du es wie du es in der Stadt gelernt hast, ich stehe grad wie meine Wälder und bleibe ehrlich!“

So hatte Alfred den Förster noch nie gesehen. Er fühlte sich verletzt, unterdrückte aber seinen Zorn, um den aufgeregten Mann beruhigen zu können. Er sagte dem Förster seine Ansicht sanft, doch lag in der Stimme des Jünglings eine Festigkeit, welche offenbar Eindruck machte.

„Das Zeitungsblatt, welches dich so in Harnisch gebracht hat, ist uns, unserem Fürsten und unserem deutschen Stamme feindlich. Es ist, soviel ich von der Sache weiß, ein übel berüchtigtes Skandalblatt, das um seiner politischen Zwecke willen, den reinsten Namen in den Koth zu zerren vermag. Die „Kritik“ wird von Männern unterstützt, gekauft und geschrieben, welche nichts so sehr hassen, als uns Deutsche, unsere deutschen Thaten und unsere deutsche Industrie, von Männern, welche uns Deutsche in Böhmen als Eindringlinge betrachten, welche uns mit allen Mitteln der List und Gewalt, mit Schimpf und Kränkung aus dem Lande zu drängen bemüht sind. Die „Kritik“ ist bezahlt von den frivolen Adeligen und vertritt dabei die Interessen des Klerus. Die „Kritik“ ist in deutscher Sprache geschrieben und bekämpft Alles, was deutsch ist. Vater, du bist deutsch, du liebst die Freiheit und die Wahrheit — was hast du mit diesem Blatte zu schaffen? Unser Fürst gehört im Herrenhause trotz aller seiner persönlichen Sympathien für unsere Gegner dennoch zu der deutschen Partei. Darum allein müssen diese Leute ihn hassen. Das Alles solltest du bedenken, bevor du auf die Worte von Nichtswürdigen ein solches Gewicht legst.“

Der Förster hatte, anscheinend beruhigt, zugehört. Jetzt blieb er plötzlich vor Alfred stehen. Seine Stimme zitterte, als er zu sprechen begann.

„Dann soll der Fürst die Kerls hängen lassen! Noch haben wir den Kaiser in Wien und Gerechtigkeit im Lande, noch ist die Welt nicht umgestürzt. Wie darf man es dulden, daß man den Fürsten einen Schelm heißt? Wenn der Fürst ein Schelm ist, dann bin ich ein Schelm, weil ich ihm diene, und du bist ein Schelm, weil du für ihn und seine Helfershelfer denkst und schreibst und rechnest, und der Bach ist ein Schelm, weil er der neuen Bahn ihren Weg zeigt, die ganze Welt ist so voll Schelmerei . . .“

Der Förster biß sich auf die Lippen, dem starken Manne drohten Thränen in die Augen zu treten.

* * *

Von dieser Stunde an lag es wie ein Schatten auf dem Forsthause.

Einige Tage schlich der Förster umher, als wäre er krank. Er sprach mit keiner Seele. Am nächsten Sonntage aber, Nachmittags, als das Mittagessen, von welchem er kaum einen Bissen berührt hatte, abgetragen war, ging er nach Wildenreuth. Beim Herr Pfarrer sprach er ein.

Der Pfarrer Ignazius Kubitschka ließ sich seine Ueberraschung nicht anmerken. Aber daß dieser biedere Förster, der ihn haßte — oh, Ignatius Kubitschka wußte das wohl — und der es ihm noch heute nicht verzieh, daß er bei seinem Amtsantritt einen alten, liberalen Herrn, so einen milden Josephiner der alten österreichischen Schule, hatte verdrängen müssen, — daß Vater Dallmann ihn besuchte und gerade jetzt, wo

Ignazius beauftragt war, dem Bau der neuen Eisenbahn noch in zwölfter Stunde alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, das war ein Ereigniß. Der Pfarrer holte selbst von seinem besten Wein aus dem Keller und überlegte auf dem Wege, wie er sich zu verhalten hätte.

Der Förster war eigentlich mit feindlichen Absichten gekommen. Aber die urbanen Manieren des gebildeten Pfarrers ließen ihn nicht leicht zu einem Ausbruch seines Zorns gelangen. Und bevor der Förster sich dessen versah, wußte schon der „stille Mann der Kirche, der sich um die Sorgen der irdischen Welt nicht bekümmern durfte," was der Förster auf dem Herzen hatte. Nur für die Dauer eines Augenblicks leuchtete es triumphirend in den Augen des Pfarrers auf, es war, da der Förster von seiner schwarzen Eiche sprach.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, wir wollen einander ja keine Flausen vormachen. Ich bin, weiß Gott, ein rechter Heide gewesen, Zeit meines Lebens. Aber daß sie mir meine schwarze Eiche nehmen wollen, das ist mir nah' gegangen, so nah', daß ich fast Lust hätt', in die Kirche zu gehn und für die schwarze Eiche zu beten."

Der Förster wollte nun eigentlich wissen, was es mit der „Kritik" für ein Bewandtniß hätte. Er stellte den Pfarrer derb zur Rede darüber, wie er ein solches Blatt halten und es überdies, nachdem er es gelesen, im Wirthshause öffentlich auslegen könnte? Der Förster wurde immer heftiger in seinen Anklagen, aber der Pfarrer merkte doch gar wohl, daß Vater Dallmann sich nur deßhalb so erhitzte, um später vom Pfarrer die Wahrheit über die Glaubwürdigkeit des Blattes zu hören.

Bis zum späten Abend mußte der Förster bleiben, bevor er den Pfarrer zum Plaudern brachte, und was

er dann hörte, das war so absonderlich, daß Vater Dallmann auf dem Heimwege genug zu denken hatte.

Wenn man den Pfarrer so reden hörte, so war die „Kritik“ wirklich in schlechten Händen. Der brave Alfred hatte also die Wahrheit gesagt. Aber ob diese schlechten Menschen nicht einem guten Zwecke dienten? Vater Dallmann war ein guter Kopf, mit dem man schon über manche Dinge reden konnte. Oh, er verstand Alles, was man ihm erklärte! Freilich, bisher hatte er sich wenig um das gekümmert, was der Pfarrer so hübsch „innere Politik“ genannt hatte. Der Förster hatte seinen Fürsten geliebt, den Kaiser geehrt und die Pfaffen gehaßt. Das waren die Beziehungen, welche über sein Revier hinaus gingen. Bei den Wahlen hatte Vater Dallmann zwar immer für den liberalen deutschen Kandidaten stimmen wollen, aber hatte noch niemals dazu Zeit gefunden. Was lag dem Staate an seiner Stimme?

Und jetzt hörte er vom Pfarrer ganz neue Behauptungen. Die liberalen Führer seien ganz ehrenwerthe Männer, aber sie seien auch nur Menschen. Sie seien schwach und zugleich herrschsüchtig. Sie wollen lieber in der Sache selbst zu tausend Ungerechtigkeiten stillschweigen, als das Heft der Regierung aus der Hand geben. Sie seien eigentlich nur die Werkzeuge von egoistischen, hochgestellten Personen, welche die liberale Fahne aufgehißt haben, um unter diesem populären Zeichen ihre Privatzwecke zu verfolgen. Die Partei, welche jetzt am Ruder sei, nehme dem Volke den Himmel, aber sie verkaufe ihnen die Erde an einige Wenige. Auch die Gründung der neuen Eisenbahn sei so eine kleine Operation, welche den Werth der fürstlichen Güter auf Kosten der Steuerzahler verzehnfachen sollte.

Vater Dallmann, der irreligiöse, hartgläubige,

aber um seiner strengen Ehrlichkeit, seiner oh! — so weit bekannten, ja sprüchwörtlichen Ehrlichkeit willen gewiß gottgefällige Förster — was wollte der Pfarrer doch gleich sagen? Ja, Vater Dallmann sei ein großdenkender Mann, mit welchem ein Mann der Kirche wohl anders sprechen dürfe als zum rohen Volke. Ja, ja, es gebe freilich zweierlei Wahrheit. Man müsse aber auch öffentlich die Wahrheit des rohen Volkes bekennen, wenn man das Volk liebe. Man müsse in die Kirche gehen. Vater Dallmann schicke nur die alte Dienstmagd zur Kirche, er selbst bete zu Hause. Er bete doch, wenn auch nicht zu diesem bestimmten Gott, so doch zu Gott? Aber er, der Pfarrer, müsse das doch übel nehmen. Das sei so, als wenn ein reicher Mann nur seine Dienstboten vom alten Hausarzt wollte behandeln lassen, selbst aber bei dem neugelehrten Professor Hilfe suche.

Ei, wie herzlich der Herr Pfarrer über seinen Einfall lachen konnte.

Die Liberalen schimpfen auf die Pfaffen. Ja die Pfaffen, die leben mit dem Volk und sie wollen ihm seinen Himmel und seine Erde erhalten. Die bösen Pfaffen verstehen die Welt nicht nach Regeln, sie kennen aber immer die augenblicklichen Bedürfnisse des Volks. Das arme Volk könne die neue Eisenbahn nicht bezahlen, und darum sei er, seien die Pfaffen gegen die neue Bahn. Die Herren von der „Kritik“ mögen vielleicht persönliche Gründe haben, dasselbe zu sagen, sie seien vielleicht sogar von reichen Juden bestochen, welche mit dem Fürsten den Profit theilen möchten, aber im Wesentlichen spreche die „Kritik“ doch aus, was auch Ignazius Kubitschka für das Wahre halte. Er wolle nicht, daß durch die neue Bahn dem Volke neue Lasten aufgelegt würden, er wolle nicht, daß auf der neuen

Eisenbahn neue schlechte Kleiderstoffe, neue schlechte Biere, neue schlechte Bücher und die entsetzlichen Commis Voyageurs in's Land kommen, er wolle nicht, daß die gesunde Luft des Waldgebirges durch den Rauch der Lokomotive verdorben werde, daß der Lärm des Bahnzuges alles Wild aus den Wäldern verscheuche und ihm keinen Rehbraten übrig lasse — der Pfarrer lachte wieder —, er wolle nicht, daß ein so merkwürdiges Naturstück, ein so herrliches Zeugniß für die Größe Gottes, wie die schwarze Eiche am Forsthause von der Hand fremder Arbeiter falle!

Vater Dallmann werde es schon noch erleben, daß er erfahre, was Religion sei. Die schwarze Eiche sei für den Förster das, was für den Bauern die Kirche und der Kirchhof. Was sei denn überhaupt Religion! Eine geheimnißvolle Verehrung des Unbekannten, des Vergangenen. „Pietas“ nennen es die Kirchenväter. Ja, Pietät sei Religion, und Vater Dallmann habe Pietät für seine schwarze Eiche, darum habe er Religion. Auf Namen komme es unter gebildeten Männern nicht an.

Ob ihn der Pfarrer mit glatten Reden nur bestrickt hatte, oder ob am Ende etwas Wahres an seinen Auseinandersetzungen war? So freidenkend hatte sich der Förster den Pfarrer nicht vorgestellt. Der sprach ja wie ein Ketzer. Wenn er auf der Kanzel ebenso sprach, wie zu Hause, dann ließ sich ja so eine Predigt einmal anhören. Das mit der zweierlei Wahrheit war nicht ganz nach dem Geschmack des Försters, aber dafür war es auch nur eine Regel für die Herrschenden. Der Förster konnte ja ruhig bei seiner einerlei Wahrheit bleiben.

Der Förster ließ es nicht bei seinem ersten Besuch. Er verkehrte von nun an oft mit dem Herrn Pfarrer

und erfuhr von ihm, was er über den Stand des Eisenbahnbaues erfahren wollte. Seinen Neffen wollte er nicht danach fragen. Auch kam Alfred jetzt seltener in's Forsthaus. Es war für ihn der Befehl eingetroffen, gerade im Revier des Försters Dallmann die Arbeiten zu beschleunigen. So hatte er auch an den Sonntagen viel zu thun und erfuhr gar nichts davon, daß Lisbeth schon zweimal auf Befehl des Vaters hatte in die Kirche gehen müssen. Lisbeth that es gern, besonders als ihr der Vater gesagt hatte, daß sich das für eine Braut schicke.

Vater Dallmann hockte die schönen langen Tage über stets zu Hause. Der Wald war ihm verleidet. Wenn er in der Ferne den Rauch eines Kohlenmeilers wahrnahm, so glaubte er die Dampfwolken der Lokomotive zu sehen, und wenn einer seiner eigenen Holzhauer ihm begegnete, so blickte der Förster feindselig auf dessen Beil. Sie wollten ihm ja seinen Wald vernichten, sie wollten ihn bestehlen!

* * *

Wieder saß der Vater viele Stunden täglich über seinen Rechnungen und Papieren. Der Prospekt der neuen Eisenbahn lag immer vor ihm und der Förster verglich die großen Ziffern mit seinen eigenen Berechnungen. Es war keine leichte Arbeit für den Mann, mit diesen Zahlen umzugehen, die sehr oft sechs und gar sieben Ziffern hatten. Aber es mußte versucht werden. Vater Dallmann war kein leichtgläubiger Knabe, der sich von seinem Zorn hinreißen ließ, das Gute und das Schlechte mit einander zu verwechseln. Es war ihm allmälig klar geworden, daß der Pfarrer es mit ihm nicht redlich meine. Aber Ehrlichkeit und Wahrheit sind nicht eins und dasselbe. Konnte nicht

der Pfaff heute die Wahrheit gesagt haben, um seine verlogenen Ziele zu verfolgen?

Vater Dallmann sah diesmal viel weniger auf die Sauberkeit der rothen und schwarzen Linien, auf die gleiche Größe der Ziffern, auf die Schönheit der Schrift. Beständig rechnete er mit Kreide auf Tisch und Stubenthür und wo er ein Stück Papier finden konnte, da nahm er es und rechnete darauf mit Feder und mit Bleistift. Endlich schien er zu einem befriedigenden Resultate gekommen zu sein. Ein stolzes Lächeln schwebte eines Abends auf seinen Lippen, als er in die gemeinsame Stube trat. Es war trotz der Abwesenheit des Bräutigams eine glückliche Stunde. Der Vater aß wieder nach langer Zeit zum ersten Mal und sprach mit Lisbeth — wenn auch etwas zerstreut — über ihre Ausstattung.

Als Vater Dallmann wieder allein war, besann er sich. Worüber freute er sich denn so? Er hatte wohl die Aufgabe gelöst, die er sich selber gestellt hatte. Wird aber der Fürst auf seine Vorschläge eingehen? Die Entscheidung mußte erfolgen. Der Förster mußte erfahren, ob er einem Ehrenmanne als Hüter des Waldes diente, wie seine Vorfahren den Vorfahren des Fürsten seit Jahrhunderten gedient hatten, oder ob er wirklich — wie der Pfarrer meinte — nur ein höherer Holzknecht eines großen, betrügerischen Holzfabrikanten war. Morgen früh mußte der Fürst sich entscheiden.

Und wieder wanderte der Förster zum Herrenschlosse. Heute nicht so frohen Muthes, wie das letzte Mal. Er fühlte sich dem Fürsten gegenüber als Gegner und es sollte heute auch Alles heraus, was er auf dem Herzen hatte. Und wenn er mit dem Fürsten im Reinen war, hatte er dann seinen Frieden wiedergefunden?

Stand er zu seiner Tochter, stand er zu deren Bräutigam, so wie es recht und billig war?

Trüben Sinnes kam er an. Der Fürst war eben im Begriffe, sich im Walde ein wenig im Schießen mit seinen neuen Pistolen zu üben und ersuchte den Förster in herzlichster Weise, ihn zu begleiten. Sie könnten Alles, was der Förster ihm bringe, da draußen abmachen.

Damit war dem Förster gleich sein Konzept verdorben. Er hatte dem Fürsten mit einer langen, wohlgesetzten Rede zu Herzen sprechen und ihn zwingen wollen, Farbe zu bekennen, entweder das Gewissen seines Dieners zu befriedigen oder ihn zu entlassen. Nun sollte er leichthin im Gehen plaudern.

Der Förster suchte sich darein zu finden. Er erzählte ehrlich, wie es ihm bei der letzten Audienz zu Muthe gewesen wäre. Der Fürst schoß indessen nach Stämmen und Blättern, ohne sonderlich auf den Vortrag des Försters zu achten.

Der Förster erzählte weiter, wie ihm der Prospekt der „Erzherzog-Benno-Bahn" in die Hand gerathen und wie er nach wochenlangem Studium zu der Ueberzeugung gelangt wäre, der Bau sei in der That ein Vortheil für Staat und Aktionäre.

„Nun, schauen Sie, lieber Dallmann," unterbrach ihn hier der Fürst, „ich hab's Ihnen ja gleich gesagt. Sie hätten sich die ganze dumme Rechnerei ersparen können."

„Durchlaucht werden mir erlauben, noch ein Wort hinzuzufügen. Da diese Bahn nun gar so rentabel ist und da es doch in Ihrem Interesse wäre, von Anfang an Herr der Bahn zu sein, so wäre es ja das Einfachste, Euer Durchlaucht bauten das Stückchen Bahn selber. Das Geld dazu haben Sie ja gewiß."

Der Fürst stand sprachlos. Endlich brach er in ein herzliches Gelächter aus.

War es möglich? Konnte der kluge, erfahrene Förster im Ernste glauben, der Fürst dürfte und wollte sein Vermögen bei der neuen Bahn auf's Spiel setzen?

Es war doch nicht gar am Ende möglich, daß der Förster mit seinem Vorschlage nur eine Falle stellte. Der Fürst runzelte die Stirn, da ihm dieser Gedanke kam.

„Also da hinaus wollten Sie, Dallmann," rief er noch immer lachend. „Und Sie wollen sich wohl als mein einziger Associé an dem glänzenden Geschäfte betheiligen! Dallmann, Dallmann, Sie sind doch sonst ein so vernünftiger Mensch, wie können Sie ernsthaft daran denken, daß ich mein Vermögen in eine so sehr zweifelhafte Sache stecken werde, — jedes Geschäft bietet dem Unternehmer das Risiko seines Einsatzes."

„Ich hatte geglaubt, die neue Bahn würde eine Goldgrube werden. So etwas stand ja im Prospekt." Der Förster sagte diese Worte beinahe lauernd.

Der Fürst liebte es sonst nicht, in lebhaften Szenen mitzuspielen. Ja, hätte ein Gleichgestellter mit ihm in demselben Tone gesprochen, wie jetzt eben der Förster, es wäre vielleicht doch zu einem heftigen Wortwechsel gekommen. Aber ein Förster, ein von ihm selbst bezahlter Diener! Man war eben zu gutmüthig! Man hatte diesem Menschen so viele Vertraulichkeiten gestattet, daß es auffallen müßte, wollte man ihm jetzt plötzlich auf ein offenes Wort mit der Reitpeitsche antworten. Vollends die Pistolen wären eine zu tragische Waffe gegen die Taktlosigkeit dieses — Forstgehilfen.

Der Fürst hatte eine lange Pause gemacht, während welcher er sich selbst beruhigte. Jetzt wandte er

sich wieder mit unverändertem freundlichem Lächeln dem Förster zu.

„Glauben Sie mir, lieber Dallmann, Sie verstehen gar nichts von der Sache. Schau'n Sie, der Bau einer Eisenbahn ist ein Geschäft für sich, die Benutzung der Bahn ist ein anderes. Nun haben sich so und so viele Geldleute zusammengethan, um eine Bahn zu bauen, die mir später den meisten Nutzen bringen wird. Aber heute haben doch die Erbauer ihren Vortheil für ihr gutes Geld. Ich bin Grundbesitzer, für mich paßt es nicht, zu bauen, sondern nur, mein Holz auf der Bahn zu fahren."

„Verzeihen Sie, Durchlaucht. Ich habe mir immer vorgestellt, bei einem so großen Grundbesitz, bei Ländereien, größer als manches souveräne Fürstenthum, käme es nicht allein darauf an, das Holz zu Gelde zu machen ...."

„Sie sind ein Narr, Dallmann!" rief der Fürst dazwischen. Auch er war warm geworden. Er wollte noch durch einen seiner eigenen Einfälle, welche im Herrenhause mitunter den trockenen Geschäftsgang unterbrachen, den Förster ordentlich verblüffen und dann das unangenehme Gespräch so rasch als möglich abbrechen.

„Sie sind ein Narr, lieber Dallmann. Ein Jeder sieht die Dinge von seinem Standpunkte an. Für uns Menschen ist die Sonne ein glänzender Teller, die Erde eine unermeßliche, dunkle Ebene. Anderswo wieder erscheint die Erde wie ein glänzender Stern. So ist's auch mit dem Walde. Sie sind der Förster, lieber Dallmann, und ich schätze es an Ihnen, daß Sie nicht ohne einen gewissen Idealismus Ihr Amt ausüben. Für Sie ist der Wald dann schön, wenn er lauter alte Stämme aufweist, nirgends Lücken zeigt und die Bäume an Alter und Ordnung alle Nachbarreviere

übertreffen. Aber nicht Jeder sieht den Wald an, wie ein Förster. Für die blassen Städter, welche im Sommer ihrer kranken Lunge wegen herkommen, ist es allein wichtig, ob die Luft recht nach Fichtenharz riecht und ob kein Sonnenstrahl die Kronen durchdringen kann. Der Erdbeerstrauch wieder lechzt nach Licht und Sonnengluth. Der Holzknecht wünscht sich wenig Unterholz, der Wilddieb möchte am Liebsten ein großes Dickicht haben. Na, schau'n Sie, lieber Dallmann, und ich bin der Besitzer, mir gehört der Wald und da seh' ich in Ihren schönen Stämmen — Geld. — Sie haben doch nichts dagegen?" fügte er lachend hinzu.

„Und die Ehre?" Der Förster blickte den Fürsten durchdringend an, als er die Worte sprach. Der Fürst antwortete nicht gleich. Er spannte den Hahn der Pistole, trat einen Schritt auf den Förster zu, — dann wandte er sich achselzuckend ab und schoß auf wenige Fuß Entfernung in den Stamm einer Fichte. Stumm prüfte er, wie tief die Kugel eingedrungen sei.

Der Förster zog ruhig die alte Nummer der „Kritik" hervor, welche jenen Artikel über die Erzherzog-Benno-Bahn enthielt. Er hatte daheim die bedenklichste Stelle mit rother Tinte unterstrichen. Ohne ein Wort zu sprechen, überreichte er das Blatt dem Fürsten.

Kaum hatte dieser die Ueberschrift gelesen, als er die Farbe wechselte.

„Was unterstehen Sie sich?" schrie er den Förster an.

„Euer Durchlaucht, ich wollte fragen, ob Sie Kenntniß von diesem Aufsatze haben und was Sie thun wollen, um die Ehre wieder herzustellen?"

„Das ist also unser Lohn für alle Herablassung!" rief der Fürst in höchster Erregung. „Sie wagen es, mir das Geschmier meiner Feinde unter die Augen zu

halten! Sie wagen es, mit mir über Ehre und Gott weiß was zu reden, als ob ich mindestens Ihr leiblicher Vetter wäre! Sie werden es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ich von nun an nicht in der gewohnten Weise, sondern wie der Herr zum Diener reden werde. Die Audienz ist zu Ende, Förster Dallmann!"

Im Förster gährte es; aber die Macht der Disziplin war stärker als sein Wille. Er verbeugte sich steif und kehrte um. Er sah und hörte noch, wie der Fürst das Zeitungsblatt, das in seinen Händen zurückgeblieben war, in Fetzen riß.

Der Förster ging nicht heim, sondern eilte zum Pfarrer. Er war entschlossen, den Dienst zu kündigen. Jetzt hatte er ja den sicheren Beweis, daß der Pfarrer Recht hatte. Er, Vater Dallmann, war wirklich nur ein schlechter Holzknecht des großen Holzfabrikanten und wurde überdies wie ein ungetreuer Holzknecht behandelt. Der Förster hatte es ja mit eigenen Augen gesehen, wie der Fürst bei Anblick des Schmähartikels erblaßt war. Also kannte er den Angriff und hatte sich nicht vertheidigt! Ah, die „Kritik" war bei alledem kein so übles Blatt, wie man geglaubt hatte.

Der Pfarrer wußte den Aufgeregten zu beruhigen. Der Bahnbau sei vielleicht noch jetzt, noch heut oder morgen rückgängig zu machen. Der Förster dürfe nicht zurücktreten. Er sei es seinem Kinde schuldig, daß er bis zu seinem Tode in Ehren Förster von Wildenreuth bleibe, er sei es sich selbst schuldig. Wenn der Förster heute gehe, so falle morgen die schwarze Eiche und damit das Symbol ihres gemeinsamen Kampfes gegen die Unehrlichkeit und die Geldsäcke.

Der Förster stutzte.

Ja, so sei's, der Pfarrer und der Förster seien Verbündete, weil sie Beide die freie Gottesnatur schützen wollten gegen den Erbfeind, den die dummen Bauern Satan nennen, der aber in Wirklichkeit ganz andere, modernere Namen führe, der Förster solle einschlagen und noch Eins trinken auf das neue Bündniß.

Ob der Pfarrer ihm helfen wolle, seine schwarze Eiche zu schützen?

Gewiß. Und er wisse auch, was sich in der Welt eben jetzt vorbereite. Oh, der Kaiser in Wien sei auch ein Freund des armen und dienenden Volkes, aber er sei in den letzten Jahren schlecht berathen gewesen. Jetzt sei aber ein großer Umschwung im Werke. Bald werde ein anderes Regiment an's Ruder kommen, die Liberalen würden schreien, es sei pfäffisch und undeutsch, aber man werde es an seinen Früchten erkennen. Das neue Regiment werde nur dort Eisenbahnen bauen, wo man sie brauche, und nicht, wo ein großer Herr es wünsche: das neue Regiment werde nicht seinen Stolz darein setzen, jeden Tag einen alten, guten Gebrauch abzuschaffen, sondern darein, gute alte Gebräuche und die guten alten Sitten zu erhalten. Darum würde unter den neuen Herren keine schwarze Eiche fallen dürfen, an deren Sagen eine uralte — wenn auch bürgerliche Familie hange, und freilich werde auch der reine Glaube des Volkes geschützt werden gegen die Verführungskünste der Ungläubigen. Er — der Pfarrer — habe nichts gegen die sichere Ueberzeugung des Gebildeten, er achte sie. Aber er verlange von Jedem — besonders vom Gebildeten — daß er sein Scherflein beitrage zur Erhaltung der Gottesfurcht im gemeinen Volke. Des gemeinen Volkes Gottesfurcht sei seine ganze Bildung, seine ganze Moral.

Der Förster war nicht überzeugt. Er warf hie

und da verächtliche Blicke auf den Pfarrer, der nicht müde wurde, ihn zu überreden. Nein, der Förster haßte den Pfarrer heute mehr als je. Aber bis in die späte Nacht blieb er bei ihm und schlug in seine Hand ein — zur Bekräftigung des neuen Bundes.

* * *

Wochen vergingen.

Der Förster verkehrte jetzt nicht nur mit dem Pfarrer, sondern brachte auch viele Abende im Wildenreuther Wirthshause zu, wo ein junger Bezirksschreiber täglich den baldigen Sturz der liberalen Regierung und die Aufdeckung aller ihrer Nichtswürdigkeiten vorhersagte.

Alfred kam an und brachte Geschenke für Braut und Schwiegervater mit. Es wurde ihm wenig Dank gesagt. Vater Dallmann wich dem jungen Manne mit ängstlicher Scheu aus und auch Lisbeth sprach nicht mehr so offen mit ihm, wie einst.

„Am Besten ist es, wir sprechen gar nicht mehr mit einander," sagte sie einmal unter Thränen. „Ich darf vom Vater nichts Uebles reden."

Nur die alte Barbara war sich selbst und dem jungen Bräutigam treu geblieben. Sie kochte noch immer, so oft er kam, seine Lieblingsspeisen und suchte seine gesunkene Eßlust durch Vertröstungen wieder zu wecken.

„Vater Dallmann muß behext worden sein, daß er so ein Kirchengänger geworden ist," sagte die brave, fromme Frau. „Und ich glaube nicht an seine Frömmigkeit. Es ist wahr, er geht jetzt allsonntäglich mit mir zur Kirche, aber denkt er dabei an den Himmel? Bewahre! Kein Wort spricht er mit mir den ganzen Weg. Wie ein armer Sünder starrt er vor sich hin,

und wenn er über die Schwelle der Kirchenthüre tritt, giebt's ihm allemal einen Ruck. Und der soll fromm geworden sein? Meint man wohl, er bete in der Kirche? I du mein liebes Herrgott'l! Herr Alfred, ich hab's weiter keinem Menschen gesagt, nicht einmal der Lisbeth. Aber dir muß ich's sagen, damit's mir nicht das Herz abdrückt. Ja, er heuchelt mit jedem Kirchgang. Er heuchelt vor Gott und Menschen. Eine Menge Papiere, wo lauter Zahlen darauf stehen, hat er im Gebetbuch versteckt und die studirt er während der Predigt. Nein, Herr Alfred, es ist leider wahr; der Vater Dallmann ist noch immer ein alter Heide und darum wird ihm Gott einmal über Nacht ein Einsehen geben, daß er nicht so unchristlich in die Kirche läuft. Jüngst war der Herr Pfarrer da und hat von Vater Dallmann verlangt, er solle den schönen, dunkelblauen, sündigen Bierkrug abthun, weißt du, den mit der Inschrift:

Die schwarze Höll' mit gutem braunem Bier
Ist lieber als ein durst'ger Himmel mir.

Vater Dallmann hat aber gelacht und gesagt, der Krug sei ihm ein treuerer Freund, als der Herr Pfarrer. Siehst du, Herr Alfred, so lange Vater Dallmann nicht so verändert ist, daß er dem Herrn Pfarrer traut, so lange kann sich noch Alles zum Guten wenden."

Wirklich schien es, als könnte der Friede wieder einkehren in das Försterhaus an der schwarzen Eiche. Der Förster duldete es, daß Alfred sein altes Stübchen wieder bezog und daß Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen wurden. Ueber die schwarze Eiche wurde nicht mehr gesprochen. Vater Dallmann setzte als selbstverständlich voraus, daß man trotz aller Vermessungen und ausgesteckten Fähnchen doch in seinem Revier keinen Spatenstich thun werde, ohne seine Meinung zu hören,

besonders, daß man seine Eiche nicht antasten werde. Und wenn der Pfarrer Recht behielt, so waren ja alle Besorgnisse überflüssig, dann wurde die Bahn nicht gebaut und seine schwarze Eiche blieb stehen. Und Alfred hütete sich wohl, den trüben Mann durch Vertheidigung seiner eigenen Meinung zu reizen.

Das günstigste Zeichen war es, daß Vater Dallmann plötzlich aufhörte, das Wildenreuther Wirthshaus zu besuchen und die Abende in seinem stillen Forsthause zubrachte. Auch zum Herrn Pfarrer kam er seltener, und als dieser ihm Lauheit, Mangel an Eifer, Gesinnungsschwäche vorwarf, da wurde der Förster zornig und verbat sich eine solche Sprache. Er wisse schon, was er seiner Ehre und seiner Eiche schuldig sei. Der Pfarrer werde ihm nicht einreden, daß er ihm — dem Förster — seine Hilfe nur um seiner schönen Augen willen angetragen habe. Vater Dallmann wisse wohl einen Fuchs von einem treuen Hunde zu unterscheiden. Er thue viel, dem guten Einvernehmen mit den Bauern zu Liebe. Man solle den Bogen nur nicht zu scharf anspannen! Vor Allem solle man sich im Wirthshause hüten, in seiner Gegenwart über die Deutschen loszuziehen. Er sei ein Deutscher und wolle es bleiben. Man solle die gegenseitige Freundschaft nicht überschätzen. Ihm sei die Rettung der Eiche eine Familienangelegenheit, die dummen Bauern aber gehe die Sache eigentlich gar nichts an.

Der Pfarrer erschöpfte sich in Entschuldigungen; als er aber allein war, biß er wüthend in seine Unterlippe und murmelte einige häßliche Worte. Dann rief der Pfarrer seinen Küster, einen kleinen, verkrüppelten Menschen, der mit seinem Vorgesetzten auf merkwürdig vertrautem Fuß verkehrte.

Es war ein sonderbares Gespräch, das die Beiden

mit einander führten. Was sie beabsichtigten, konnte man nur aus ihrem Augenzwinkern, ihrem Lächeln, ihren spöttischen Mienen ablesen.

Der Pfarrer fragte den Küster, ob auch ihm die sonderbaren Gerüchte über neue Wundererscheinungen zu Ohren gekommen wären.

„Ich weiß von nichts, Ew. Hochwürden. Doch ist es ja möglich, daß die Gnade des Himmels sich auch einmal unserer armen Gemeinde erbarmt.“

„Man muß solche Nachrichten stets mit großer Vorsicht aufnehmen,“ meinte der Pfarrer. „Für Menschenaugen sind die Wunder Gottes von den Schlingen des Satans und dem Trug der Menschen nur schwer zu unterscheiden. In unserer Gegend müssen wir gar behutsam sein. Der Fürst ist ein Freigeist und das Landvolk ist störrisch. Manche Sage, welche das Ansehen einer schönen christlichen Legende hat, ist doch nur ein Ueberrest heidnischen Götzendienstes. Denken Sie nur an die schwarze Eiche des Försters Dallmann.“

Der Küster horchte auf.

„So, so!“ sagte er. „Ei ja! Das würde Wunder wirken, wenn ....“

„Sie meinen?“ unterbrach ihn der Pfarrer mit strengem Blick.

„Ich wollte sagen, daß unter einzelnen entfernten Köhlern die Rede ist, es sei ein großes Wunder wirklich geschehen. Es heißt, die schwarze Eiche sei ein Wunderbaum. Ich werde mir erzählen lassen, was die Leute sagen, und Ew. Hochwürden berichten.“

„Ich liebe solches Volksgeschwätz nicht,“ sprach der Pfarrer zufrieden lächelnd. „Man muß ein Wunder niemals glauben, wenn nicht der Augenschein oder ein Kirchenvater dazu zwingt. Also die schwarze Eiche ein Wunderbaum, sagen Sie? Merkwürdig, merkwürdig!

Merken Sie sich auf alle Fälle, daß ich mich um die Sache nicht persönlich kümmern will, was Ihre Berichte auch bringen werden. Ich bin neugierig, was man Ihnen erzählen wird."

„Ich auch," antwortete der Küster, und Beide lächelten.

Als Vater Dallmann bald darauf eines Morgens aus dem Hause trat, konnte er den braunen Wolf nicht zur Ruhe bringen, der die schwarze Eiche unablässig anbellte. Schon des Nachts mußte dem treuen Hunde etwas verdächtig erschienen sein, er hatte stundenlang ohne Aufhören gebellt. Jetzt erst sah Vater Dallmann die Ursache der Nachtstörung. In den obersten Zweigen der schwarzen Eiche, da, wo einmal ein Blitzstrahl den Gipfel der Krone zur Hälfte abgebrochen hatte, saß zwischen den Zweigen ein Bild hinter Glas und Rahmen.

„Vagabundenvolk," brummte Vater Dallmann. Er rief nach Alfred und bat ihn, als den Jüngeren und Gelenkigeren, die nächtliche Gabe herunterzuholen.

Mühsam kletterte Alfred bis zu der gefährlichen Stelle. Hier mühte er sich eine Weile vergebens ab und kam endlich mit blutigen Fingern zurück.

„Möchte wissen, wer diese Teufelei wieder ausgeheckt hat. Man möchte fast wirklich an Satanskünste glauben; es ist ja für Menschen unmöglich, an die Stelle dicht heranzukommen. Das Bild ist entweder angenagelt oder fest zwischen die Zweige eingeklemmt, genug, ich konnte es unmöglich losbekommen. Ich stand dazu selbst nicht fest genug. Ich glaube, es stellt einen heiligen Florian dar."

Der Förster schalt; er war recht ärgerlich über die unnützen Hände, die seine Nachtruhe störten. Alfred erbot sich, das Bild durch ein paar gut gezielte Flinten-

kugeln herunterzuholen; davon jedoch wollte der Förster nichts wissen.

Bald darauf, der treue Wolf hatte sich eben erst mit dem fremden Schmuck der schwarzen Eiche ausgesöhnt, ging ein seltsames Gerücht durch das Dorf. Der Himmel hätte gegen den Fürsten gezeugt. Ein Wunder war geschehen, ein Heiligenbild, ein Bild des Erretters Sankt Florian, des Schutzpatrons der brennenden Häuser, war niedergefallen vom Himmel auf die schwarze Eiche und hatte sie unter den Schutz der Kirche gestellt. Man erzählte im Dorfe die Nebenumstände, der Dorfwirth war der Eifrigste beim Erzählen. Der Pfarrer hatte seine Meinung noch nicht ausgesprochen, er hörte nur aufmerksam allen Berichten zu, schüttelte verwundert sein Haupt und lächelte mitunter, als wollte er sagen: Ihr armen Bauern, wenn ich reden dürfte, wie ich wollte, ich könnte euch das Wunder schon deuten. Aber ich darf ja nicht reden.

Doch desto eifriger bekümmerte sich der Küster um die Wundergeschichte. Jeden Einzelnen fragte er nach Nebenumständen und wonach der Herr Küster fragte, das wurde später als Thatsache weiter erzählt.

„Ist es wahr, Ihr Männer, das Bild soll mit dem Stamm in Eins verwachsen sein? Merkwürdig, merkwürdig! Und der junge Dallmann, der Ungläubige, soll vom Baume gestürzt sein, als er das Bild herunterholen wollte, und als er danach schoß, zersprang das Gewehr?“

So sprach man im Dorfe, und am nächsten Sonntage stand die Kirche leer, die Bauern, ihre Frauen, ihre Töchter und Kinder zogen hinaus an die Wundereiche, knieten unter frommen Gesängen weit umher und priesen den Förster glücklich, neben dessen Wohnhause ein Heiliger sich niedergelassen hatte. So blieb dem

guten Pfarrer auch nichts Anderes übrig, als seine Beichtkinder im Walde aufzusuchen, um sie recht ordentlich auszuzanken, daß sie in den grünen Gotteswald liefen, anstatt in die Kirche. Vielleicht werde man später einmal vor diesem merkwürdigen Bilde beten dürfen. Dazu müsse aber der Erzbischof von Prag erst seine Einwilligung geben. Ihm selbst würde es viel Freude machen, hier im größten Tempel des Herrn zu predigen, aber das sei vielleicht erst der Zukunft vorbehalten, wenn das Ganze nicht am Ende doch eine Schlinge Satans sei. Als die Beichtkinder trotz seiner Warnungen hier eine Predigt zu hören wünschten, lehnte er das Ansinnen zwar ab, weil er an dieser Stelle nicht predigen dürfte, aber er hielt doch eine Vermahnung an die gläubige Heerde, die einer Predigt zum Verwechseln ähnlich war.

Binnen wenigen Tagen war die ganze Gegend erfüllt von den Wunderdingen, die sich an der schwarzen Eiche begeben hatten. Von entfernten Dörfern kamen Gruppen mit Kirchenfahnen herbei, manche Männer und Frauen aus Wildenreuth hatten ihre Schlafstätte neben der schwarzen Eiche aufgeschlagen; der Pfarrer war wieder gekommen, mit zweideutigen Worten zum Glauben mahnend; von fern her, aus großen Städten kamen fromme Damen und neugierige Herren herbei, der Wildenreuther Kirche flossen milde Stiftungen in Menge zu.

Eine solche Ausdehnung gewann allmälig der Glaube an den himmlischen Florian, daß der Fürst, sonst bei aller Freigeisterei ein zuverlässiger Kirchenfreund, ärgerlich wurde auf Pfarrer und Gemeinde. Als gar von der Gemahlin des Fürsten — sie lebte in Wien und galt dort in gottgefälligen Kreisen für das Muster einer Kirchenpatronin — ein Schreiben eintraf,

das vom Fürsten zur Feier ihres Geburtstages die Errichtung einer Kapelle neben der schwarzen Eiche erbat, da beschloß der weltkundige Mann, dem abergläubischen Treiben in Wildenreuth ein rasches Ende zu machen. Die Vorarbeiten waren so weit gediehen, daß man die Planirung der neuen Bahn im Wildenreuther Revier beginnen konnte. War erst die schwarze Eiche gefällt, so wurde mit ihr auch der heillose Mißbrauch des Heiligsten zu Boden geworfen. Der Kreisrichter, der zu Besuch gekommen war, wollte für alle Fälle eine kleine Militärmacht in Bereitschaft gestellt wissen. Der Fürst lehnte jede solche Hülfe ab.

„Nur keine außerordentlichen Maßregeln!“ rief er. „Geht erst die Eisenbahn über deu Fleck, an dem einst die schwarze Eiche stand, dann wird das Bild des heiligen Florian längst vergessen sein. Was man diesen Leuten durch den Gensdarm sagen läßt, das glauben sie nicht gern; läßt man ihnen Zeit zum Nachdenken und stellt man sie den Thatsachen gegenüber, so finden sie die Wahrheit am Ende selbst. — Ich werde die Eiche in einer der folgenden Nächte umhauen lassen. Die Nacht auf den Mittwoch wird wohl die günstigste sein; da sind doch die meisten Bauern wieder zu Hause und die zurückgebliebenen Greise und Frauen werden wohl vom Himmel ein Einschreiten erwarten und erflehen, sich aber mit keinem Worte widersetzen. Ich kenne meine Leute.“

„Und Ihr Oberförster?“ fragte der Kreisrichter.

„Er ist mein Untergebener und wird sich fügen. Schon seinetwegen muß die Sache ein Ende nehmen.“

Der Kreisrichter hatte noch eine Erinnerung vorzubringen. „Es wäre sehr verdrießlich, wollte sich der Herr Pfarrer noch mehr wie bisher in den Handel mengen.“

„Fürchten Sie nichts," sagte der Fürst lächelnd. „Seine Hochwürden ist kein Mann kühner Entschlüsse. Er hält sich selbst nicht gern in der Nähe einstürzender Gebäude auf. Als jüngst während des Gottesdienstes der Ruf „Feuer" erscholl, war unser Herr Pfarrer der Erste im Freien, obgleich er vom Altare weg den weitesten Weg hatte. Nein, lieber Freund, der Pfarrer und ich vertragen uns besser, als es den Anschein hat. Uebrigens werde ich ihm zum Ueberfluß einige Flaschen meines alten Ungarweins in's Haus schicken und ihn bitten lassen, sie in der entscheidenden Nacht auf mein Wohl zu leeren."

* * *

Am Dienstag Abend sah es wie gewöhnlich trübe aus im Försterhause. Vater Dallmann machte einige vergebliche Versuche, mit Alfred ein ruhiges Gespräch über Waldwirthschaft anzuknüpfen. Der Bräutigam hatte kein anderes Interesse als Lisbeth, die stumm da saß und mit Blicken flehte, auf den Ideengang des Vaters einzugehen. Ein Jeder wünschte, den Bann zu brechen, der über dem unglücklichen Hause lag, aber die Herzen waren einander bereits zu sehr entfremdet. Das Einzige, was Allen am Herzen lag, die Halsstarrigkeit des Vaters, durfte mit keinem Worte berührt werden.

Die alte Barbara hätte ihnen sagen können, daß es gar nichts Dümmeres gäbe, als das gegenseitige Verstummen unter guten, einander theuren Menschen. Sie hätte von ihrem einsamen Leben erzählen können, wie sie ohne Noth dazu gekommen, aus Trotz, weil sie einmal zu übler Stunde das liebevolle Wort zurückgedrängt hatte, welches schon auf den Lippen schwebte. Aber die alte Barbara war eine Fremde und eine Dienerin, sie durfte nicht warnen und nicht anklagen, sie durfte

blos in die Küche gehen und beim Reinigen der Teller für das Wohl der schönen Lisbeth ein paar Vaterunser zum Himmel senden. Zum alten Himmel, nicht zum neuen heiligen Florian da draußen.

Immer schwüler, immer trüber wurde es in der großen Stube. Lisbeth stand auf und sagte den Männern gute Nacht. Sie reichte dem Vater die Stirn zum Kusse, dem Bräutigam den Mund. Noch einmal kehrte sie von der Thür zurück und reichte nach kurzem Zögern plötzlich Jedem die Hand. So stand sie ein Weilchen und hielt mit der Rechten ihren Alfred, mit der Linken den Vater gefaßt, flehentlich blickten ihre Augen von Einem zum Andern und fragten, ob sich Keiner des gequälten Herzens erbarmen wollte. Es galt, das erlösende Wort zu sprechen; einmal schien es, als sehne sich Vater Dallmann nach dem Frieden, aber schnell ließ er Lisbeths Hand los und wandte sich ab.

Als die Männer allein waren, griff Alfred zu einem Buche. Vater Dallmann wurde es unheimlich, wie noch nie in dem stillen, einst so fröhlichen Hause. Er hing die Jagdflinte um und schickte sich zum Ausgehen an.

„Ich muß noch ein wenig zum Windbruch hinüberstreifen," sagte er zu Alfred, „mit den frommen Betern ist auch mancher Wilddieb in's Wildenreuther Revier gekommen." Der Förster verließ das Haus. Es litt ihn nicht mehr darin, wo die bleichen Wangen seiner Tochter ihn einer Schuld anklagten, die er nicht bekennen wollte. Er konnte nicht länger unter demselben Dache mit dem lieben Paare weilen, dessen Frieden er gestört hatte. Warum gestört? Um dieses Baumes willen, der seine seltsam geformten Aeste im gespensterhaften Mondlichte ausstreckte?

Der Baum war ihm heilig. Aber war er es nicht auch den Schläfern rings umher, den ermüdeten Wallfahrern, die rings um die Eiche auf dem Rasen lagen?

Der Förster ging nicht mehr in den Wald. Müde setzte er sich auf die nun heilige Steinbank unter der schwarzen Eiche. Seine Flinte nahm er zwischen die Knie und blickte wie träumend über die Andächtigen hin. Es waren heute nur wenige da. Es hatte ein wenig geregnet und der Boden war noch naß. Heute war es ungesund, auf dem feuchten Boden zu schlafen, und zum Heumachen mußte man morgen mit der Sonne aufstehen. Ein Dutzend armer Frauen und vier oder fünf alte Männer schliefen rings umher. Bis gegen Abend hatten auch zwei junge Paare an den Gesängen theilgenommen. Zwei Knechte und Mägde von den Höfen der frömmsten Bauern, die jedoch mit Einbruch der Nacht verschwunden waren. Die Schläfer schnarchten.

Nur ein Weib von mehr als siebzig Jahren war noch wach, sie murmelte ohne Unterbrechung ein Vaterunser nach dem andern. Ihre Enkelin lag zu Hause krank im verlassenen Stübchen.

Des Försters Haupt sank immer tiefer. Die Arme ruhten auf dem Laufe der Flinte, sein Kinn stützte sich auf die gefalteten Hände. Ihm wurde auf einmal so froh um's Herz, als hätte er sich die böse Zeit über nur verstellt, könnte jetzt seine Kinder umarmen und sich mit ihnen freuen. Wer hatte ihn so verwandelt? War es das fromme Lied, das die alte Barbara mit leiser Stimme sang? War es die laue Luft, die auch jetzt noch die Glieder lähmte? Wenn jetzt Lisbeth wiederkäme, um Vater und Bräutigam mit ihren weinenden Blicken zu versöhnen! Vater Dallmann möchte endlich sprechen, wie es ihm um's Herz war.

War der Förster eingeschlafen auf seiner Steinbank? Wolf weckte ihn durch ein leises Knurren.

Was war das? Drüben vom Dunkelthal herüber glänzte rother Feuerschein. Ein Waldbrand? Nein, so glänzten nur Fackeln und — jetzt hörte man's deutlich — Menschenstimmen näherten sich.

Der Förster lachte ingrimmig vor sich hin. Also kamen sie schon des Nachts, die Prozessionen, die ihm die Freude an seinem alten Forsthause verderben wollten? Und kamen mit hellen Fackeln, als ob für das Absingen ihrer Litaneien nicht das Licht der Sterne genügt hätte. Der Förster fühlte es immer klarer, daß er mit den übrigen Verehrern seiner schwarzen Eiche nichts gemein haben dürfe.

An den Wunderglauben konnte er gar nicht denken, ohne sich der traurigen Rolle zu schämen, die er selbst dabei spielte. Er hatte sich niemals um Allgemeinheiten gekümmert, er hatte niemals, weder für noch gegen, über Gott und die Welt öffentlich gesprochen, er liebte im Wirthshaus keine Gespräche, bei denen man nichts Bestimmtes vorbringen konnte. Man sollte doch lieber vom Stand der Feldfrüchte, von Hunden und von den Holzpreisen reden, als von ungewissen Dingen. So hielt es Vater Dallmann seit jeher.

Und was gar den heiligen Florian betraf, so hatte er erst vor wenigen Tagen seine nähere Bekanntschaft gemacht; er war trotz seiner Jahre eines Morgens selbst auf den heiligen Baum geklettert, um das Wunderding von der Nähe zu besehen. Er war mit bitterem Unmuth wieder herabgekommen. Allerdings saß das Bild, zwischen Zweigen festgeklemmt, an einer unnahbaren Stelle, an welcher es nur ein Wunder oder ein tollkühner Junge befestigt haben konnte. Aber der Förster war doch nahe genug herangekommen, um den Ursprung

des Gnadenbildes mit ziemlicher Sicherheit erkennen zu können. Drüben in Heinischdorf gab es zur Festzeit bei einem Händler eben dieselben schlechten Holzschnitte zu kaufen, in derselben Größe und in demselben Rahmen. Der Förster erinnerte sich mit Bestimmtheit, eben diesen St. Florian in der Bude des Händlers gesehen zu haben, als er im letzten Jahre einen Wachsstock bei demselben kaufte. Darunter standen ja auch die beiden Zeilen, welche den guten Förster so heftig aufgebracht hatten:

„O heiliger Sankt Florian,
Beschütz' mein Haus, zünd' andre an!"

Und der Förster hatte auch darüber geschwiegen, wie er zu dem ganzen Unwesen an seiner Eiche geschwiegen. O, der Förster wußte gar wohl, warum der Pfarrer ihn zu gewinnen gesucht hatte. Er kannte sein Ansehen bei den Bauern der Umgegend, die den Vater Dallmann als einen „Aufgeklärten" und einen Ehrenmann ansahen und sich in manchen Dingen nach ihm richteten. Von denen machten gar viele den Unfug an der schwarzen Eiche mit, weil sie sahen, daß Vater Dallmann dem Pfarrer nicht wehrte. Da mußte ja doch wohl etwas daran sein!

Daß er sich auch dazu hergegeben hatte! Er war doch kein solches Bauerngemüth .... Oder vielleicht doch! Vielleicht handelte er, der soeben über die fromme Bitte so entrüstet war, nicht anders als nach dem Grundsatze:

„O heiliger Sankt Florian,
Beschütz' mein Haus, zünd' andre an!"

Wie? Oder war es nicht der nackte Egoismus, der ihn bestimmte, scheinbar mit dem Pfarrer gemeinsame Sache zu machen, nur um dessen Unterstützung im Kampfe, um die schwarze Eiche zu gewinnen?

Und jetzt kam es auf einmal wie Offenbarung über den einsamen Mann. Der Kampf selbst, dieser unselige Kampf um die schwarze Eiche, war er denn so nothwendig, war er denn eine Ehrensache, daß er das Gewissen seines braven Schwiegersohnes, daß er das Glück seiner Tochter, daß er seine eigene Ueberzeugung in die Schanze schlug. Hatte Vater Dallmann in diesem Kampfe nicht schon die Ruhe seiner Häuslichkeit, die Freude an der Arbeit, das Vertrauen seiner Kinder verloren? Saß er nicht eben um Mitternacht da und zürnte mit sich selbst, anstatt in ruhigem Schlaf zu liegen?

Da kamen ja auch die Fackelträger immer näher, welche wahrscheinlich einer nächtlichen Prozession den Weg wiesen. Sollte er die Ankunft der Leute abwarten, welche sich dann vor der Eiche niederwarfen und die lächerlichsten und widerlichsten Szenen schufen? Vater Dallmann wurde es so sehnsüchtig um's Herz. Er wollte heute nicht in den einsamen Wald, er wollte auch nicht in seine Kammer schleichen und dort schlaflos und elend den Morgen erwarten. Er wollte Liebe! Liebe! Vor wenigen Stunden noch stand Lisbeth so da und faßte mit den Händen nach Vater und Bräutigam. O, wenn sie es jetzt doch thäte. Vorhin, da konnte man noch deutlich sehen, da hatte Vater Dallmann die trotzige Falte auf Alfreds Stirn bemerkt und darum hatte er sich abgewandt. Jetzt ist es ja finster, jetzt kann man einander noch lautlos an die Brust sinken, ohne daß Eins die Thränen des Andern bemerkt. Jetzt herrscht noch die schöne geheimnißvolle Nacht. O, daß doch Lisbeth käme, bevor noch die Fackelträger da sind und mit ihrem grellen Lichte dem Vater Dallmann die Schamröthe darüber in's Antlitz treiben, daß er in stiller Nacht sehnsüchtig wie ein Liebhaber nach seiner Tochter seufzt.

Ei! Er brauchte aber nicht zu seufzen! Er brauchte nur zu rufen und die beiden jungen Menschen stürzten in seine Arme. Dann war Vater Dallmann wieder frei!

Undeutlich tönte es in ihm noch weiter, als ob noch nicht Alles zu Ende wäre mit dem Opfer der schwarzen Eiche, als ob er den Kampf erst dann mit solcher Erbitterung zu führen begonnen hätte, als er im Feinde, dem Eisenbahnbau, ein Werk des Unrechts hatte erkennen müssen. Aber der Förster wollte in dieser Stunde nicht richten. Er wollte nur endlich wieder in treue, liebende Augen blicken . . . .

Da stand er an der Thür des Försterhauses. Es wollte nicht über die Lippen, kein lauter Ton war zu vernehmen; wie einem Kinde, das eine Lüge eingestehen muß, so heiser schlich sich der Ruf: „Kinder!“ aus seiner Brust. Aber es war die höchste Zeit. Schon konnte man über die Lichtung weg unter den nächsten Bäumen die Gestalten der Fackelträger wahrnehmen. Da stampfte der Förster derb mit dem Fuße auf, um sich Muth zu machen, und schrie mit kräftiger Stimme in's Haus hinein: „Alfred! Lisbeth! Steht auf!“ Und jetzt mochten die närrischen Leute nur nahen, welche in Prozession fernher gekommen waren, jetzt mochten sie beten, soviel sie wollten, Vater Dallmann machte Frieden mit seinen Kindern und morgen fiel die schwarze Eiche und mit ihr das wunderthätige Bild des heiligen Florian.

Lustig wandte sich der Förster den neuen Ankömmlingen zu.

Donnerelement! Was war das?

Das war keine Prozession! Eine dichte Gruppe von etwa dreißig Männern stand flüsternd um die schwarze Eiche herum. Die beiden Fackelträger hatten

ihre Fackeln auf beiden Seiten der Steinbank angelehnt, den übrigen Vorrath in die Höhlung des Baumes gethan. Was wollten diese Leute?

„Das wird saure Arbeit werden," sagte Einer und wie zum Versuch flog die Schärfe eines Beils in den uralten Stamm.

Mit zwei Sätzen war der Förster neben dem Frevler, riß ihm das Beil aus der Hand und schleuderte es in hohem Bogen in den Bach hinein. „Was wollt Ihr hier?" fuhr er die Leute an, aber ein Blick auf die Gruppe genügte schon, um ihre Absicht zu verstehen. Mit Beilen, Sägen und Stricken bewaffnet waren sie des Nachts herangekommen, um dem Förster seine Eiche zu rauben! Das war zu schlecht! Ob Alfred davon wußte? Wenn er davon wußte, so bekam er nie und nimmer seiner Tochter Hand!

Die Arbeiter hielten inne, als sie den Förster erkannten. Höflich trat ihr Führer an ihn heran und meldete ihm, daß sie den bestimmten Auftrag hätten, die schwarze Eiche noch in dieser Nacht zu fällen. Der Förster erklärte zornig: daß er keinen Auftrag gegeben, daß er allein hier im Walde zu befehlen habe, welcher Baum stehen und welcher fallen solle. Auch könne der Befehl des Fürsten keinesfalls die schwarze Eiche betreffen, denn die gehöre nicht zum Forste, sondern sei Privateigenthum der Försterei.

„Und hier steh' ich," rief der Förster, „und werde Wache halten vor der schwarzen Eiche bis zum Morgen. Und wenn Einer nur das Beil erhebt, so schieß' ich ihn nieder wie einen Hund und im andern Lauf steckt noch eine Kugel für den Zweiten, und wenn Ihr die Kameraden rächen wollt, dann könnt Ihr über mich herfallen, wie Hunde über einen müden Hirsch."

Die Arbeiter zogen sich zur Berathung zurück.

Inzwischen waren die jungen Leute aus dem Forsthause getreten.

Der Förster schrie hinüber:

„Du gehörst nicht mehr in mein Haus, du Schleicher und Betrüger! Ja Lisbeth, dein sauberer Bräutigam hat uns über Nacht diese Meute herausgeschickt, damit sie im Dunkeln ihr Werk thun und morgen früh, wenn Vater Dallmann aufwacht, da ein Loch in der Luft ist, wo heute noch die schwarze Eiche stand. Du kannst dich aber verrechnet haben, Alfred! Ich bin wachsam, und lasse mein Hab und Gut nicht verunehren! So stelle dich doch nun an ihre Spitze und komm' mit erhobenem Beil auf mich zu! Aber merk' dir's, du bist der Erste, den ich niederschieß', weil du schlechter bist als Alle!"

Man konnte den Förster kaum noch verstehen. Unter den Arbeitern war lauter Streit entstanden, denn die eine Partei, die Deutschen, wollte dem Förster erst gütlich zureden, er möge sich dem unbeugsamen Befehl des Fürsten unterwerfen, — die Andern, die Czechen, unter denen sich berüchtigte Wilddiebe befanden, wollten von keiner Rücksicht etwas wissen. Mit dem Beil in der Hand drauf, und todtgeschlagen, wer sich widersetzt! Der Förster werde sich wohl hüten, mit der Uebermacht anzubinden. Ein Doppelgewehr sei eine schöne Waffe aus der Ferne, aber Mann gegen Mann thät's ein Beil vielleicht auch und dreißig gewiß.

Lisbeth blickte, ihrer Sinne kaum mächtig, unter all' die erregten Menschen. Sie verstand nur unklar, was vorging.

„Warst du's wirklich, Alfred?" rief sie mit unsäglicher Angst.

„Ich schwöre dir bei unserer Liebe, daß ich von Nichts wußte."

„Vater, der Alfred hat von Nichts gewußt," rief Lisbeth jubelnd zum Alten hinüber und stürzte dem Geliebten an die Brust.

„Laß mich, Lisbeth. Ich muß zum Vater."

Während Alfred mitten zwischen die streitenden Arbeiter trat und sie mit ruhigen und sichern Worten aufforderte, dem Förster auf seinem eigensten Grund und Boden nicht entgegen zu treten, kam von der andern Seite plötzlich unerwartete Hülfe.

In dem Aufruhr, welcher um die schwarze Eiche tobte, hatte Niemand auf das Psalmodiren geachtet, das von der Dorfseite her sich rasch genähert hatte. Jetzt trat aus dem Walde die Prozession heraus. Es waren freilich nur Frauen, Greise und halbwüchsige Burschen, aber in so großer Anzahl, daß sie in dem begonnenen Streite wohl einen Ausschlag zu geben vermochten. Mitten unter dem Haufen, welchem der alte, abgesetzte Schulmeister eine pensionirte Kirchenfahne vorantrug, tummelte sich der kleine Küster umher und versicherte Jedem und Jeder, er wäre nur mitgekommen, um die Gemeindemitglieder vor Ausschreitungen zu bewahren. Die Theilnehmer der Prozession umzogen den Baum unter Singen und Beten, und machten gerade an der Stelle Halt, wo sie zwischen dem Förster und den Arbeitern standen. Der Küster hatte zu fragen angefangen und so den Stillstand veranlaßt.

„Also ausgesendet seid Ihr, die schwarze Eiche zu fällen? So, so? Ich bin nicht Euer Herr. Schade, daß der Herr Pfarrer nicht da ist, der dürfte reden, anders als ich. Uns geht das aber nichts an, fromme Gemeindemitglieder, denn wir sind Betens halber hergekommen und nicht Streitens wegen. Ei, ei, den heiligen Florian also sollt Ihr fällen? Werdet wohl mit

dem Holz einheizen? Schade, Schade, der Baum hätte noch tausend Jahre stehen können! Und die alten Leute erzählen sich, in Wildenreuth brennt's nicht, so lange der Baum mit dem Florian steht. Na, müßt's nicht so erschrocken drein schauen. In der Bibel steht's auch nicht, daß manches Beil vom Stiel geflogen ist, das fürwitzig gegen solchen Baum geschwungen wurde. In der Bibel steht's nicht und ich bin kein Pfarrer, aber in der Hölle sitzen mit einem gespalteten Kopf, das möchte ich eben auch nicht."

Die Begleiter des Küsters hatten sich während dieser Reden, die allmälig mehr zu den Arbeitern als zu seiner Gemeinde gerichtet schienen, geordnet. Die Meisten knieten um die schwarze Eiche. Unter ihnen tobte zumeist eine Gruppe von Weibern, welche schluchzend und schreiend den Himmel anflehten, den guten Florian nicht umkommen zu lassen. Ueber Alle hinaus schrie die tolle Zensi. Man wußte im Dorf, daß sie verrückt wäre, aber man wußte auch, daß tiefer Sinn sich hinter ihren wirren Reden verbarg. Und wie sie sich jetzt erhob und zu predigen begann, da lauschten nicht nur die Weiber, sondern auch viele von den Arbeitern näherten sich mit abergläubischer Andacht.

„Im Himmel wie auf Erden, im Himmel sitzt der Florian, hoch oben auf dem Baum und sie wollen ihn herunterreißen, damit es brennen soll, brennen von Aufgang bis zu Niedergang! Aber die Gottlosen sollen nicht siegen, die Cherubim werden uns beschützen, tausend Engel beschirmen die schwarze Eiche, denn kein Förster ist so gut wie Vater Dallmann, der uns Erdbeeren und Eicheln und Tannzapfen sammeln läßt. Hosiannah!"

Die Weiber schluchzten noch lauter und der Küster, der alle Reden der Wahnsinnigen mit heftigen Zeichen

der Bewunderung und Beistimmung begleitet hatte, drückte die Hände vor's Gesicht und schien von einem krampfhaften Schluchzen befallen. Der ganze kleine Körper gerieth in Aufregung und von Zeit zu Zeit drang zwischen den vor's Gesicht gepreßten Fingern eine Art thierischen Geheuls hervor, das auf die Wallfahrer ansteckend zu wirken schien. Denn immer rasender klagten die Weiber und immer schriller tönten die Rufe der Wahnsinnigen. Alles schien wie von einem Taumel ergriffen. Die ärgsten Schreier unter den Arbeitern, die Czechen, die den Förster vor Kurzem hatten ermorden wollen, knieten in brünstigem Gebete vor dem Gnadenbilde, warfen ihre Beile von sich und baten die Gottheit der Eiche um Verzeihung ihrer bösen Absichten.

Nur die deutschen Arbeiter waren ruhig geblieben und schickten sich an, in geschlossener Reihe vorzugehen und inmitten der Tobenden ihren Befehl auszuführen. Alfred widersetzte sich noch ihrem Drängen. Er hielt die Vordersten mit Gewalt zurück und forderte immer leidenschaftlicher einen Aufschub.

Vater Dallmann stand noch immer hoch aufgerichtet auf einer der mächtigen Wurzeln, die fußhoch aus dem Erdreich hervorragten. Ein Zorn hatte ihn ergriffen, daß er die zuckenden Finger vom Hahn entfernte, um nicht wider seinen Willen zwischen die Streitenden hineinzufeuern. Aber nicht den Vollstreckern des fürstlichen Befehls galt sein Zorn, sondern den Vertheidigern seiner schwarzen Eiche. Daß der Alfred sich des alten Baumes annahm, war wohl recht, denn Alfred gehörte doch so oder so zur Familie. Aber die Andern? Der Förster wollte keine gemeinsame Sache mit diesen tollen Weibern machen und mit diesem hinter=

listigen, feigen Küster. Das war kein ehrlicher Krieg, zu welchem man solche Bundesgenossen brauchte.

Da schwang sich der Küster plötzlich auf die Steinbank empor und schwang die alte Kirchenfahne, die er dem Schulmeister aus der Hand gerissen hatte, hoch in der Luft.

„Haltet Frieden!“ rief er mit kreischender Stimme. „Wäre der Herr Pfarrer hier, so würde er Euch befehlen, nach Hause zu gehen. Ich bin leider nur ein sündiger Mensch und begreife darum, daß Ihr Euch widersetzen wollt. Wir wollen nicht, daß dem Herrn Förster sein alter Baum umgehauen werde, wir wollen nicht, daß Ketzer und Ungläubige den heiligen Florian aus den himmlischen Zweigen herniederholen und ihn in's Kaminfeuer werfen, ihre erkalteten Hände bei der Wärme des verbrannten Heiligen zu beleben!“

Die Weiber schrieen auf bei diesen Worten und die Wahnsinnige lag auf dem Boden und schlug mit dem Kopfe gegen die Wurzeln des Baumes. Der Förster rang nach Athem. Er wollte aus diesem Kreise fliehen und doch stand er wie gebannt neben dem kleinen Prediger, der mit seinen eifervollen Worten alle Gemüther beherrschte. Dieser fuhr fort:

„Wir wollen nicht, daß unsere Hütten, verlassen vom heiligen Florian, in Flammen aufgehen und die Leichen der verkohlten Kinder unter ihrer Asche begraben! Wir wollen nicht sterben. Aber die Macht des Antichrists ist groß! Wer wollte mit ihm ringen! Laßt sie nur ankommen, die Rotte Korah's, und ihre Beile aufheben gegen die Gläubigen des heiligen Florian! Wir werden uns nicht wehren, wenn die Schärfe des Beils niederfährt und mit einem Krach das Bild des heiligen Florian zerschlägt und die heilige Eiche

zersplittert und in unsere lebendigen Glieder reißt und das Mark in unsern Knochen zermalmt."

Ein greller Aufschrei unterbrach den Redner, ein furchtbarer Tumult entstand. Der Förster schauderte.

Die Wahnsinnige und noch ein anderes Weib krümmten sich zuckend auf dem Boden. Alle schrieen durch einander: „Mörder! Wir lassen uns nicht morden! Nehmt ihnen die Beile! Schlagt sie nieder! Heiliger Florian errette uns!"

Dort stand noch der tapfere Alfred und wehrte verzweiflungsvoll die zornigen, bewaffneten Knechte ab, die gegen den Baum und gegen den Küster, der sie beleidigt hatte, losgehen wollten. Hier umringten die Wallfahrer und die frommen Beter ans der Umgegend den Haufen der czechischen Arbeiter und beschworen sie, den heiligen Florian um ihrer Seelen Heil willen zu vertheidigen. Schon blitzten da und dort Beile drohend in der Luft.

Jetzt hatte der Förster seine Sprache wieder gewonnen. Mit mächtiger Stimme gebot er Ruhe, aber Niemand hörte auf ihn. Nur im Forsthause hatte man den Ton gehört. Lisbeth antwortete, auch sie kaum vernehmbar, mit brechender Stimme: „Vater, komm herein!" Dann sank sie auf der Schwelle zusammen. Weder der Vater noch der Bräutigam konnte ihr nahen. Nur der braune Wolf, der bisher wie eine Wache vor seinem Herrn gestanden hatte, sprang mit wenigen Sätzen zu dem Mädchen hinüber, stellte sich schützend vor sie hin und vermehrte durch sein wüthendes Bellen den Aufruhr.

Beim Fenster des Hauses kniete die alte Barbara und sprach ein Stoßgebet nach dem andern. Sie flehte zu Gott, er möge den braven Förster beschützen und

dafür der alten Barbara all' ihr Frommsein am jüngsten Tage nicht anrechnen.

Noch einmal versuchte der Förster mit donnernder Stimme, Ruhe zu stiften. Umsonst. Da zischelte ihm der Küster boshaft in's Ohr: „Bei diesem Bauernpack sind alle friedlichen Absichten vergebens. Sie sehen ja, Herr Förster, auch meine friedlichen Worte wurden mißverstanden."

Da brach der Zorn des Försters los. Mit gewaltigem Stoß schleuderte er den Küster von der Steinbank herunter mitten unter die Arbeiter hinein, dann faßte er sein Gewehr und richtete es empor nach der dunklen Krone, wo das Heiligenbild im Fackelschein dunkelroth zurückstrahlte. Der Küster hatte beim Sturze in seiner Todesangst einen Schrei ausgestoßen, dem ein Moment des Schweigens folgte. Und jetzt fiel ein Schuß, in dessen Rollen ein sonderbares Klirren sich mischte, und jetzt noch ein Schuß und das Bild des heiligen Florian fiel zu den Füßen des Försters nieder. Das Glas war zerbrochen, das Bild durchlöchert, der Rahmen zertrümmert.

Ein Wuthschrei der Masse antwortete auf die That des Försters. Aber schon hatte derselbe sich gebückt, das Bild ergriffen und es weithin über die Köpfe der Streitenden geworfen. Jetzt stellte er den rechten Fuß auf die Steinbank und, den Kolben seiner Flinte schüttelnd, rief er mit fröhlichem Kampfesmuth:

„Da habt Ihr, was Euer. Mein ist die Eiche und Euer das Bild!"

„Steinigt ihn! Rettet den Heiligen! Der heilige Florian ist geschändet von dem Gottesleugner, von dem Heiden!"

Der Küster war's, der sich jetzt im dichtesten Gedränge gegen den Förster wandte. Und wirklich folgten ihm

die willigen Männer. „Wahr' dich, Förster!" schrie der kleine Mann schadenfroh, als jetzt die wüthende Menge scheltend und fluchend gegen den Förster zuschritt.

Doch stolz richtete er sich noch höher auf und rief:

„Mein ist die Eiche und Niemand wage sie zu berühren!"

Schon waren die Ersten neben ihm und suchten ihn von der starken Baumwurzel, auf welcher er stand, herunterzuziehen, da riß sich der Förster mit Ungestüm los und „Mein ist die Eiche!" rief er, faßte die beiden brennenden Fackeln und stieß sie mit Macht in die Höhlung des Baumes.

Für einen Augenblick schien es, als habe der Förster die Flamme verlöscht. Undurchdringliche Finsterniß lag auf der Stätte. Dann aber, erst leise, dann immer wilder zuckten kleine blaue Flämmchen an den Fasern des hohlen Baumes herauf, bald schlug eine große Flamme hervor und plötzlich brannte der herrliche Baum in rother Gluth wie eine Riesenfackel.

Der Förster biß vor Schmerz die Zähne zusammen.

Drüben hatten sich die Weiber indessen des zerschmetterten Heiligenbildes bemächtigt und zankten um die Reliquien, die sie nach Hause bringen wollten. Jeder Glasscherben, jeder Papierfetzen vom Bilde, jeder Holzsplitter vom Rahmen wurde sorgsam aufgelesen. Erst der Zuruf des Küsters, der die andächtigen Sammler mit verächtlichem Blicke gemessen hatte, lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder nach der schwarzen Eiche. Als sie die hellen Flammen hervorschlagen sahen, entflohen sie mit abergläubischer Scheu.

Indessen stand der Förster sprachlos vor dem brennenden Baum. Ein Theil der Arbeiter zog lachend davon, froh, daß ihnen die vorausbezahlte Arbeit durch die Flammen abgenommen wurde. Einige der deutschen Arbeiter waren noch geblieben, um das Haus zu schützen, welches durch die weitausgreifenden Zweige der Eiche in Gefahr zu gerathen schien. Noch war das Feuer auf den Stamm beschränkt. Sie legten Leitern an und entfernten mit Beilen und Sägen die gefährlichen Aeste.

Alfred hatte mit Hülfe der alten Barbara die zitternde Lisbeth zu Ruhe gebracht. Der Förster war allein mit seiner brennenden Eiche. Er achtete es nicht, daß die Funken ihm die Kleider versengten, nicht, daß der braune Wolf ihm die Hand leckte und ihn durch Winseln und Springen aus der Nähe des brennenden Baumes zu locken schien, er schritt sinnend auf und ab, als hielte er Leichenwacht bei seiner geopferten Eiche.

Mancherlei zog durch seinen Kopf. Er gedachte jenes Tages, da der Vater ihn gelehrt hatte: „Du sollst nicht lügen,“ da war der Forstgehilfe herangetreten und hatte gesagt: „Herr Förster, warum lehren Sie den Knaben Dinge, die er nicht üben darf, wenn er nicht ein Narr und ein Bettler werden will.“ Der Vater hatte den Forstgehilfen davongejagt für dieses Wort, aber der Knabe hatte es nicht vergessen.

Ja der Forstgehilfe hatte Recht, so voll von elender Lüge war die Welt, daß es sich nicht verlohnte, noch eine Ehre, noch ein Ideal zu haben. So voll von Lüge war es hier, daß man nicht die eine zertreten konnte, ohne die andere, schlimmere, desto üppiger wuchern zu lassen.

Vater Dallmann war besiegt.

Schon glänzte der Morgen und noch immer glühte der Stumpf der schwarzen Eiche und noch immer schritt Va'er Dallmann düster auf und nieder und hielt Leichenwacht bei seinem Baum. Da nahte in raschem Trabe ein Reiter.

Es war der Fürst, der durch Feuerlärm geweckt worden war und von den heimkehrenden Arbeitern den Hergang erfahren hatte.

Der Fürst reichte vom Pferde herunter dem Förster die Hand. Dieser schaute traurig zu ihm auf.

„Sie sind sehr gütig, Durchlaucht,“ sagte er, „ich verdiene keine Verzeihung. Ich habe mich benommen, wie ein Knabe, der die zehn Gebote noch nicht versteht.“ Der Fürst bemerkte das bittere Lachen des Försters nicht.

„Seid wieder ein Mann, lieber Dallmann,“ sagte der Fürst, „es bleibt beim Alten zwischen uns, denn Ihr seid ein tüchtiger Mensch, den man nicht entläßt, weil er — ehrlicher ist als Andere. Hier meine Hand darauf, es bleibt beim Alten. Vom Herbst ab seid Ihr Oberförster.“

„Ich danke, Euer Durchlaucht, für die Gnade. Ich nehme die Verzeihung gerne an und will mich bemühen, noch jetzt zu lernen, was ich einst vom Forstgehilfen hätte lernen sollen. Durchlaucht verstehen mich nicht? Er war einst Forstgehilfe im Dienste von Euer Durchlaucht und hat's später noch weiter gebracht als zum Oberförster. Durchlaucht verstehen mich nicht? Verzeihung! Ich bin noch so wirr im Kopf, Durchlaucht, von all' den Dingen. Für heute bitt' ich um Geduld. Nur eins, Euer Durchlaucht, ich kann nicht Oberförster werden, — ich hab' es nicht gelernt. Die Eiche haben wir verloren, aber das Andere, was Vater und Urgroßvater besaßen, möchte ich

bewahren bis an's Ende. Ich habe keinen Sohn. Nach mir kommt doch ein Fremder in dieses Haus. Sie können mich fortschicken, wenn Sie wollen, und ich hab's verdient. Wenn Sie mir aber Gutes gönnen, gnädiger Herr, dann setzen Sie mich nicht über Andere, dann lassen Sie mich leben und sterben als den Förster von Wildenreuth."

Der Fürst versprach, seinem Diener den Willen zu lassen und ritt nach einigen freundlichen Worten wieder davon. Es war ihm ja im Grunde lieb, daß der brauchbare Mensch in seiner bescheidenen Stellung verblieb. Aber unverständlich war dem Fürsten diese Natur, ganz unverständlich.

* * *

Die Jahre waren gekommen und gegangen. Das schlichte Forsthaus stand noch da. Aber es war unbewohnt. Blos bei den großen Jagden des Fürsten wurde es noch benutzt, wenn sich die Jäger in der alten Försterei des Wildenreuther Reviers ein Rendezvous gaben. Das neue Forsthaus lag eine kleine Viertelstunde tiefer im Walde.

Von links herüber aus dem Dunkelthal zogen die parallelen eisernen Fäden herüber an der alten Försterei vorbei bachaufwärts, bis sie hinter einem bewaldeten Hügel verschwanden.

Wo einst das dunkle Laub der schwarzen Eiche sich emporgewölbt hatte, da stand jetzt ein Wärterhäuschen. Schon war das Signal gegeben, das den nahen Eisenbahnzug ankündigte. Mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen stand ein Knabe von etwa sechs Jahren neben dem Wärter und lauschte in die Landschaft hinaus, ob er nicht das Brausen des nahen Zuges vernähme. Noch war nichts zu hören.

Die alte Barbara stand ängstlich hinter dem Knaben, dessen Jacke sie nicht einen Augenblick losließ.

— „Sie kommen! Sie kommen!“ jubelte das Kind.

Vom Dunkelthal herüber ertönte es leise wie ein Zittern der Luft und jetzt lauter und lauter, bis plötzlich der Bahnzug aus dem Thal hervorbrach und mit mächtigem Dröhnen dahergerasselt kam. Noch einige Sekunden und er flog heran.

Der Knabe hielt das Händchen salutirend an die Mütze und „Mutterl!“ schrie er mit aller Kraft seiner Lungen.

In einem Wagen des Zuges lehnte eine hübsche Frau am Fenster, und hinter ihr jubelte Alfred lustig auf, und Lisbeth winkte unter Thränen lachend und freudig erschrocken dem Liebling ab, und schon war der Bahnzug vorbei, und drüben winkte noch die Mutter mit dem Tuche.

Die Station Wildenreuth lag eine ganze Meile weiter. Dort erst empfing der alte Förster das glückliche Paar, das sofort von dem Streiche ihres Knaben erzählte.

„Na, kommt nur rasch mit, dann könnt Ihr näher sehen, wie gut ihm die zwei Monate im Wald bekommen sind. Ein Teufelsjunge, der Hans! Hat er also richtig die alte Barbara herumgekriegt, daß sie ihn zum Wärterhaus begleitet! Den müßt Ihr später ganz und gar hergeben. Wißt Ihr denn, was der Junge werden will? „Oberförster“ hat er dem Fürsten geantwortet. Und der Fürst hat's ihm versprochen, daß er ihn zu seinem Oberförster machen will.“

Bevor noch Elsa ihren Dank aussprechen konnte, hatte diesmal der Hausherr das Wort ergriffen. Es freue ihn, daß der Autor den Schauplatz der Handlung nach Oesterreich verlegt habe; nur in dem interessanten Nachbarlande seien gewisse Unordnungen der Kultur möglich und verzeihlich, welche in Preußen unmöglich, ja sogar unverzeihlich wären.

Ungelt. Ich habe den Schauplatz überhaupt nicht verlegt, Herr Baron, sondern vorgefunden. Und wenn die deutschen Provinzen Oesterreichs wirklich einen stimmungsvolleren Rahmen für ähnliche Ereignisse abgeben, so liegt der Grund nach meinem Dafürhalten anderswo als in politischen Unterschieden. Wo immer religiöse Fragen in's Spiel kommen, da bleiben nur Katholiken poetisch. Sie berufen sich auf ihre plastischen Heiligen; wenn Protestanten streiten, so kommen sie mit Gründen, und Gründe sind schrecklich prosaisch.

Elsa. Sie scheinen mir ein arger Religionsspötter zu sein, Herr Ungelt. Auch in Ihrer Novelle kommen die gläubigen Seelen schlecht weg.

Ungelt. Ich habe ja meinen Standpunkt gar nicht ausgesprochen; ich habe es wenigstens versucht, die Thatsachen reden zu lassen.

Hagau. Ich muß der Gnädigen dennoch Recht geben, Herr Ungelt. Sie haben ja die Thatsachen doch erfunden. Und in dieser zeigen Sie sich als argen Freigeist.

Frick. Ich kann dieser Anklage noch hinzufügen, daß Herr Ungelt alltäglich ohne Abendgebet zu Bette geht.

Elsa. Ach, lassen Sie doch Herrn Ungelt allein sich vertheidigen.

Ungelt. Mich vertheidigen? Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, ich würde mir in Ihrem Kreise wie ein Eindringling erscheinen, wenn ich auch nach Ihrem Tadel im Ernste glauben könnte, daß eine freie Meinung über die sogenannten letzten Fragen Sie verletzen könnte. Sie selbst sind ja nicht eben fromm, vous ne pratiquez pas, wie die Franzosen so deutlich sagen.

Elsa. Sie bezeichnen da genau die Grenze, bis zu welcher ich gehen darf, ohne die Sitte zu kränken. Es ist ja wahr, wir äußern unsere Religiosität fast niemals durch einen positiven Akt des Gottesdienstes, aber wir sprechen uns auch nie gegen denselben aus. Zwischen unseren Unterlassungssünden aus Trägheit und Ihren Angriffen aus Unglauben liegt eine tiefe Kluft.

Ungelt. Wirklich? Ich will keinen Versuch machen, mein Glaubensbekenntniß abzulegen. Es würde ein wenig modern und weltlich klingen, also Ihr Mißfallen erregen. Aber das Eine werden Sie mir wohl gestatten, daß ich Ihr Glaubensbekenntniß, das Ihre, gnädige Frau Baronin, mir ein bischen zusammenbaue aus dem, was ich in langjährigem Verkehr an Ihnen beobachtet habe.

Elsa. Ich bin in der That neugierig.

Ungelt. Sie sind natürlich Christin. Sie wurden getauft und werden einmal — zu einer so schönen, blühenden Frau darf man ja vom Tode sprechen wie etwa von der dereinstigen Erstarrung der Erdoberfläche — und werden einmal selig im Herrn entschlafen. Was

an feierlichen Momenten dazwischen liegt, vor Allem die Hochzeit, wird auch noch trotz der Möglichkeit einer blos standesamtlichen Trauung mit allem kirchlichen Pompe gefeiert. Schön! Gestatten Sie mir jedoch die Frage, wie es bei Alledem mit Ihrer Weltanschauung steht. Denn darauf läuft es ja doch am Ende heraus: ob Sie sich als den Schöpfer dieser Welt genau den Herrgott vorstellen, den Sie vor Ihrer Konfirmation kennen gelernt haben, ob Sie vielleicht gottesgläubig geblieben sind, wenn auch mit einigen Varianten, oder ob Sie eine Anhängerin einer unserer modernen atheistischen Philosophen sind.

Elsa. Nichts von Allem. Ich verstehe sie gar nicht einmal.

Ungelt. Gut; wenn Sie sich über Ihre Weltanschauung noch nicht klar geworden sind, so wollen wir derselben nachspüren.

Elsa. Aber ich habe keine Weltanschauung!

Ungelt. Verzeihen Sie, daß ich darauf bestehe. Sie können recht wohl eine Weltanschauung unbewußt besitzen, ohne sich jemals Rechenschaft darüber abgelegt zu haben. Irgend eine Weltanschauung muß doch jeder Mensch haben.

Elsa. Reden Sie. Beweisen Sie mir meinetwegen, daß ich eine Türkin bin.

Ungelt. Auch das, wenn meine Schlüsse mich dazu führen sollten. Also beginnen wir. Sie erwachen des Morgens. Wenden Sie Ihre ersten Gedanken dem Schöpfer zu, um ihm für den neuen Tag Ihres Lebens zu danken? Ich zweifle daran. Nicht wahr, Sie thun das nicht? Ihr erster Gedanke ist die Freude darüber, daß Sie ebenso gesund und schön sind, wie gestern. Irgend ein Dankgefühl empfinden Sie dabei gegen Niemand. Sie sind also beim Erwachen im

moralischen Sinne eine Egoistin, im philosophischen eine empirische Materialistin.

Elsa. Was werde ich denn noch Alles im Laufe des Tages?

Ungelt. Das werden wir gleich sehn. Sie gehn an die hundert Geschäfte des Tages, ohne auch nur einen Augenblick einen metaphysischen Nebengedanken zu fassen. Oder wollen Sie es leugnen, daß Sie Ihr Haus besorgen, Ihre Einkäufe machen, Ihre Toilette angeben, Ihre Befehle ertheilen, Ihre Besuche schenken und empfangen, ohne jemals auf den Urgrund der Dinge zu blicken?

Hagau. Die Frau Baronin braucht auch keine Philosophie, um die Farbe ihres Hutes zu bestimmen. Ein Blick in den Spiegel ist tiefer, als ein Blick in den Urgrund.

Ungelt. Also zugegeben? Die Gespräche während der Besuchstunde, die oft solche Dinge zu berühren scheinen, rechne ich nicht mit. Da gilt ja die Lüge als Verdienst. Wenn ein höflicher Atheist mit einem höflichen Pastor in Gesellschaft verkehrt, so schwärmt der Pastor für Voltaire und der Andere erkundigt sich nach dem Text der letzten Predigt. Ihre Wohlthaten, die Sie im Stillen und öffentlich üben, haben wohl auch nichts mit Ihrer Religion, mit Ihrer Weltanschauung, zu schaffen. Sie sind milde, weil sie milde sind, nicht um einmal im Himmel die Zinsen Ihrer Wohlthaten einzustreichen. Nicht wahr? Sie sind also in Ihrem gewöhnlichen Leben allerdings ohne eine thätige, aus Ihnen selbst geborene Weltanschauung. Sie sind indifferent.

Elsa. Das heißt?

Frick. Das heißt, daß Sie Jüdin geblieben

wären, wenn Sie zufällig zur Zeit des Heilands in Jerusalem gelebt hätten.

Ungelt. Es giebt aber außer jener thätigen, unmittelbaren Weltanschauung, die ich allerdings bei Ihnen vermisse, noch die passive, die angenommene Weltanschauung. Diese kann ich aus Ihrem freiwilligen Umgang, aus Ihren Lieblingsbüchern, aus Ihrem Theaterbesuch errathen. Welcher Umgang Ihnen der Liebste ist, das läßt sich allerdings nur schwer beweisen; denn Sie sind gegen alle Welt liebenswürdig. Ich kann also nur die kühne Vermuthung wagen, daß wir Heiden Ihnen im Allgemeinen willkommener sind, als die Bekenner des Himmels. Woher ich diese Vermuthung schöpfe? Wenn Sie ein Gespräch mit dem Hoffräulein von Felden gehabt haben, die Ihnen immer einige Traktätlein mitbringt, dann sehen Sie müde und nervös aus, wie eine Schauspielerin im fünften Akt. Hier im Bade nehmen Sie uns Heiden in Gnaden auf. Mit noch größerer Zuversicht kann ich mich auf Ihre Lektüre berufen. Ein Buch, dessen Autor einer frommen Weltanschauung huldigte, wäre Ihnen von der zweiten Seite ab ungenießbar. Das gilt ohne Ausnahme. Sie lesen durchaus nur Bücher, deren Autoren bewußt oder unbewußt Kinder des neuen Glaubens sind, Sie würden mir auf meine Frage sicherlich nicht ein einziges neueres Buch zu nennen wissen, dessen Verfasser konfessionelle Gedanken hegt. Nicht ein einziges, ich wette darauf! Sie haben sogar den berühmten Messias unseres großen Klassikers Klopstock niemals gelesen. Sie, die doch den zweiten Theil des Faust bewältigt haben! Warum? Weil Goethe ein Heide ist, wie Sie, gnädige Frau; allerdings Goethe mit etwas mehr Bewußtsein von seiner Ueberzeugung. Sie glauben mir noch nicht? Nun, so erinnern Sie sich

doch freundlichst an die vielen Hundert Theaterstücke, welche Sie im Lauf der Zeit gesehen haben. Haben Sie jemals ein Stück gesehn, dessen Ansichten in einer Kanzelpredigt hätten wiederholt werden können? Nichts als Heidengefühle, Heidenschmerzen und Heidentugenden haben Sie auf der Bühne an sich vorüberziehen sehn. Nicht? Ach so, Sie wollen sich damit entschuldigen, daß eben keine andern Stücke gegeben würden, daß Sie keine Wahl hätten. Da eben liegt ja das Geheimniß. So wie Sie, gnädige Frau, fühlt der größte Theil des guten Publikums. Wenn der Direktor ein frommes Stück aufführen ließe, er würde leere Häuser haben, denn auch Sie, gnädigste Frau Baronin, würden nicht hineingehn. Unser ganzes Publikum ist so ausschließlich genährt vom lustigsten Heidenthum, daß es kein Körnchen Kirchlichkeit vertragen kann, ohne ein Unbehagen zu verspüren. Die Prediger selbst wissen sich ja nicht mehr anders zu helfen, als daß sie die Formen des Heidenthums zur Hülle für die bittere Pille ihrer Lehren benützen. Und so glaube ich Ihnen bewiesen zu haben, gnädige Frau, daß unsere gute Gesellschaft, und Sie mit ihr, keine Aussicht hat, in den Himmel zu kommen, daß Sie, gnädige Frau, dieselbe Weltanschauung im Herzen tragen, wie unsere freiesten Denker, daß Sie, wenn auch unbewußt, eine Heidin, eine Glaubensgenossin von Friedrich dem Großen, Kant, Lessing, Goethe und Schiller sind.

Frick. Nicht wahr, gnädige Frau, das wäre Ihnen niemals eingefallen?

Elsa. Das klingt freilich ganz schmeichelhaft. Sollen wir uns ergeben, Herr von Hagau?

Hagau. Wenn es erwiesen ist, daß auch Seine Majestät König Friedrich II. so dachte, wird uns wohl nichts übrig bleiben, als uns zu fügen.

Elsa. Wenn das Alles nur nicht so laut ausgesprochen würde!

Frick. Sie sprechen mir aus der Seele, gnädige Frau! Wenn das Alles nur nicht so laut ausgesprochen würde! Wenn doch unsere Literatur ewig in den Händen von Frauen und Frauenschmeichlern bliebe, von Autoren, welche ihr freies Denken dazu benützen, um in ihrem Privatleben vor keinem ehrwürdigen Verbote zurückzuschrecken, welche aber in ihren Schriften so schuldlos dastehen, wie neugeborene Kinder! Das sind die Götzen unserer Tage, das sind unsere neuen Ritter vom Geiste! Leute, die keinen andern Zweck verfolgen, als ihre lieben Bücherkäufer zufrieden zu stellen, und da die Damen nun einmal das Publikum sind, so wird den werthen Damen zu Liebe jedes ehrliche Bekenntniß zurückgedrängt. Das ist ja keine Heuchelei! Bewahre! Die Herren lügen ja nicht, sie rutschen ja nicht auf den Knieen vor wunderthätigen Madonnenbildern, sie sagen nur ihre derbe Meinung nicht heraus. Das ist eine sehr lobenswerthe Rücksicht auf die gesellschaftlichen Formen, welche für unsere Damen mit Recht die religiösen Gefühle ersetzen.

Kreiwitz. Ich muß meine Frau von Ihrer ironischen Verdammung ausnehmen. Meine Frau pflegt zu sagen: Religion sei die Poesie Derjenigen, die keine andere haben.

Hasse. Und Poesie ist die Religion der Andern.

Ungelt. Unsere Literatur ist so bekenntnißlos geworden, daß wir aus ihr kaum mehr einen Schluß auf die Denkweise unserer Zeit ziehen können.

Elsa. Und daran sollen wir Frauen schuld sein.

Frick. Sie werden das nicht behaupten wollen! Sie werden nicht behaupten wollen, daß den Frauen die höchste Leidenschaft edler Männer, die Leidenschaft

für die Wahrheit, abgehe! Sie werden nicht behaupten wollen, daß die Frauen in Folge unserer heuchlerischen Erziehungsmethode einen wohlgepflegten Hang zur Lüge besitzen! Sie werden nicht behaupten wollen, daß die Weiber uns Männer von früh bis spät zur Lüge verführen! Oh nein, nie noch hat ein braves Weib den Gatten, der in der Volksversammlung ein kräftiges Wort reden wollte, mit Bitten und Thränen zum Schweigen überredet! Nie noch hat eine Geliebte den Mann überredet, bei ihr zu bleiben, während die Kampfgenossen ihn riefen! Oder doch? Nun, dann behielten die Frauen eben Recht. Das ewige Symbol des Weibes, das einen Kämpfer des Gedankens seiner Pflicht abwendig macht, ist ja die schöne Venus, die ihren Tannhäuser lieber bei sich im Venusberg behält, als ihn zum Schriftstellertag nach Thüringen reisen zu lassen. Die weise Venus! Hätte Tannhäuser ihr gehorcht, niemals hätte es auf der Wartburg die unangenehmen Auftritte gegeben, niemals hätte Tannhäuser die Büßerfahrt unternehmen müssen. Es wäre ja für alle Theile besser, wenn die Frauen immer Recht behielten. Immer dieselbe Geschichte! Sehen Sie sich mal die Hugenotten an. Raoul, so ein überzeugungstreuer Narr, will hinaus, um seinen Glaubensgenossen beizustehen. Hat Valentine nicht recht, da sie ihn in dem schönen Schluß des vierten Aktes zurückzuhalten sucht? Sie kennen ja das Ende! Beide gehen sie zu Grunde, weil Raoul seiner Ueberzeugung folgt. Nieder mit der Ueberzeugung! Hoch die Valentine!

Hasse (nachdenklich). Valentine, Valandine, Teufeline!

Die Herren verlangten von Erwin Auskunft über seinen seltsamen Ausruf, welchen Herr von Hagau für einen Fluch in Gesellschaftstoilette, der Hausherr

für ein fremdländisches Citat hielt. Der junge Dichter gab zum Besten, was er aus der deutschen Mythologie beizutragen wußte und brachte durch seine Auseinandersetzung das Gespräch auf ein ruhigeres Gebiet. Als es zehn Uhr geschlagen hatte, erhob sich Frick und erklärte sich bereit, den Freunden ein paar ächte Valandinen zu zeigen, welche um diese Zeit bei Vollmond zu baden pflegten. Die Herren brachen auf. Nur Hans Ungelt blieb auf Elsa's Bitten noch ein Weilchen bei den Gatten. Jetzt erst mochte Elsa ihm für seine Erzählung danken. Ob er wirklich so gotteslästerliche Ansichten über die Weltordnung habe, wie der Hohn Fricks vermuthen lasse?

Ungelt. Wenn Sie mich so auf's Gewissen befragen, muß ich ja wohl die Wahrheit sagen. Nun, ich glaube in der That nichts von Alledem, was uns bis zu unserem zwölften Jahr gelehrt wird. Ich bilde mir nur nicht viel darauf ein; ich verliere nur, ohne eine neue wohlgeordnete Ueberzeugung einzutauschen.

Elsa. Sie sind also ein Freigeist in jeder Beziehung?

Ungelt. Wenn Sie es so nennen wollen, ja.

Elsa (liebenswürdig). Ihre Aufrichtigkeit entzückt mich. Ich verspreche Ihnen auch, bei der Preisertheilung nicht an meine religiösen Vorurtheile zu denken. Vielleicht erhalten Sie den Preis, trotzdem Sie Freiheit des Denkens, Freiheit des Lebens und der Liebe predigen.

Ungelt. Da irren Sie, gnädige Frau. Freiheit der Liebe, und wie all' diese hohlen Schlagworte heißen, beziehen sich auf praktische Fragen, auf Dinge dieser Erde, welche nach Erfahrungen, nicht nach Ueberzeugungen geordnet sein wollen. Für mich z. B., der ich in der Ehe nur einen bürgerlichen Rechtsakt ohne jedes

himmlische Mysterium erblicke, für mich ist die Ehe heilig und unantastbar. Ich bin eben ein Fabrikant, Frau Baronin, und Geschäftsleute achten das Eigenthum in jederlei Gestalt.

Elsa. Da sind Sie ja aber gar kein Freigeist! Das hätten Sie gleich sagen sollen.

Nachdem Ungelt sich verabschiedet hatte, begaben sich die Gatten zu Ruhe. Wie gewöhnlich, wenn sie allein waren, sprachen Beide wenig. Als der Baron seine Frau jedoch seufzen hörte, sprach er, indem er vorsichtig das Licht auslöschte: „Ich habe es dir ja gesagt, liebe Elsa, daß du nicht viel Vergnügen von unseren Sonntagen gewinnen wirst. Diese Leute haben in ihrer Jugend keine gute Erziehung genossen und das merkt man, wenn sie auch später noch so viel gelernt haben. Ich hätte nie gedacht, in unserem Salon so eine Sprache zu hören. Gräme dich nur nicht. Vielleicht wird's nächsten Sonntag besser. Gute Nacht."



Dritter Sonntag.

Die Baronin hatte einige Tage das Bett hüten müssen. Heftige Nervenschmerzen ließen befürchten, daß sie den Freunden für den nächsten Sonntag werde absagen müssen.

Als sie am Sonntag Morgen die neueste Nummer des Pariser „Figaro“ aufschlug, fand sie in den Falten der Zeitung ein Blatt, auf welchem folgendes Gedicht von der unbekannten Hand geschrieben stand:

Du weißt, man stritt mit hochgelehrten Waffen
Darüber, ob uns diese Welt ein schlauer
Boshafter Höllengeist zu Leid und Trauer,
Ob uns zur Freude sie ein Gott geschaffen.

Ob wir Verdammte wären, ob Schlaraffen,
Darüber starben Leibnitz, Schopenhauer.
Auch mir ward diese Frage ziemlich sauer
Heut' auf der Digue beim Havannapaffen.

Ich sah ein Weib voll allerliebster Launen,
Sie lag zu Bett, weiß oder kaum gekleidet,
Da schien die Welt mir reich und schön wie Babel.

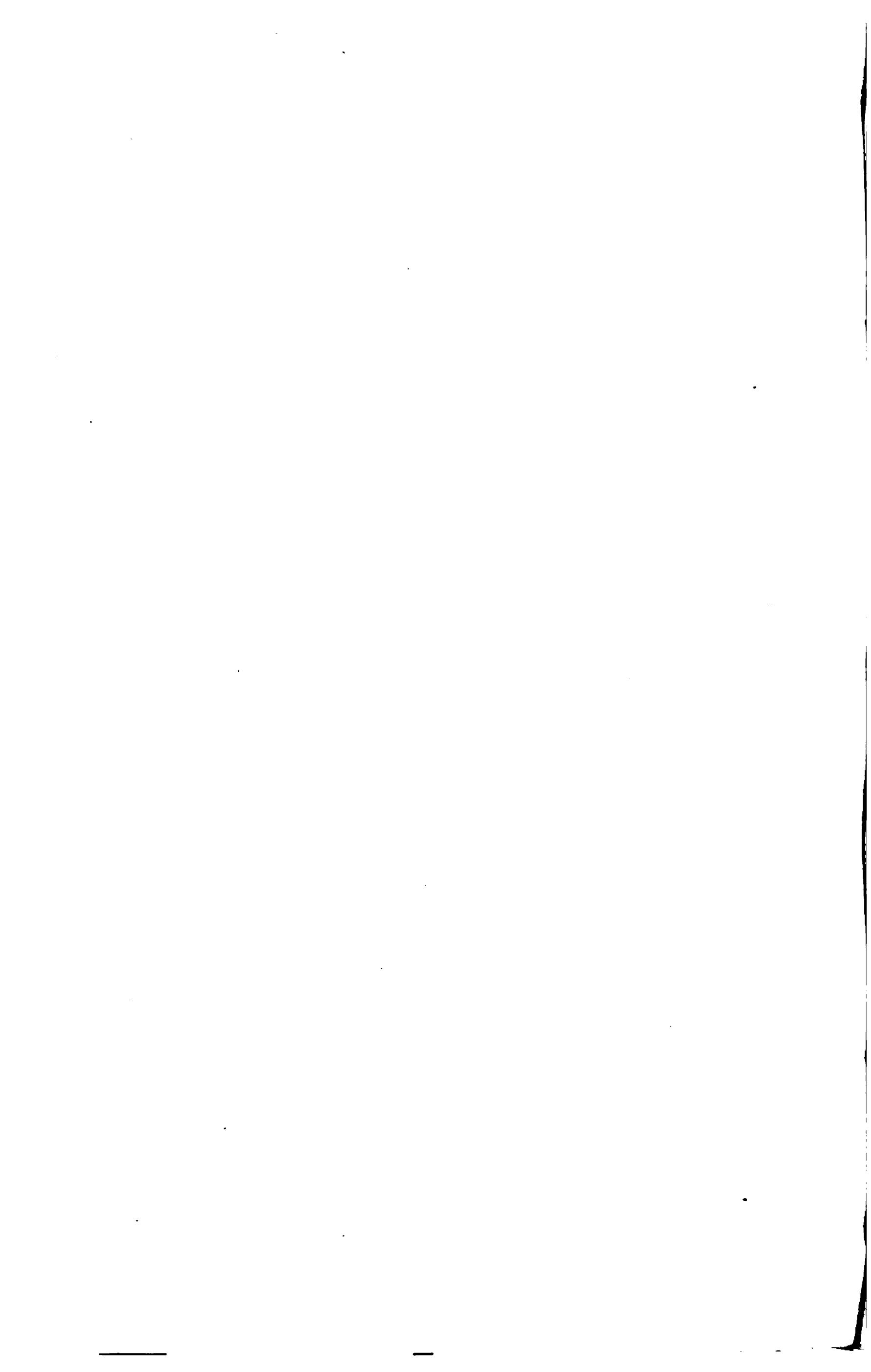
Doch in Erwägung, daß in ihren Daunen
Die schöne Frau infame Schmerzen leidet,
Fand ich die ganze Welt doch miserabel.

Elsa lächelte, stand auf und kleidete sich an. Sie sagte diesmal ihrem Gatten nichts von den Versen. Wozu den Mann durch ärgerliche Mittheilungen betrüben? Sie hatte ja Zeit genug, sich dann über den zudringlichen Versemacher zu beklagen, wenn sie seinen Namen entdeckt hatte.

Als am Abend die Freunde kamen, war Elsa so munter, daß nur noch eine angenehme Bläße an ihr Unwohlsein erinnerte.

Die Reihe traf heute Herrn von Kreiwitz. Dieser sah doppelt vornehm aus. Er hatte auserlesene Toilette gemacht, so daß man ihm sofort die Hochachtung anmerkte, die er vor seinem Hefte empfand. Als er dasselbe öffnete, um die Vorlesung zu beginnen, strahlte aus den Augen des Einundvierzigjährigen eine jugendliche Begeisterung; alle Anwesenden staunten über die merkwürdige Verwandlung. Herr von Kreiwitz sah ordentlich schön aus. Elsa bat ihn, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und während der Dauer der Vorlesung blickte sie fast unverwandt in sein sanftes, heute von Enthusiasmus leise geröthetes Gesicht.

Zwei Sommer in Reinerz.



„Station Nachod!"

Der Zug hielt; aus einem Wagen zweiter Klasse stieg ein weißhaariger, lebendiger Herr und schritt mit der Sicherheit eines mit der Gegend Wohlvertrauten gerade aus über den Damm hinweg der Straße zu, auf welcher eine einsame, verstaubte Landkutsche seiner harrte. Außer ihm brachte der Zug nur noch einen Passagier: langsamer als er verließ eine schwarz gekleidete, junge Dame das einzige Coupé erster Klasse. Mit der liebenswürdigsten Unbehilflichkeit fragte sie den Schaffner um den nächsten Weg nach Reinerz; der Zug setzte sich jedoch schon wieder in Bewegung und der junge böhmische Schaffner nahm ohne Antwort ein verlegenes Lächeln auf die Weiterreise mit.

Oben stand die hübsche Frau des Stationsvorstehers beim Waschtrog.

„Sie werden keinen Wagen vorfinden, Fräulein," sprach sie freundlich. „Sie müßten denn bis nach der Stadt gehen, die eine gute halbe Stunde entfernt ist."

„Und meine Koffer?" lachte die Fremde. „Ah, dort unten hält ja ein Wagen!"

Sie eilte die wenigen Schritte hinab und stand neben der Kutsche des alten Herrn in demselben Augenblicke, als die Pferde anzogen.

„Ich bitte, mein Herr!" Der Wagen hielt. „Nicht wahr, Sie werden so freundlich sein, mir diesen

Wagen zu überlassen? In der Stadt, die nur eine halbe Stunde entfernt ist, finden Sie einen anderen."

„Ich danke, Fräulein, ich brauche keinen anderen."

„Sie werden doch einer Dame die kleine Gefälligkeit nicht verweigern, mein Herr?"

Sie sprach diese Worte mit naiver Ruhe: der alte Herr, welchen die erste Anrede unangenehm berührt hatte, wurde durch diese Sicherheit versöhnlich gestimmt.

„Sie müssen unter Narren aufgezogen worden sein, Fräulein. Na, ich will auch einmal meine schwache Stunde haben, nnd wenn sie wollen, so fahren wir mit einander."

Die Dame wies dies Ansinnen verletzt zurück und unter dem Schleier traten ihr Thränen in die Augen; wirklich war ihr im ganzen Leben noch nicht mit solcher Rohheit begegnet worden.

„Machen Sie keinen Unsinn, Fräulein. Sie müssen meinen Vorschlag annehmen, wenn Sie nicht auf freiem Felde, vielleicht gar im Regen eine Stunde lang warten wollen. Uebrigens, Sie sind erster Klasse gefahren? Na, dann will ich mich meinetwegen Ihnen gegenüber niedersetzen. Sie können sich dann einbilden, Sie seien die Herrschaft und ich Ihr Reisemarschall oder Ihr Haushofmeister. Ich bringe Sie bis zur Stadt, wo Sie bessere Gelegenheit finden und mehr Höflichkeit für Ihr gutes Geld. Sie zögern noch immer? Ei, dann will ich Ihnen meinen Wagen überlassen, trotzdem ich denselben von Prag aus telegraphisch bestellt habe. Gleichzeitig erlaube ich mir jedoch die Bitte, daß Sie nun mich in Ihrem Wagen bis zur Stadt mitnehmen möchten. Nicht wahr, Sie werden diese Gnade haben, Majestätchen?"

Die Dame bat erröthend um Entschuldigung und nahm dankend den Platz neben dem alten Herrn an.

„Sie willigen ein? Für so gescheidt hätte ich Sie im ersten Augenblick gar nicht gehalten.“

Die Dame mochte wenig über zwanzig Jahre alt sein und blickte aus ihren großen, tiefschwarzen Augen so klar und frisch, daß man an die Blässe ihrer Wangen kaum glauben mochte; herrlich stand zu den feinen Zügen ein dunkles, dichtes, schwer herabfallendes Haar. Der alte Herr betrachtete das schöne Mädchen mit der friedlichen Freude eines Greises, und sie wiederum prüfte verstohlen den wunderlichen Kopf des großen, hageren Mannes; das dichte, struppige, weiße Haar, die tiefgefurchte Stirn, die blitzenden Augen, das scharfe Profil machten an sich einen fesselnden Eindruck, der jedoch erst durch einen Zug unendlicher Güte um die Lippen seinen eigenthümlichen Zauber erhielt.

Der Fremde nahm Cigarrentasche und Feuerzeug hervor.

„Sie vergessen,“ meinte die Nachbarin lächelnd.

„Was denn?“

„Aber, daß Sie nicht allein sind, mein Herr,“ rief sie mit der beneidenswerthen Sicherheit, welche ihrem Nachbar schon vorhin sein humoristisches Lächeln abgenöthigt hatte.

„Sind Sie krank?“ fragte er diesmal ernsthaft. „Sonst würden Sie mir schon eine Cigarre gönnen müssen. Uebrigens, ich bilde mir ein, ein wenig ärztliche Erfahrung gesammelt zu haben, und würde es Ihnen schon ansehen, wenn Sie ein bischen Cigarrendampf nicht vertragen könnten.“

Die Dame hatte zum zweiten Male aufmerksam hingehorcht.

„Sie nennen sich eben einen Arzt und sagten vorhin, Sie kämen aus Prag. Nicht wahr, Sie sind

Doktor Steller? Ach, wie sich das trifft! Ich bin Elise von Wangenheim."

Und sie reichte dem alten Doktor ihre Hand. Er drückte dieselbe herzlich und schaute jetzt erst voll und ernst in ihr Antlitz.

„So sieht also meine liebe Pflegebefohlene aus? Na, da werd' ich ja zu thun bekommen."

Während Elise sich bemühte, ihre bisherige Haltung durch Offenheit und Vertrauen vergessen zu machen, sann der Doktor über die Aufgabe nach, an deren Lösung er nun noch einige Stunden früher, als er gedacht, schreiten mußte.

Wie war ihm denn überhaupt diese hübsche Mündel zugefallen?

Steller war der treueste Gast des Badeortes Reinerz. Dort hatte er vor Jahren die Bekanntschaft eines hypochondrischen, aber seelenguten Mannes, des Herrn von Wangenheim, gemacht, hatte dessen ganzes Vertrauen gewonnen.

Und nun hatte der Doktor vor einigen Monaten aus Berlin einen Brief von einem ganz fremden Manne erhalten.

Der Briefschreiber war der Hausarzt des Herrn von Wangenheim gewesen. Derselbe wäre plötzlich gestorben und hätte ihn — den Hausarzt — vor seinem Tode beauftragt, Elisen im Sommer nach Reinerz zu senden und dort unter die Obhut des bewährten Doktor Steller zu stellen. Als Freund des Verstorbenen sollte dieser Elisen zur Seite stehen.

Und dieser hatte Anfangs geflucht und später, wie immer, zusagend geantwortet. Und nun kam er um vierzehn Tage später als gewöhnlich an, war eigentlich noch nicht angelangt und doch schon um seine Freiheit gebracht.

Die Freundschaft zwischen den beiden Reisekameraden war geschlossen. Das Bewußtsein, mit einem Freunde ihres Vaters zu sprechen, befreite die junge Dame allmälig von dem Zwange, der sie so natürlich kleidete; sie plauderte bald wie mit einem alten Bekannten, und Doktor Steller vernahm in den wenigen Stunden der Fahrt die einfache Lebensgeschichte des Mädchens, das er schon lieb gewonnen hatte. Sie brauchte auf diese Eroberung nicht eben eitel zu sein; dieser Doktor besaß viele Lieblinge.

Der Tag ging zu Ende, als die Kutsche vor dem großen Kurhause hielt, in welchem Doktor Steller Wohnung genommen hatte; Fräulein Elise wollte in dieser „städtischen Miethskaserne" nur eine Nacht bleiben und morgen eine Wohnung nach eigenem Geschmack suchen.

Man trennte sich mit einem herzlichen Händedruck, und Fräulein Elise begab sich auf ihr Zimmer. An diesem Abende hörte man sie nur noch einmal, als sie fragen ließ, ob das Zimmer Morgensonne hätte und ob sie Honig und Cakes zum Thee haben könnte.

Der Arzt kam nicht so bald zur Ruhe. Schon auf der Herfahrt hatte Elise über die Popularität des Doktors gestaunt; der Kutscher im Bahnhofe, die Mautheinnehmer der böhmischen Straßen, die österreichischen und preußischen Zollwächter, selbst die Bürger der Stadt Reinerz hatten den alten Herrn mit einem herzlichen „Willkommen Herr Doktor", oder „Ah, Doktor Steller!" oder „Ne, leben Sie auch noch?" begrüßt. Hier im Badeort kannte ihn Alt und Jung; der Bürgermeister, die Badevorstände, die Aerzte, viele Kurgäste und namentlich die Kinder stellten sich ein, um sich von Doktor Stellers Ankunft persönlich zu überzeugen.

Es war schon tief in der Nacht, als er seine

Stube aufsuchen konnte; trotzdem mußte noch heute Koffer und Bücherkiste ausgeleert und geordnet werden, und als die Heimat für acht Wochen solchergestalt hergestellt war, trug der unermüdliche alte Herr die Ereignisse des Tages gewissenhaft in sein Taschenbuch ein.

„Bad Reinerz den 14. Juli 1874. Angekommen. Zustände schwerlich gebessert, da die Leute ebenso höflich wie vor einem Jahre. Köstliche Reisebegleiterin. Das arme, schöne Kind, sie wird noch manchen Kummer erleben. Hat ihren einzigen Verwandten, einen braven, dummen Papa verloren; hatte ihn sehr lieb und ist seit seinem Tode nervös. Sonst kerngesund. Nach dem Berichte ihres Hausarztes überdies verzogen wie eine Prinzessin, gut wie eine Fee, romantisch wie ein Märchen und unerfahren wie ein Kind. Eine hübsche Mischung! Verrückte Welt, wo Leute sterben müssen, die eine schöne Tochter haben und nichtsnutzige alte Junggesellen von zweiundsiebzig Jahren leben bleiben. Sie ist natürlich sehr gebildet. Der alte Esel, den sie Doktor Steller nennen, wird sie beschützen und viel Verdruß davon haben. Also bin ich ein alter Narr — quod erat demonstrandum!“

* * *

Am andern Morgen bemerkten die Kurgäste mit Vergnügen die neue, durch Schönheit und reichen Geschmack hervorragende Erscheinung auf der Promenade; man wußte, daß die „schöne Gräfin“ mit Steller angekommen sei und theilte einander Vermuthungen über den Stand ihrer Gesundheit mit. Die Damen bedauerten sie, sie war so blaß; einige hektische Jünglinge nahmen sich vor, beim Brunnen ihre Gläser neben das ihrige zu stellen, um bei der allmorgentlichen Trinkkur oft in ihre Nähe zu kommen. Der „Graf“ — ein herunter-

gekommener Weinhändler aus Magdeburg, — legte sein schönes, rothseidenes Halstuch an; es war das einzige rothseidene Halstuch im bürgerlichen Reinerz. Die „schwarze Polin" nahm sich vor, die neue Erscheinung zu ignoriren; es kämen so viele zweideutige Gäste, man müßte in der Wahl seines Umgangs „exklüsive" sein. Der Vater der schwarzen Polin, ein Rabbiner in Galizien, hatte seine Tochter zu einer feinen und vorsichtigen Dame erzogen.

Elise kannte das Aufsehen nicht, das ihre Ankunft erregt hatte; sie war in den Badeort gekommen, weil ihr Hausarzt ihn anempfohlen hatte, und sie suchte dort keine Zerstreuung, sondern nur Heilung für ihren „zerrütteten Körper". Im Grunde ihres Herzens aber hatte sie jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben, sie gehorchte blos, weil sie den Selbstmord für eine schwere Sünde hielt. Ihr Vater war im kräftigen Mannesalter einer Lungenentzündung erlegen und war in der kurzen Zeit seiner Krankheit von dem Gedanken gepeinigt worden, das schöne Mädchen könnte eine schleichende Brustkrankheit von ihm geerbt haben; so hatte er den Arzt verpflichtet, sein Kind durch einen Aufenthalt in Reinerz von einer eingebildeten Krankheit zu heilen. Die Mühen und Sorgen der Krankenpflege, dann der Schmerz über den Tod ihres Vaters hatten Elisen's kräftiges Nervensystem ziemlich in Unordnung gebracht, so daß sie die hypochondrischen Befürchtungen des Vaters willig theilte und resignirt dem Tode entgegensah.

Dies und noch weit indiskretere Bemerkungen über Elisen enthielt der Brief, mit welchem sie von ihrem Hausarzte an den Badearzt empfohlen war; sie beeilte sich, dieses Schriftstück, in welchem sie ihr wissenschaftliches Todesurtheil enthalten glaubte, persönlich bei

Doktor Drisch abzugeben. Der wohlwollende kluge Badearzt empfing die schöne Patientin mit der Kaltblütigkeit eines vielbeschäftigten Mannes; während er den Brief seines Kolegen durchlas, flog jedoch ein gutmüthiges, leise ironisches Lächeln über sein volles Gesicht.

„Also Sie wollen mit Hilfe unserer Molke und unseres Brunnens durchaus gesund werden?“

„Wenn es noch möglich ist“, antwortete Elise sehr ernsthaft, denn der Aufenthalt im Ordinationszimmer des Arztes hatte sie mit düsteren Gedanken erfüllt.

Wieder flog es hell über des Doktors Züge. „Wir werden sehen, was Reinerz vermag. Es ist meine ärztliche Gewohnheit, solche Patienten wie Sie erst gründlich zu studiren, bevor ich den Feldzugsplan zu ihrer Heilung entwerfe. Ich gebe Ihnen darum für die ersten Wochen die volle Freiheit; Sie dürfen leben wie Sie wollen, und anstatt der Molke würde ich Ihnen sogar dringend das böhmische Bier des „Schwarzen Bären“ empfehlen — natürlich als Arzt der Patientin; ich darf mich nicht darum bekümmern, ob Sie sonst ein solches Getränk lieben.“

Elise verließ den Doktor schweren Herzens, ihr Tod mußte schon sehr nahe bevorstehen, wenn dieser gewissenhafte Arzt es nicht einmal der Mühe werth hielt, einen Rettungsversuch zu machen.

Sie wollte wenigstens ihr Leben in freundlicher Umgebung beschließen, und so war es ja nicht kindisch, wenn sie, trotz ihrer schweren Krankheit, von Früh bis Abends umherlief, um eine romantische, eines so frühen Todes würdige Wohnung ausfindig zu machen. Man spottete bald unter den Kurgästen über die Launenhaftigkeit der „schönen Gräfin“; sie miethete heute eine Wohnung, um sie morgen wieder zu verlassen, weil —

Kranke im Hause waren, oder weil — der Wald zu weit — ganze fünfzig Schritte — von derselben entfernt war. So trieb sie es acht Tage lang, meldete sich und ihr Unglück dem Doktor Drisch, der noch immer keine strenge Diät vorschreiben wollte.

„Wäre mir mehr Ruhe nicht zuträglicher?“ fragte sie einmal. „Die übermäßige Bewegung scheint schädlich auf mich zu wirken.“

„Woran wollen Sie das erkennen?“ fragte der Arzt erstaunt.

„Weil meine Wangen ihre Bläſſe verloren haben; das soll ein böses Zeichen sein.“

„Bei Ihnen nicht, liebes Fräulein. Im Gegentheil, ich rathe Ihnen, sich so viel im Freien herumzutreiben, als die Sorge für Ihren Teint Ihnen gestattet.“ Und der Badearzt lachte wie ein Kind.

Elise verließ den Arzt tief betrübt; man gönnte ihr die Freiheit einer völlig Aufgegebenen.

Die melancholischen Stimmungen Elisens waren freilich niemals von langer Dauer; noch an demselben Nachmittage wanderte sie, mit ihrer Zeichenmappe gegen die Langeweile gewappnet, rüstig dem Bache entlang in den Wald hinein. Sie schaute den Forellenfischern zu, welche auch die kleinsten Bewohner des lustigen Baches für die Küchen des Badeortes befehdeten; sie pflückte hie und da eine reife Erdbeere, die sich unter einem hochgewölbten Farrenkraute verborgen geglaubt hatte und wirklich am Morgen den Blicken der kleinen Erdbeersammlerinnen entgangen war; sie kletterte sogar übermüthig einige Male am Abhang zur Linken empor, um einige wilde Blumen zu einem niedlichen Sträußchen zu binden; ja sie ertappte sich sogar auf dem Beginn eines kleinen Liedchens, das sie mit heller Stimme vor sich hintrillerte. Seltsam! sie hatte seit dem Tode ihres

Vaters nicht gesungen. Was doch die ruhige Gewißheit des Todes für merkwürdige Folgen hat!

Sie hüpfte eben auf die Straße zurück, als sie zu ihrer Beschämung bemerkte, ihr Beginnen sei nicht ohne Zeugen gewesen; ein junger Mann und ein junges Mädchen, offenbar Geschwister, beide sauber aber beinahe ärmlich gekleidet, saßen auf einer der Leidensstationen kranker Kurgäste, einer roh gezimmerten Holzbank. Ein wollenes Tuch auf den Knieen des Jünglings, der eigenthümliche, fast mütterlich besorgte Ausdruck des Mädchens erklärte das Verhältniß der beiden Geschwister. Als Elise sich näherte, griff der junge Mann an seinen Hut, nahm ihn jedoch auf einen Wink der Schwester nicht ab, sondern grüßte erröthend bloß mit einem „guten Tag". Elise hatte schon lange kein solches Bedürfniß nach Altersgenossen empfunden, wie heute; sie bat um die Erlaubniß, gleichfalls ruhen zu dürfen, und setzte sich neben das Mädchen.

Sterbende werden rasch mit einander bekannt. Es waren in der That Geschwister, Kinder eines Gymnasiallehrers in K..., einem schlesischen Städtchen; der junge Mann hatte sich als fleißiger Student viele Kenntnisse und eine schlimme Krankheit erworben. Auch die Schwester sah leidend aus; sie hießen Arthur und Marie Pauly.

„Dies ist unser täglicher Spaziergang", meinte das Mädchen. „Arthur nimmt so gern ein Glas Milch in der Schmelze."

„Schmelze? was ist das?"

„Ein kleines Gasthaus mitten im Walde, kaum ein Viertelstündchen entfernt von hier. Es hat seinen Namen von einer Schmelzhütte, welche dort liegt."

Elise erhob sich, um den Punkt rasch zu erreichen, der ihr gerühmt wurde. Ob dort Forellen zu haben

wären? Das Mädchen rühmte nicht ohne Verlegenheit auch die Forellen, welche von den Herrschaften häufig verlangt würden.

Langsamer als Elise, deren schlanke Gestalt bald hinter den Bäumen verschwand, wanderten die Geschwister der Schmelze zu; als sie daselbst erschöpft anlangten, fanden sie die schöne, schwarzgekleidete Dame ohne Hut und Schirm vor einem gedeckten Tische.

„Ich wohne schon hier", rief sie den neuen Freunden entgegen. „Wollen Sie neben mir Platz nehmen? Ich muß Ihnen dafür Dank sagen, daß Sie mir diesen entzückenden Platz gewiesen haben. Hier ist man doch im Walde, in der Natur! Die Leute haben zwar nur eine kleine armselig eingerichtete Stube frei, und dachten gar nicht daran, Miether aufzunehmen, ich habe sie aber schnell überredet. Die armen Leute! Sie müssen Fremde für Geld aufnehmen!"

Die Geschwister nahmen ein Butterbrod und ein Glas Milch; Elise eilte, ihr Abendbrod abzubestellen, und verlangte gleichfalls ein Glas Milch. So blieben sie viele Stunden beisammen, bis Marie zum Aufbruch mahnte.

„Wie freundlich Sie sind, gnädiges Fräulein, daß Sie sich unser angenommen haben; wir waren so einsam hier, daß ich meinen Bruder bedauerte, dem meine Gesellschaft doch keine Zerstreuung bieten konnte. Ich habe ihn schon lange nicht so munter gesehen wie heute Abend. — Doch nun schnell, liebes Kind," wandte sie sich an ihren Bruder, „wir hätten uns durch die liebenswürdige Gesellschaft nicht verleiten lassen sollen, so lange auszubleiben."

Man trennte sich mit dem Versprechen, einander wieder aufzusuchen. Elisens Sträußchen war zu Boden

gefallen, Arthur hob es auf und legte es nach kurzem Zögern stumm auf den Tisch.

Die Freundschaft wurde eifrig gepflegt, und als Doktor Steller seine Reisebegleiterin endlich aufzusuchen Zeit fand, besaß Elise einen Bund alter und junger Freunde, wie sie ihn kaum gehofft hatte. Doktor Steller freilich schüttelte zu der Unzertrennlichkeit der jungen Leute bedenklich seinen weißen Kopf; er beobachtete die beiden Geschwister und fuhr mitunter ganz abscheulich dazwischen, wenn Elise sich von Arthur eine der kleinen Gefälligkeiten erweisen ließ, zu welchen ein junger Mann in Damengesellschaft verpflichtet scheint. Als der alte Doktor einmal mit Elisen allein war, brach sein Unmuth los.

„Verbieten Sie mir meine Cigarre, meinetwegen, lassen Sie mich nach der Stadt gehen, um zu fragen, ob Briefe für Sie angekommen sind, meinetwegen, aber bringen Sie einen armen Jungen nicht um die Hälfte der Tage, die er noch zu leben hat."

„Um Gotteswillen, Doktor!" Und Elise brach in Thränen aus, die jeden Andern, als Doktor Steller friedlich gestimmt hätten; dieser aber eiferte fort:

„Sie mögen es wohl nicht böse meinen, aber Ihre Meinung nützt dem Studenten einen Pappenstiel. Der Junge ist freilich nicht zu heilen; wenn er's aber mit dem Sterben eilig hat, soll er lieber Gift nehmen, anstatt Ihnen auf Schritt und Tritt nachzulaufen. Nun ja, jetzt weinen Sie wieder! Sie sind ja nicht Schuld daran, daß sie hübsch sind und junge Menschen Narren bleiben bis zum letzten Athemzug. Ich wollte Ihnen auch nur einen leisen Wink geben."

Seit diesem leisen Winke veränderte zwar Elise ihr Benehmen gegen den Kranken, doch litt die Freundschaft nicht darunter; sie suchte das mütterliche Wesen

Mariens nachzuahmen, und Arthur glaubte noch niemals so glücklich gewesen zu sein, wie jetzt, wo er von zwei theuren weiblichen Wesen unter manchen heimlichen kleinen Aufmerksamkeiten gepflegt wurde. Theuer freilich war ihm Elise geworden; und bei all ihrer Vorsicht konnte sie es nicht verhindern, daß seine Pulse bei ihrer Ankunft schneller schlugen und seine Wangen sich lebhafter rötheten, als dem unerbittlichen Steller lieb war.

Ihre Stube hatte sich Elise allmälig freundlicher eingerichtet und viele Nachmittage, an denen es nicht räthlich schien, im Freien zu sitzen, wurden oben verplaudert, wo zum geöffneten Fenster die liebe, würzige Waldesluft hereinströmte. Oft aber streifte Elise auch allein umher, da ihr, trotz der Gefährlichkeit ihres Leidens, die kurzen, schleichenden Spaziergänge mit dem Kranken nicht zusagten. Der falsche Schein einer raschen Genesung nahm von Tag zu Tag zu; es war hohe Zeit, daß Doktor Drisch mit der eigentlichen Kur begann.

* * *

Einst kehrte Elise erst bei einbrechender Dunkelheit aus den Bergen zurück und wanderte ermüdet ihrer abgelegenen Wohnung zu; da bemerkte sie einen rothen Schein in der Gegend der Lichtung, in welcher die Schmelze lag. Dichter, schwarzer Rauch stieg zwischen den Bäumen empor. Ohne Schrecken, aber in großer Aufregung verdoppelte Elise ihre Eile, bis sie an dem vermeintlichen Brandorte anlangte. Der rothe Schein, der Rauch kam aus der „Schmelze"; es war kein Brand, man goß dort eben einige einfache Maschinentheile, für welche die kleine Fabrik eingerichtet war.

Elise bat um die Erlaubniß, das ihr neue Schau-

spiel besichtigen zu dürfen und trat neugierig in den für ihre Vorstellung abenteuerlichen Raum. Das hölzerne Gebäude war inwendig vom Rauche geschwärzt und nur die glühenden Massen im Ofen und im Kessel bildeten einen Gegensatz zu der düsteren Färbung. Schwarz und roth waren auch die einzigen erkennbaren Theile in den Gesichtern der Arbeiter; schwarz die Theile, die sich von der Flamme abkehrten, roth jeder Punkt, zu dem der Reflex einer der Flammen seinen Weg fand. Elise überwand bald das Grauen, welches ihr das nächtliche Bild beim Eintreten eingeflößt hatte; es blieb nur ein ehrfurchtsvolles, heiliges Staunen über die Gewalt der Elemente und die Macht des Menschengeistes zurück. Ihr war das Schauspiel eines Kampfes zwischen Menschenkraft und fließendem Feuer eine neue ungeahnte Offenbarung, ein Einblick in ein Feld menschlichen Ringens, das sie bisher nur aus den Beschreibungen der Poeten gekannt hatte. Nun konnte sie sie selbst sehen, die Cyklopen mit eisernen Händen und biederem Blick, die Genies der Arbeit, die Helden von Hammer und Ambos. Aber sie sah nicht viel davon. Von keinem der Männer hätte sie auch nur angeben können, ob er jung oder alt, so unsicher war das Licht, das von den glühenden Massen aus umherflackerte.

Da plötzlich ein lauter Ruf — das Dach hat Feuer gefangen. In einem Augenblick steht ein klafterlanger Theil des ausgedörrten Holzes in hellen Flammen. Elise will entfliehen.

„Bleiben Sie nur, Fräulein, es hat keine Gefahr," rief ihr ein junger Arbeiter zu, welchem in diesem Augenblicke die Flammen hell in das energische, vor Anstrengung glühende Gesicht schienen.

Der Arbeiter hatte Recht; die Flammen wurden

schnell gelöscht und die Arbeit ging weiter, als wäre gar nichts Außerordentliches vorgefallen.

Elise aber ging erregt und nachdenklich nach Hause, sie hatte den Helden der Arbeit gefunden, wie sie ihn sich in stimmungsvollen Momenten gedacht.

* * *

Die Badegäste hatten ihre Novelle. Die kleine „exklusive" Gesellschaft, welche sich täglich in den Vormittagsstunden in dem Kursaale versammelte, hatte einen unerschöpflichen Stoff für ihre Konversation. Die „schwarze Polin" war der Mittelpunkt dieser Gesellschaft und hatte sich diese ehrenvolle Stellung durch ihr hübsches, brünettes Gesicht nicht minder als durch ihre Künstlerschaft zu erwerben gewußt; sie spielte nämlich ziemlich fertig die ersten Takte eines Strauß'schen Walzers auf dem Klavier und pflegte dieses ihr „Lieblingsstück" bald mit traurigem Augenaufschlag, bald mit überquellender Heiterkeit in eine Pause der Konversation einzuwerfen. Doch trat heute eine solche Pause selten ein, denn was hatte man sich nicht Alles zu erzählen!

Der „Graf" kannte alle Umstände des Besuchs in der Gießerei; die „schöne Gräfin" (die schwarze Polin lachte jedesmal, wenn der „Graf" die Fremde mit unbeschreiblichem Hohne als die „schöne Gräfin" bezeichnete) war eine tägliche Besucherin des Fabrikgebäudes, sie unterhielt sich, unterhielt sich wahrscheinlich wirklich mit den Arbeitern, sie haschte nach Popularität („Populärität" wiederholte mit träumerischem Lächeln die Polin, sie mußte sich das schöne Fremdwort merken), sie schwatzte parole d'honneur mit den Arbeitern in schlesischer Mundart; die „schöne Gräfin" sprach das schlechte Deutsch so natürlich, als hätte sie es zu Hause nie anders vernommen.

„Sie sind zu boshaft, Graf!“ — und die Polin schüttelte sich vor Lachen, bis einige Takte des Walzers ihr ihre Contenance wiedergaben.

Thatsache war es, daß Elise die Arbeiter während einer Mittagsrast angesprochen und den Versuch gemacht hatte, mit dem Volke volksthümlich zu reden; der Versuch war übrigens beschämend genug ausgefallen, die Arbeiter hielten ihren Dialekt für französisch und waren beleidigt.

Bald darauf berief Elise die Doktoren Drisch und Steller zu einer Konsultation über ihren Gesundheitszustand; sie war des Morgens wieder in der Fabrik gewesen, und da erwachte in ihr eine quälende Sehnsucht nach Gesundheit. Die beiden Aerzte sollten in ihrer Gegenwart berathen, damit das Heilverfahren endlich energisch begonnen werden könnte. Wieder überschlich sie Todesahnung, als nun die ernsten Männer ihr unverständlich in lateinischer Sprache sich zu besprechen anfingen.

„So hübsch sie ist, sie ist eine ausgezeichnete Närrin!“ rief Doktor Steller, „wir sind elende Charlatane, deren Doktorhüte man alten Weibern über die Ohren stülpen sollte, deren pergamentene Diplome nicht werth sind, das Futteral zu einer verschimmelten Erbswurst abzugeben, wenn wir diesen schönen, gesunden Körper in einem von Kranken angefüllten Badeorte unnützer Weise spazieren gehen lassen.“

„Aber dieser schöne Körper hat überreizte Nerven; die Nervosität ist wirklich vorhanden, nicht affektirt, also ist doch eine Krankheit da und die will geheilt sein.“

„Ich will sie heilen,“ eiferte Doktor Steller. „Mit Wahrheit und mit Grobheit. Grobheit ist probat gegen Nerven.“

„Gegen Affektation, lieber Freund,“ erwiderte Doktor Drisch. „Hier bedarf es der Schonung und der Klugheit. Die Hypochondrie der Dame ist hochgradig und mit Ihrer Wahrheit und Grobheit könnten wir sie leicht in die Hände eines wirklichen Charlatans scheuchen. Fräulein Elise wird sich vorläufig von keinem Arzt der Welt davon überzeugen lassen, daß sie nur eine eingebildete Kranke sei; überlassen Sie Ihre Freundin mir und bald wird sie von selbst zur Vernunft kommen. Anstatt den Leuten Grobheiten zu sagen, ist es besser, sie zur Selbsterkenntniß zu erziehen; die unangenehmen Dinge, die sie dann zu sich selbst sprechen, sind wirksamer.“

„So thun Sie in drei Teufels Namen, was Sie für gut finden! Doch mich lassen Sie bei dieser ganzen Narrenmaskerade aus dem Spiele,“ und Doktor Steller stürmte aus der Stube. —

Die arme Elise! Sie ahnte, daß der alte, ehrliche Freund fortgeeilt war, um ihr nicht die traurige Wahrheit sagen zu müssen. Wie er sie lieb hatte, der brave Mann!

Nun ergriff Doktor Drisch das Wort und theilte ihr mit, daß ihr Krankheitsfall für die Wissenschaft sehr interessant wäre, daß man vor einer Entscheidung alle Symptome noch lange studiren müßte und daß sie darum in vollkommener Freiheit wie eine Gesunde weiter leben sollte.

So setzte Elise denn ihr freies Badeleben zum Aerger des „Zirkels“ und zur Freude ihrer Aerzte ruhig fort, wanderte entweder einsam auf entfernteren Höhen umher, oder begleitete das Geschwisterpaar auf seinen kurzen Ausflügen.

Es waren die schönsten Stunden aus Arthurs ganzem verlorenen Leben, als er einst einen warmen Nach-

mittag in Gesellschaft seiner beiden „Mütter“ im Kapellengarten, nahe der Stadt, zubrachte. Elise hatte seinen liebsten Kuchen mitgenommen, um beim „Einsiedler“ den Kaffee behaglich nehmen zu können. Während Arthur, durch die Decke der grünen Laube gegen den Sonnenbrand geschützt, neben seiner Schwester saß, die mit ihrer weißen Hand ab und zu schmeichelnd über seine Stirne strich, blickte er mit einem glücklichen Lächeln dem geschäftigen Treiben Elisens zu. Die schlanke, schwarze Gestalt eilte im Garten umher, hier eine Rose für Arthur zu pflücken, die sie dann schelmisch Marien in's Haar steckte, dort, um Wasser vom Brunnen zu holen. Jetzt trat sie mit einem komischen Ausdruck der Verzweiflung, gebückt, durch die niedrige Thüre in die Küche des Einsiedlers, bemächtigte sich dort seines bescheidenen Kochapparates, duckte sich wieder in den Garten zurück, um dort das verdächtige Geschirr am Brunnen zu reinigen. Und lachend und plaudernd eilte sie hin und wieder, so daß sie der stille Arthur zu seiner Schwester gewandt mit dem schönen Aurorafalter verglich, der eben furchtlos die Rose in Mariens Haar umflatterte. Und als endlich Elise mit dem schweren Kaffeebrett in die Laube trat, die Tassen ordnete und füllte — recht weiß für den Kranken —, als sie mit strahlenden Augen und rothglühenden Wangen von den Schrecknissen der Einsiedlerküche erzählte und mit den Geschwistern über ihre eigenen Uebertreibungen lachte, als die drei jungen Menschen in seligem Vergessen vergangener und kommender Noth die kindliche Freude des Moments mit reiner Hingabe genossen, als ihre Heiterkeit den Garten des frommen Kapellenberges erfüllte, als auch Marien s ernste Züge sich belebten und sie hinter einem Fliederbusch plötzlich Elisens Hand ergriff, um einen heißen Kuß der Dank-

barkeit auf dieselbe zu pressen — da weinte wohl selbst der alte, grämliche Genius des Todes, der ewig über dem Badeorte schwebt, und bat, man möchte ihn für diesmal seines traurigen Dienstes entheben. Und der alte Einsiedler selber, der lahme, taube Küster der Kapelle, schlich wie ein treuer Hund hinter Elisen her und suchte in ihren fröhlichen Augen wie nach einer alten Erinnerung aus seinem Leben und als sie ihm ein großes Stück Kuchen reichte und ihn dabei „lieber Herr" anredete, da glätteten sich einige Falten um seine Lippen und diesen ganzen Sommer über hörten die Wallfahrer des Kapellenberges den alten weggeworfenen Menschen ein über das andere Mal: „Ein Engel, ein Engel vom Himmel!" vor sich hin murmeln.

Glück und Sonnenschein währten nicht lange. Ein Gewitter näherte sich schnell über die Berge der Heuscheuer her, man mußte eilen, nach Hause zu kommen. Mit knapper Noth erreichten die jungen Menschen durch den kalten Sturmwind hindurch noch vor den ersten Tropfen die Wohnung der Geschwister. Arthur mußte einige Tage das Bett hüten und blieb bis an das Ende seines diesjährigen Aufenthaltes leidender, als er im Badeorte angelangt war. Marie blickte wieder ernst vor sich hin, von dem Antlitze des Kranken jedoch schwand nicht mehr das glückliche Lächeln jenes Nachmittages und oft küßten seine zitternden Lippen die Rose, die ihm Marie am Abende jenes Festtages hatte geben müssen.

* * *

Der „exklüsive" Zirkel war in sittlicher Entrüstung. Die schwarze Polin fragte, ob man das länger mit ansehen sollte. Der Banquier wollte eine Petition sämmtlicher Kurgäste an die Badedirektion veranstalten,

um die armen Kranken vor solchem Aergerniß zu schützen. Der „Graf“ hielt es für das Beste, in einer Zeitungsnotiz die „Aventürierin“ an den Pranger zu stellen. Die schwarze Polin versprach, sich an ihren Vater, den einflußreichen Großgrundbesitzer, der zu „seiner Plaisir“ auch Schriftstellerei treibe, zu wenden; der werde schon für Veröffentlichung des Skandals Sorge tragen. Wirklich verschwand bald darauf in dem Papierkorbe einer großen Wiener Zeitungs-Redaktion ein pikantes Badehistörchen, welches ein Rabbiner aus Galizien wohlfeil zur Verfügung gestellt hatte.

Der Skandal aber lag in den Besuchen, welche Elise dem kranken Arthur machte, auch zur Zeit, da er das Bett hüten mußte. Die Geschwister waren ihr so dankbar, und Doktor Steller hatte ihre Besuche und ihr Benehmen brav genannt. Sie war ganz stolz auf dieses Lob.

Zufrieden aber war die junge Dame weder mit ihren Aerzten, noch mit sich selbst; sie war sich des Grundes selber nicht bewußt, denn sie hatte Langeweile.

Hätte sie nur einmal ein Stündchen wieder mit Herrn von Veldow plaudern können, dem liebenswürdigen Cavalier, der ihr in Berlin eigentlich ganz ernsthaft den Hof gemacht hatte. Was würde sie ihm jetzt nicht Alles zu erzählen haben! Hätte sie es ihm aber auch mitgetheilt, daß sie ein gewisses Interesse für einen Arbeiter mit rußigem Gesicht und schwieligen Händen empfand? Empfand sie dieses Interesse wirklich? —

* * *

Die Tage, an welchen Arthur sich wohl genug fühlte, um mit Marie die Promenade besuchen zu können, waren Ferientage für Elise; sie brauchte den

Kranken nicht auf seiner Stube für den Mangel anderer Gesellschaft zu entschädigen, sie konnte ihre großen stundenlangen Wanderungen im Gebirge wieder aufnehmen. Am häufigsten schritt sie dem Bache entlang in die Thäler hinein, wohl auch auf einen der niederen Berge empor, deren dichte Wälder sich für sie in unabsehbarer Weise auszudehnen schienen. In jener Richtung wanderte ja auch am Abend der junge Fabrikarbeiter nach Hause; sie hätte so gern einmal sein Heimatsdorf gesehen.

So wanderte sie heute wieder auf dem Bergrücken, der das Thal von den Seefeldern schied. Es war drunten so schwül und hier so wohl, so schaurig wohl im Schatten der hohen Tannen; sie schritt kräftig aus, wie ein junger Student, der zum ersten Male die Welt sich ansehen darf, und nicht einen Augenblick lang dachte sie daran, den Roman zu lesen, den sie bei sich trug. Sie wurde allmälig eine Beute ihrer Phantasie, die wider ihren Willen mit den Gedanken spielte, welche diese letzte Zeit in ihr erweckt hatte. Sie sah sich in einer wild-romantischen Gegend eines fernen Landes an der Seite eines Gatten, der das Land und dessen Industrie durch seine Thatkraft und seinen hohen Geist beherrschte; sie nahm Theil an den Berathungen der Männer, welche große Unternehmungen begannen, förderten oder verwarfen.

Sie hörte ihren Gatten mit stolzer Ruhe erzählen, wie er ein armer Arbeiter gewesen, dessen Genie ein edles Weib erkannt und zum Wohle der Menschheit gebildet hätte; sie schritt aufrecht einher und vernahm die Huldigungen der berathenden Männer. Doch seltsam, jetzt waren es nicht mehr exotische Phantasiebilder, die ihr erschienen, jetzt war sie im Gespräch mit Herrn von Veldow und ihm erzählte sie ihre Abenteuer von

Reinerz und ihre große That; und Herr von Veldow lachte mit seinem männlich trotzigen Munde und legte den Arm um sie und sie tanzten durch den hellen Saal und sie freute sich all der schönen Worte, die er ihr sagte. Je tiefer Elise in den Wald eindrang, desto frischer erwachte die Erinnerung an den vorletzten Winter in Berlin, an ihre Triumphe, an ihren liebenswürdigen Verehrer Herrn von Veldow. Wie war es denn gekommen, daß sie einander so entfremdet waren? Seine Bewerbungen waren offener geworden, da erkrante ihr Vater, sie zog sich von aller Gesellschaft zurück, der Vater starb — — — es war entschieden ein Unrecht von Herrn von Veldow, daß er sich seit dem Tode ihres Vaters nicht meht hatte blicken lassen.

Es fing an zu dämmern, und Elise zerriß gewaltsam die Kette ihrer Erinnerungen, um bei Zeiten an den Heimweg zu denken. Ja, welchen Weg hatte sie denn genommen? Hier? Nein, an dieser riesigen Fichte war sie gewiß nicht vorübergekommen. Hier? Nein, dieser Weg führte durch den Sumpf, sie konnte ihn nicht passirt haben. Um's Himmels willen, sie hatte sich doch nicht verirrt? —

Eine zierliche Bachstelze hüpfte vor Elisens Füßen furchtlos einher und wendete das kluge Köpfchen mehr als einmal nach dem rathlosen Menschenkinde um. Eine Bachstelze hat gute Sitten und gerne hätte diese der schönen Dame freundlich zugeredet:

„Ja, meine schöne Prinzessin, Sie haben sich verirrt und wenn kein glücklicher Zufall Sie aus den Seefeldern ins Thal geleitet, so werden Sie eine schlechte Nacht verbringen; Sie sind mitten unter Holzwegen und besitzen nicht die Ruhe und nicht den Muth, in einer beliebigen Richtung geradeaus zu gehen, um irgend wo, sei es auch spät, eine Straße zu entdecken. Jetzt

kehren Sie ja wieder um! Sie kommen ja nicht weiter! Wenn man sich verirrt hat, mein schönes Fräulein, gilt es vor Allem, seine Ruhe zu bewahren, und Sie haben die Ihrige verloren; Sie haben Ihren dummen Roman fallen lassen, ohne es zu bemerken, Sie sehen die von Farrenkraut wuchernde Stelle da drüben nicht, die Sie vor einem Weilchen im Vorübergehen wohl beachtet haben. Dort müssen Sie vorbei! Es steht schlimm mit Ihnen, mein Fräulein, Sie sind blind vor Aufregung."

So wollte die kleine Bachstelze sprechen. Aber da näherte sich schon ein Fremder und sie entfloh mit langen trippelnden Schritten.

Elisen's Aufregung und Angst hatten den höchsten Grad erreicht, als sie in einiger Entfernung Schritte zu vernehmen glaubte; ihr erstes Gefühl war Schrecken, doch bald faßte sie sich, es war ja ein Mensch, es war Hilfe. Sie blieb stehen und wollte rufen; sie brachte kaum einen heisern Laut hervor. Da faßte sie ihre letzte Kraft zusammen und rief laut: „Zu Hilfe!" Sie mußte sich dabei an einen Baum klammern, um nicht zu sinken. Die Schritte kamen eilig näher und da — da stand der junge Arbeiter vor ihr, er selbst erschrocken. Doch rasch hatte er ihre Lage begriffen und sprach:

„Sie haben sich wohl verirrt, gnädiges Fräulein; nun hat es keine Gefahr mehr."

Elise mußte ihren ganzen Stolz zusammenraffen, um dem Arbeiter nicht länger das Bild des schwachen Weibes zu bieten. Sie gewann es auch über sich, fest und gleichmäßig neben ihm herzugehen, wenn sie auch ihrer Sprache noch nicht mächtig genug war, um nach ihrer Gewohnheit zu plaudern. Der Arbeiter fand jedoch ihre frühere Angst gar begreiflich, bewunderte ihren rasch wiedergefundenen Muth und tadelte nur die

Unvorsichtigkeit, sich so allein und zu so später Stunde in den Seefeldern zu verlieren.

Ob er noch heute werde nach Hause zurückkehren können, wenn er sie den weiten Weg bis nach dem Bade begleitet hätte? Es wolle ihm gar nicht so sehr nach Hause zurück, antwortetete der Arbeiter verdrossen. Auf weitere, klug eingeworfene Fragen Elisens wurde der Mann gesprächiger, und sie lernte die Herzensgeschichte eines Menschen kennen, der Schwielen an den Händen trug.

Franz Perger war sein Name. Er arbeitete in der kleinen Gießerei für geringen Lohn, ohne Hoffnung, seine Stelle jemals verbessern oder auch nur verändern zu können. Seine Dienstzeit bei der Artillerie hatte ihn die große Welt, im Kriege sogar das Ausland, kennen lernen lassen, hatte für kurze Frist seinen Ehrgeiz aufgestachelt, hatte ihn gelehrt, wie andere Arbeiter durch Fleiß und Tüchtigkeit oder auch durch Glück zu gesicherten bürgerlichen Stellungen gelangten. Mit ihm stand es schlimmer. Er besaß niemals das nöthige Kapital zu einer Uebersiedelung und lernte in den kleinen Verhältnissen der Schmelze zu wenig vom Berufe, um sofort für eines der großartigen Etablissements brauchbar zu sein, von denen er gehört. Es sei doch ein gar zu elendes Leben, im Gebirge so zu verkümmern, besonders wenn man Soldat gewesen.

Ob er gern in eine Fabrik der Hauptstadt eintreten würde? — Er würde zehn Jahre seines Lebens darum geben, an großen Maschinen mitarbeiten zu können und vielleicht Meister zu werden.

„Sie müssen mich nicht für unbescheiden halten, gnädiges Fräulein; ich weiß, nicht Jeder bringt es zum Meister, aber wir von den Seefeldern haben kräftige Arme und auf den Kopf gefallen sind wir auch nicht.

O gnädiges Fräulein, wenn nur Einer der großen Herren in Berlin die Probe mit mir machen wollte — auf ein Jahr, auf sechs Monate, auf einen Monat nur, damit ich einmal in meinem Leben meine eigenen Kräfte prüfen und mir dann selbst sagen könnte: Du kannst etwas werden! oder: Du bist ein Tropf! — Ich hätte mir vielleicht schon so ein Bischen zusammengespart, aber die Liesi läßt's nicht dazu kommen. Sie wissen das gewiß nicht, gnädiges Fräulein, die Liesi ist meine Liebste; na, ich hab' sie ja auch gern. Am meisten aber halt' ich bei ihr aus, weil sie von sehr armen Leuten ist, die ohne meine Hilfe im Winter kaum — na, also, da ist die Liesi, und so bin ich und bleib' ich ein Arbeiter in der Schmelze. Vielleicht wird es auch besser werden mit den Jahren; der Herr Pfarrer wenigstens meint, die Schmelze sei ganz gut, nur mein hitziges Blut sei schlecht. Wir müssen darauf hören. Sie glauben gewiß nicht, was der Herr Pfarrer sagt, gnädiges Fräulein!"

Im Waldesdunkel ging Elise neben Franz Perger her, sie sah kaum den Schatten einer kräftigen Mannesgestalt neben sich, sie hörte nur den sonoren Klang einer lebendigen Sprache, welche durch die Leidenschaft des Sprechers sich über den landläufigen Ton des Bauerngespräches erhob. Als sie jetzt nach langer Wanderung unter den Bäumen hervor an das volle Mondeslicht traten, erblickte Elise mit freudiger Rührung den Aufruhr des Gemüths, der sich im Antlitz des Arbeiters spiegelte; seine klaren, hübschen Augen funkelten, seinen sinnlichen Lippen stand eine gewisse Bitterkeit vortrefflich und manches Mal biß er die Zähne zusammen, als wollte er einen guten Theil der Welt zermalmen, die ihn um seine Zukunft betrog.

Sie waren bei Elisens Wohnung angekommen.

Franz hörte auf zu sprechen und wollte sich mit der ehrfurchtsvollen Miene empfehlen, die ihn Elisen gegenüber noch nicht verlassen hatte; er ahnte nicht, wie bewegt die schöne junge Dame neben ihm stand.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihr freundliches Opfer danken soll, Herr Perger. Möge Ihnen Ihr Wunsch bald in Erfüllung gehen und dann müssen Sie mich in Berlin aufsuchen, dann will ich Ihre Führerin abgeben. Ich heiße Elise von Wangenheim."

„Elise? Das ist wohl dasselbe wie Liesi, gnädiges Fräulein? Also heißt meine Liebste auch Elise?" Und Franz Perger lachte herzlich über seinen eigenen Scharfsinn. —

Elise brachte eine schlaflose Nacht zu. Sie wird morgen einen tüchtigen Schnupfen als Erinnerung an das Abenteuer haben; sie fiebert und darum schläft sie nicht. Aber gerade heute während ihrer ersten schlaflosen Nacht in Reinerz denkt sie nicht an Krankheit, sie denkt an Franz Perger. Sie interessirt sich für den energischen jungen Mann, und hegt und pflegt diesen Gedanken eifrig und sorgsam. Es ist nur merkwürdig, daß sie auf die Liesi nicht eifersüchtig werden kann. Bilder der Zukunft jagen vorüber, wieder sieht sie den jungen Mann als energischen Herrscher über Hunderte walten und sie steht neben ihm und flüssige Metallmassen drohen auf sie herabzustürzen, sie aber fürchtet sich nicht, denn Franz lächelt und spricht: „Es hat keine Gefahr, gnädiges Fräulein Liesi!" Und er schiebt mit der kräftigen Hand die flüssigen Massen bei Seite, und sie nickt ihm dankend zu und schwebt empor und schwebt, und unten umarmt der Franz seine Liesi und Elise schüttet flüssige Massen auf sie hinab, lauter Gold, bis das junge Paar selig heraufblickt, und Herr von Veldow küßt ihr die Hand und Doktor Steller schilt und wettert,

daß sie sich vor ihm fürchtet. Und es ist dumm von ihr, sich zu fürchten, denn Doktor Steller schilt und wettert immer nur das eine Wort: „Das war brav, Fräulein Elise.“

Elise schlief endlich des Morgens ein, und als sie erwachte, war es spät am Tage, der Schnupfen war da, das Fieber war fort; seine tollen Bilder aber waren geblieben. Eine verlegene Unruhe trieb sie umher, sie eilte nach dem Bade, auf die Promenade, zu Arthur und Marien, zu Drisch, sie wußte nicht, was sie suchte, bis sie Doktor Steller fand. Der war heute ihr Mann.

Noch niemals hatte den alten Herrn eine so lange Vorrede zur Verzweiflung gebracht; ihre erste Bekanntschaft, seine Freundschaft mit ihrem Papa, seine Ehrlichkeit und Güte, ihre Verlassenheit — nichts wurde vergessen.

Endlich kam langsam und zögernd die Hauptsache. Ob es denn nicht möglich wäre, einen intelligenten Arbeiter nachträglich zu einem gebildeten Manne zu erziehen? Ob man aus dem Franz Perger nicht einen großen Fabrikanten machen könnte? Ob eine reiche junge Dame nicht am Besten thäte, ihr Vermögen zur Entdeckung und Rettung eines in Noth und Niedrigkeit verkommenen Genie's zu verwenden? Vielleicht würde der Gerettete die Liebe seiner Freundin erwiedern und eine Ehe . . . .

„Ihren Puls, Fräulein Elise! — Also richtig verrückt geworden! Nicht zehn Schritte weit könnt Ihr Frauenzimmer geradeaus gehen, wenn nicht ein Mann Eure Schritte lenkt. Kinder, abgeschmackte, eigensinnige, querköpfige Kinder seid Ihr Alle, und wir alten Narren müssen Euch zum Spielzeug dienen! Ich werde Ihnen lieber eine Puppe schenken! — Und jetzt gehen Sie

nach Hause und schlafen, hören Sie? schlafen, bis ich Ihnen erlaube, aufzuwachen!“

Elise war verletzt und wurde daher ruhig. Sie setzte mit klaren Worten auseinander, wie sie ohne Freunde, ohne Verwandte im Leben dastand, daß sie vor ihrem nahen Tode daran denken müßte, ihr großes Vermögen einem ernsten Zweck freiwillig zuzuwenden. Sie werde aus dem strebsamen, inteligenten jungen Arbeiter einen gebildeten, bedeutenden Menschen machen, ihn heirathen, um sich an seiner Entwicklung für ihre kurze Lebensfrist zu erfreuen und ihn als ihren Erben in den Stand setzen, große Ziele mit großen Mitteln zu verfolgen.

„Zum Henker auch, Sie Querkopf! Sie sind so gesund wie keine Tanne in allen Wäldern von Reinerz und werden alt und grau werden, bevor man sie beerben kann, Fräulein Schönheit! Ich hab' es endlich satt, die Komödie mitzuspielen! Sie **sind** nicht krank. Zum Teufel den Arzt mit seiner Klugheit; ich habe es immer gesagt, daß bei Ihnen nur Grobheit hilft! Sie **sind nicht krank!**“

Elise blickte ihn beinahe mitleidig an. „Mit solchen Täuschungen kommen Sie bei mir an die Unrechte. Ich hatte gehofft, Sie würden mir Ihren Rath nicht entziehen; es schmerzt mich, daß ich auf ihn verzichten muß.“

Elise ging heim. Der „exklüsive“ Zirkel hatte einen guten Tag; man hatte die „Aventürierin“ und den alten Grobian im Wortwechsel gesehen und Doktor Steller hatte öffentlich seine ehemalige Freundin eine verrückte Person genannt, sich von ihr losgesagt und ihre Romantik höhnisch belacht. Es war gut, daß der alte Grobian, der nun ja doch noch möglich zu sein schien,

von selbst das Richtige gefunden, sonst hätte ihm der „Graf“ schon die Augen geöffnet.

Bald nach dieser Sitzung wurde der „exklüsive“ Zirkel auseinander gesprengt. Die schwarze Polin fehlte eines Tages, sie war in einen andern Badeort gefahren. Dem „Grafen“ gingen plötzlich seine Geldsendungen nicht ein; der Banquier, an den er sich wandte, war nicht besser daran, und so reisten die beiden Herren zusammen ab. Hätte der Kellner des Kursaales nicht mitunter die Melodie des Strauß'schen Walzers mit verliebter Miene vor sich hingesummt, der „exklüsive“ Zirkel wäre ganz vergessen gewesen.

* * *

Es vergingen viele Tage, ohne daß Elise den ernstlich bösen Doktor Steller wiedersah. Auch dem Arbeiter war sie nicht wieder begegnet; Franz, der von dem Eindrucke seiner Persönlichkeit auf die schöne Fremde keine Ahnung hatte, vergaß bald sein Abenteuer im Walde.

Elise jedoch ließ nicht mehr von dem großen Plane und unabläßig sann sie über ein Mittel nach, den edlen Gedanken auszuführen, ohne daß Franz ihn als Werk ihrer Liebe erkennen könnte; denn das verstand sich von selbst, daß Franz sich ihr erst nähern durfte, wenn er an Stellung und Bildung ihr ähnlicher geworden. Auch wollte sie seine Liesi kennen zu lernen suchen, um seine Neigungen und seinen Geschmack näher beurtheilen zu können. Sie besuchte am Sonntage die katholische Pfarrkirche in der Hoffnung, das junge Paar daselbst zu sehen; die Andächtigen in ihrer Nähe wurden während des ganzen Gottesdienstes durch ihre unruhig umherschweifenden Blicke, noch mehr durch der

Protestantin Unkenntniß alles katholischen Kirchenzeremoniells gestört, der junge Geistliche verwirrte sich in der Predigt schon bei den ersten Worten, als er die elegante Dame der Kanzel gerade gegenüber erblickte, — und das ganze Unheil war umsonst angerichtet, denn Franz saß den Sonntag über bei seiner Liesi im fernen Heimatsdorfe.

Aber einen Vortheil zog Elise doch aus den vielen Reden, welche die Leute über ihren unheiligen Kirchenbesuch machten; man erzählte einander, die schöne Fremde wollte katholisch werden. Das Gerücht gelangte bis zu Doktor Steller, der diesen Entschluß mit der romantischen Liebe seiner Freundin in Verbindung brachte und nun bereute, sie so schroff abgewiesen zu haben. Der Drisch hatte also doch Recht. Hätte er sich wenigstens auf nähere Erörterungen eingelassen, so wäre er doch in geistiger Verbindung mit der launenhaften Elise geblieben und hätte vielleicht manchen unüberlegten Plan im Entstehen unterdrücken können. Ziemlich beschämt suchte er sie in ihrer abgelegenen Wohnung auf und war hoch erfreut, als Elise ihm ohne Groll die Hand reichte.

„Mich macht man nicht so leicht für immer böse, Majestätchen!" rief er. „Sie hätten wissen sollen, daß Doktor Steller für Sie immer zu sprechen ist. Ich wenigstens kenne einen alten Herrn, den sein weißes Haar vor Knabenstreichen bewahren sollte und der dennoch für eine gewisse hochgeborne, schöne Dame durch's Feuer ginge. Dieser alte Mann wäre also mit Ihnen nach bis in die Kirche gegangen, um Sie bei Zeiten wieder wegzuführen, wenn der Weihrauch für Ihr ohnedies leicht affizirbares Gehirn gefährlich zu werden begann."

Endlich konnte Elise ihren stürmischen Freund von

seiner Ansicht, sie wolle ihren Glauben wechseln, abbringen. Steller athmete auf.

„Was suchten Sie aber sonst in einer Kirche, in welche Sie nicht hineingehören?“

„Den Franz und seine Braut,“ antwortete Elise erröthend.

„Also doch! Also ist diese Krankheit chronisch geblieben und Fräulein Schönheit ist noch immer in Gefahr. Ich rebellire aber, Majestätchen, ich setze Sie ab und sollte unsere Freundschaft darüber in ihren jungen Tagen sterben!“

Und der alte Arzt begann ihr ihre Situation nach seiner Auffassung klar zu machen. Mit einem erdrückenden, ihm ganz ungewohnten Aufwand wissenschaftlicher Gründe und gelehrter Ausdrücke bewies er ihr, daß ihr Körper gesund, daß man bloß ihre Hypochondrie geschont hätte, daß sie nur wenige Monate zu warten brauchte, um bei ruhigerem Gemüth sich selbst von der Sinnlosigkeit ihrer Todeserwartung zu überzeugen.

Als er endlich erschöpft innehielt, war er zwar böse auf sich selbst wegen seiner Heftigkeit, doch auch zufrieden, weil solchen Worten gewiß auch der verstockteste eingebildete Kranke nicht zu widerstehen vermochte. Elise aber hatte ihm mit ihrem traurigsten Lächeln zugehört, und als er nach einigen raschen Gängen durch die Stube plötzlich vor ihr stehen blieb, um sich von der unausbleiblichen Wirkung seiner Rede zu überzeugen, sah er deutlich den Unglauben in ihren Zügen.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Doktor! Ich weiß, Sie sind Arzt und müssen so zu Ihren Kranken reden; die Aerzte haben ebenso zu meinem Vater gesprochen, sie haben ihm Lebensmuth eingeflößt bis zum Tage seines Todes, und unter den tröstlichsten Versicherungen unseres Hausarztes ist er gestorben.“

„Aber ich sage Ihnen . . .“

„Es ist umsonst, Herr Doktor!“ fiel ihm Elise in’s Wort. „Ich achte Ihre Rauhheit,“ fügte sie lächelnd hinzu, „weil sie doch nur die glaubhafteste Form der Täuschung für mich sein soll, aber ich bitte Sie wiederholt, kommen Sie auf diesen Gegenstand nicht mehr zurück, wenn Sie mich nicht kränken wollen. Wollen Sie mir aber rathen, mir helfen, dann bleiben Sie, setzen Sie sich und hören Sie mich an.“

Es mußte weit mit dem Doktor gekommen sein, wenn er diesen im ruhigsten Tone gesprochenen, doch ganz entschieden klingenden Aufforderungen nachkam. O dieser Kollege Drisch hatte also doch Recht! Diese verzogene junge Dame war nicht mit Grobheit zu heilen, sondern mit Klugheit; nun er, der alte, grade Doktor Steller, wollte es auch einmal mit der Klugheit versuchen, und wenn er dieses liebe, schöne, abscheulich unvernünftige Geschöpf nicht binnen Kurzem der Welt der besonnenen Menschen zurückgegeben, so sollte das heilige Donnerwetter —

Doch er fluchte nur leise; scheinbar geduldig hörte er den ausführlichen, in den vielen verträumten Tagen zu fester Form gediehenen Plänen Elisen’s zu, zerbrach dabei zwar vor Aerger die alte Reservebrille in seiner Brusttasche, aber mit heuchlerischer Freundlichkeit nickte der alte Intrigant immer wieder mit dem Kopfe, als stimmte er seinem schönen Plagegeist in Allem zu. Manchmal kam es ihm vor, als wären ihre Absichten wirklich nicht so ganz ungereimt, und er nickte dann grimmig, denn dann schien er sich selbst bereits durch die närrische Gesellschaft angesteckt.

Was zwischen Elise und ihrem heuchlerischen Vertrauten abgemacht wurde, war eine Art von Vertrag. Der alte Doktor versprach gegen zwei Bedingungen alle

Forderungen Elisen's gewissenhaft zu erfüllen; er sollte die Hand dazu bieten, den jungen Arbeiter in der Großstadt unterzubringen, ihm den Weg zur Bildung und zu einer bedeutenden Stellung in seinem Berufe zu ebnen, er sollte die Fortschritte des erwachsenen Zöglings überwachen, und mit seiner harmlosen Person die wahre Beschützerin so lange maskiren, bis es sich entschieden hätte, ob Elisen's „Held der Arbeit" bildungsfähig wäre oder nicht.

„Verlassen Sie sich ganz auf mich, Majestätchen!" sprach heimtückisch Doktor Steller. „Es giebt in Berlin, in der Friedrichstraße, eine famose Bronzegießerei, in welcher so ein alter A=B=C=Schütze seine Sporen verdienen kann; dort bringe ich Ihren theuren Franz unter und lasse ihn lernen und arbeiten. Ich will ihm die Seife angewöhnen, und wenn er erst nach Ihrem Wunsche die Physik und die edle Zeichnenkunst, die Mathematik und die deutschen Klassiker innerhalb der dicken Wände seines Gehirns gefaßt und geordnet hat, dann setze ich ihn Ihnen auf einem Präsentirteller vor, und will selbst Ihre Hand in die seinige legen. A propos, welche Nummer glauben Sie wohl, daß seine Handschuhe haben? Ich muß mich doch auch mit den Kleinigkeiten seiner Toilette beschäftigen, Majestätchen, wenn Sie mir die Aufgabe stellen, diesen Mohren weiß zu waschen! — Ich habe nur noch ein Bedenken."

„Welches?" fragte Elise pikirt.

„Wenn der Mohr sich nun durchaus nicht weiß waschen lassen will? Es giebt solche seifenfeindliche Naturen. Wenn der Dorftagelöhner — mit Verlaub, Ihr Zukünftiger ist in diesem Augenblicke noch ein Dorftagelöhner! — wenn Ihr Franz in seinem unentwickelten Keimzustande verbleiben will und nicht anders kann, wenn er inzwischen von der verbotenen Frucht

einer unverdienten Geldunterstützung gekostet hat, wie dann? Dann laden Sie sich entweder einen Taugenichts auf den Hals, Majestätchen, oder Sie stürzen Ihren Experimentirfrosch in ein noch größeres Elend, als seine bisherige Existenz für ihn gewesen ist."

„Ich verbürge mich für Franz Perger," unterbrach Elise den Doktor.

„Sehr gut, Sie verbürgen sich. — Dann also zu meinen Bedingungen — ohne Debatte, wenn ich bitten darf. Einfach: ja oder nein!"

„Ich sage unbedingt ja."

„Sie sind ein Engel, Majestätchen! — Also erstens: Sie lassen sich nicht mehr einfallen, dem kleinen Gretchen Ihren übrigens gewiß sehr gründlichen Unterricht zu ertheilen!"

Gretchen war ein zwölfjähriges Blumenmädchen, welches sich der besondern Gunst Elisen's erfreute, sowie anderseits Elise von Gretchen angebetet wurde. Mochte Elise zu welcher Zeit immer auf der Promenade erscheinen, plötzlich stand das hübsche Kind vor ihr und überreichte ihr knixend eine Rose, eine Nelke, oft auch nur eine Wiesenblume, die Gretchen auf dem Wege abgepflückt hatte. Die offenbare Zuneigung des Kindes hatte Elisen gerührt, sie hatte Gretchen bei seinen Eltern aufgesucht und einen ziellosen Unterricht mit dem Bauernkinde begonnen.

„Zugestanden," antwortete Elise kleinlaut. „Und dann?"

„Zweitens und letztens verlange ich, daß Sie Marie nach dem Tode Arthur's zu sich nehmen und sie so der Noth ihres Familienkreises entreißen. — Wie gern, sagen Sie? Desto besser. Die Aermsten werden noch heute abreisen, ich habe mir erlaubt, sie nach Hause zu schicken."

* * *

Der große Postwagen fuhr vor, und ein mürrischer Hausknecht übergab dem Postbeamten das armselige Gepäck der Geschwister; Elise hatte sich vorgenommen, heiter zu bleiben, doch wie sollte es beim Abschiede werden, wenn schon der Anblick dieses Korbes sie erschütterte. Da kamen die Beiden: Arthur, trotz der glühenden Hitze wohl verwahrt, so daß sein blasses Gesichtchen über dem dicken wollenen Halstuch noch kleiner erschien; Marie, ernst und stumm an seiner Seite. Sie wußte, daß das erste Wort die erste Thräne hervorrufen würde, darum hatte sie kein Wort des Grußes für die schöne Freundin.

Elise ging den Geschwistern entgegen; sie lachte und plauderte schon von Weitem.

„Hier habe ich Ihnen etwas Dummes mitgebracht, Herr Pauly! Sie müssen zu Hause, bis Sie gesund geworden sind" — ihre Stimme zitterte, doch sie überwand die Schwäche — „aus diesem Glase auf mein Wohl so viel Wein trinken, bis Ihre Wangen roth sind — und meinetwegen auch Ihre Nase." — Elise mußte lachen, sie hätte sonst geweint. — „Und hier, dieses Körbchen mit Erdbeeren bringen Sie Ihrer Mama; daß Sie mir aber nichts davon auf dem Wege naschen! Dieses Nadelkissen ist für Sie, Fräulein Marie!"

Die beiden Mädchen wagten es nicht, einander anzugehen; Marie nahm das Geschenk und sprach kein Wort des Dankes. Bloß die Hand Elisen's ergriff sie und die beiden Hände faßten einander zitternd.

Und nun kam Gretchen herangesprungen und brachte einen großen, großen Strauß, so groß, daß es wieder zum Lachen war.

„Sie meinen wohl gar, das sei für Sie, Herr Pauly?" lachte Elise. „Nein, der gehört Ihrer

Schwester, die kann die Postpferde damit füttern, wenn das Heu ausgeht. Sie müssen sich schonen, lieber Herr Pauly, Sie sind ja noch zu schwach, um diesen Strauß zu tragen! Warten Sie, Sie sollen auch nicht leer ausgehen; hier, diese rothe Rose ist für Sie; ich will sie Ihnen selbst in's Knopfloch stecken, Sie selbst sind ja zu ungeschickt dazu mit Ihren schönen Handschuhen. Die hat Ihnen gewiß Fräulein Marie geschenkt? So, da steckt die Rose! Verlieren Sie sie nicht, lieber Herr Arthur!"

Arthur blickte seine Schwester an. Wie war das nur möglich? Marie blickte ernst, die Leute rings umher sahen so gewöhnlich aus, in der Luft klangen keine Lieder, der Himmel öffnete sich nicht und die Erde hob ihn nicht empor — und doch hatte Elise „Lieber Herr Arthur" zu ihm gesagt.

Noch einige Minuten bis zur Abfahrt. Elise plauderte weiter; sie erzählte zum ersten Male von ihren Bällen und ihrer Toilette, von ihren Möbeln und von ihrem Kanarienvogel, sie plauderte weiter und hielt wieder die Hand der ernsten Marie, und die Mädchen blickten einander nicht an, und Arthur hing an Elisen's Augen und hörte den Klang ihrer Stimme und sein Leben wird nicht mehr leer sein, er wird wachend und träumend diese Augen sehen, diese Stimme hören.

Jetzt war es Zeit. Die Mädchen halfen dem Kranken in den Wagen und Marie nahm neben ihrem Bruder Platz. Der Postillon blies ein lustiges Stück, die Pferde zogen an, da reichte Elise ihre Hand in den Wagen. „Adieu Marie, auf Wiedersehen, lieber Arthur!" und sie blickte Marien zum ersten Male in's ernste Antlitz. Der Postwagen fuhr davon; Arthur sah es nicht, wie Elise das Tuch, mit welchem sie winken wollte, heftig an die Augen preßte, wie Marie, an allen

Gliedern zitternd, in die Ecke des Wagens zurücksank; Arthur zog lächelnd die Rose hervor und führte sie an seine Lippen.

* * *

Es ist Winter; todt liegt der Badeort da, wie die Schläfer auf seinem kleinen Friedhofe. Man vernimmt weder die zweifelhaften Klänge der Badmusik, noch die Ausrufe der kleinen und großen, hübschen und häßlichen Blumen- und Beeren-Verkäuferinnen, noch auch das Zwitschern der Vögel, welche sich allsommerlich über die Menschen da drunten zu wundern haben, — aber man hört auch nicht das zaghafte Flüstern trauriger Menschen, man hört auch nicht das jammervolle Geschrei der zwanzig Esel des Badeortes. Der brave Doktor Drisch wandelt einsam über die verödete Promenade dem nächsten Dorfe zu, wo ein krankes Bauernkind seiner bedarf; die Berge und ihre Wälder liegen unter hohem Schnee begraben, die Fremdenhäuser des Ortes sind kalt und unbewohnt, die Kurgäste harren ungeduldig in ihren Heimstätten auf neuen Frühling, der dörfische Arzt aber braucht auch zur Winterszeit nicht zu rasten; er kann jederzeit trösten und helfen, denn ungebunden von Zeit und Ort, unausrottbar ist das Menschenleid.

Und in den Städten verbergen sich die Menschen in ihren geheizten Wohnungen. Nur ihre Briefe senden sie einander zu, um sich über die endlosen Schneefelder hinweg zu grüßen.

Elise erhielt den folgenden Brief, dessen feine Schriftzüge kaum den Schreiber hätten errathen lassen:

„Theure Elise! Mit so einem handkußlichen Schmeichelworte muß man ja wohl jeden Brief anfangen, wenn auch darin der Adressat thöricht, kindisch und Gott weiß noch was genannt wird. Doch ich will

nicht unhöflich sein; Sie haben gethan, was Sie zu verantworten haben, und ich vollführe willig als Ihr gehorsamer Diener und alter Narr, wie ich mich unterzeichnen will, nur Eure Befehle, Majestätchen. Also der Franz ist untergebracht, ist fleißig und anstellig, sein Direktor ist mit ihm zufrieden und verspricht, einen tüchtigeu Meister aus ihm zu machen. Ich habe den jungen Arbeiter nach Dero hohem Auftrage in vollkommener Unkenntniß über die Persönlichkeit seines Wohlthäters und über Dero gleichzeitige Residenz in Berlin gelassen; doch ist der Franz nicht so dumm, wie Vogel Strauß zu meinen scheint. Ich wechsele viele Briefe mit ihm, weil ich ein Seelengaudium an seiner ländlichen Orthographie habe; ich sende Ihnen, theure Arbeitervorsehung, darum auch nur Abschriften einiger seiner Herzensergüsse, da ich die unbezahlbaren Originale meiner Kuriositätensammlung einverleibt habe. Auf daß Ihr nicht zürnet und Euch entsetzet, Majestätchen, habe ich die Orthographie ein wenig erzogen; die Worte sind aber geblieben und an ihnen könnt Ihr die treue Gesinnung Eures Günstlings erfinden. Ich bin am ersten Juli wieder in Reinerz und hoffe, daß Ew. Majestätchen dort mich zu bemerken die Gnade haben wird. Sollte ich schon früher die „große Ruhe“ finden, so werde ich Ihnen noch in der letzten Stunde einmal schreiben, daß ich die böse, unfolgsame Elise so lieb habe, als wäre sie mein eigenes böses, unfolgsames Kind. Obigem Versprechen gemäß zeichne ich als

Ihr gehorsamer Diener und alter Narr
Steller.“

Diesem Schreiben lagen einige Blätter bei, auf welche der Doktor Franzen's Briefe mit eigener Hand abgeschrieben hatte.

(Erster Brief, acht Tage nach der Ankunft in

Berlin geschrieben.) „Mein guter Herr Doktor, Sie sind sehr gut, daß Sie mich haben nach der Stadt bringen lassen, und was mein geheimer Wohlthäter ist, so lasse ich schön danken. Mir brummt der Kopf, so groß ist die Stadt, und meine Fabrik könnte ganz Reinerz in einem Vormittag mit Waare für zehn Jahre versehen. Ich bin sehr geschickt, und mein Herr sagt es auch. Ich werde schon in vierzehn Tagen Lohn bekommen, wenn auch sehr wenig und ohne das Geld hätte ich nicht leben können und hätte nie etwas gelernt, es war sehr gut, daß Sie es mir gegeben haben, und ich lasse schön danken. Sie wollen wissen, ob ich brav bin. Ich habe gar keine Zeit dazu, ich meine zum Wirthshaus und den Mädeln, und dann ist's auch wegen der Liesi. Wenn ich aber vielleicht von der Liesi nicht sprechen soll, so hätten Sie mir das ausdrücklich sagen sollen. Der Schinken war sehr gut, womit ich verbleibe Ihr dankbarer

Franz Perger."

(Zweiter Brief, vier Wochen später geschrieben.) „Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Doktor. Ich habe also Lohn und kann leben wie ein Meister, wenn Sie mir immer das Geld schicken; Sie haben ganz recht, wenn Sie damit aufhören wollen, so wie ich Meister geworden bin, denn besser als ein Meister soll es der Mensch nicht haben. Ich danke Ihnen für die Bücher, die Sie mir geschickt haben, das Lesebuch und die Physik lese ich jeden Abend und auch die zwei Bände „Faust, eine Tragödie" will ich lesen, wenn mein geheimer Wohlthäter es haben will. Wahrscheinlich kommt etwas Verliebtes darin vor. Seiner Hochwohlgeboren, Herr Doktor. Der Liesi ihr Alter ist krank.

Ihr dankbarer rc."

(Dritter Brief, drei Wochen später geschrieben.) „Sr. Hochwohlgeboren, Herr Doktor. Die Tragödie geht langsam zu lesen. Den Anfang verstehe ich nicht, später ist es wirklich sehr schön, so schön, daß ich der Liesi davon geschrieben habe. Wissen Sie, das, wo sie im Garten sind. Es ist wunderschön. Aber den zweiten Band kann ich nicht lesen, der ist mir zu langweilig. Und das muß ich Ihnen auch erzählen, wie ich das gnädige Fräulein gestern gesehen habe. Ich habe im Zoologischen Garten einen Kandelaber aufzustellen gehabt, da ging das Fräulein vorüber und neben ihr ein langer Stutzer, mit einem großen Barte und in sehr schönen Kleidern; ich grüßte und wurde sehr roth dabei; das gnädige Fräulein aber sah mich gar nicht. Es hat mich sehr geärgert; aber noch mehr ärgere ich mich darüber, was meine Kameraden seitdem sagen; sie lachen und sagen, daß sie jetzt wissen, woher ich mein Geld habe. Wenn das auch wahr wäre, so wäre es doch nicht so wahr, wie die Kameraden es meinen. Der große Stutzer heißt Herr von Veldow, und wenn er mir kommt, ich spaße nicht.

Uebrigens Ihr dankbarer u. s. w.“

(Vierter Brief, acht Tage später.) „Herr Doktor! Ich kann nicht. Wenn ich diesen zweiten Band von der Tragödie durchaus lesen soll, so nehmen Sie lieber Ihr Geld zurück und ich will dem, der es geschrieben hat, meinetwegen selber sagen, daß es mir nicht gefällt. Es ist nicht wahr, daß man davon gescheidter wird, und wenn ich auch Meister wäre, ich möchte es doch nicht lesen. Ich bitte also um Erlaubniß, den zweiten Band nicht lesen zu müssen. Indessen verbleibe ich bis dahin noch

Ihr dankbarer u. s. w.“

(Fünfter Brief, zwei Tage später.) „Sr. Hochwohlgeboren, Herr Doktor. Ich bitte um die Gnade, daß ich die Tragödie nicht weiter lesen muß. Ich bin wirklich krank von der Anstrengung. Manchmal verlier' ich dabei ganz den Verstand und mein', es wär' eigentlich gar nicht deutsch geschrieben; es sähe nur so aus. Also ich bitte um Erlaubniß. Aber wenn's Bedingung ist, so hören Sie in's Teufels Namen mit Ihren Geldsendungen auf. Ich les' doch nicht weiter.

Achtungsvoll Ihr u. s. w."

(Sechster Brief, acht Tage später geschrieben.) „Sr. Hochwohlgeboren, Herr Doktor! Jetzt bin ich wieder froh, und ich lasse dem geheimen Wohlthäter danken, daß ich es nicht lesen muß. Ich habe der Liesi das Buch zu Weihnachten geschickt, weil es so schön eingebunden ist und das, wo sie im Garten sind, soll sie auch lesen, sie will aber nicht. Sie will wissen, was der geheime Wohlthäter mit mir anfangen will, ich schreibe ihr aber gar nichts darüber, weil ich es selbst nicht weiß.

Ihr sehr dankbarer u. s. w."

(Letzter Brief, zwei Monate später geschrieben.) „Geehrtester Herr Doktor! Ich bin heute Meister geworden und wollte erst zum gnädigen Fräulein gehen, schreibe aber lieber Ihnen, weil ich nicht weiß, wer mein geheimer Wohlthäter ist. Sie sind so gut gegen mich gewesen, geehrter Herr Doktor, daß ich nicht weiß, mit welchen Worten ich Ihnen danken soll. Wenn meine Mutter das erlebt hätte, daß ich in Berlin Meister bin und so gut Briefe schreiben kann, sie wäre vor Schreck gestorben, die selige Mutter. Aber jetzt habe ich eine große Bitte an Sie, Herr Doktor. Sie sind sehr alt und kennen gewiß viele Menschen und

wissen, was ihnen gut thut. Mir thun die Bücher nicht mehr gut, Herr Doktor, ich bitte, schicken Sie mir keine mehr. Ich bin nicht undankbar, aber Sie wollen ja auch nicht mein Böses. Ich bin nun Meister und kann nichts Größeres mehr werden; ich weiß das und fürchte mich, daß mich die vielen Bücher dumm machen könnten. Sehen Sie, Herr Doktor, es thut dem Menschen nicht gut, wenn Andere an ihm herumarbeiten. Meine Bronze kann ich gießen, wie ich will, und sie wird ein Treppengeländer oder eine Lampe, wie ich will, und ich kann sie vergolden oder auch nicht. Aber der Mensch ist keine Bronze, und man kann nicht aus ihm machen, was nicht in ihm steckt. Nehmen Sie das Alles nicht für übel, ich meine nur so. Ich habe schon Urlaub erhalten und werde den ersten Juli nach Hause kommen, wie Sie es wünschen. Wird das gnädige Fräulein auch da sein? Sie können gar nicht glauben, wie ich mich darauf freue, die Liesi wiederzusehen. Ich weiß von Vielem nicht, was ich darüber denkeu soll; wenn Sie auch in Reinerz sein werden, so werden Sie mir ja wohl rathen. Das gnädige Fräulein habe ich nicht wiedergesehen, aber meine Kameraden hören nicht auf, mich zu necken. Ich freue mich sehr, daß ich Meister bin und verbleibe als

Ihr über Alles dankbarer

Franz Perger."

Die Briefe von Franz waren nicht die einzigen, welche Doktor Steller zum Kummer seiner alten Wirthschafterin aus Berlin bekam; die alte Babette litt ohnedies unter den zahlreichen Korrespondenzen ihres Doktors, weil sie die Briefe nicht alle verstand, welche sie frühmorgens beim Aufräumen zu lesen pflegte, und weil sie die Briefschreiber nicht kannte und weil die-

selben häufig Damen waren und weil sie die Antworten ungelesen auf die Post tragen mußte. Und nun brachte ihr alter Doktor von jeder Sommerreise neue Freundschaften, neue Korrespondenten nach Hause mit. Es war ein Rest von Eifersucht, der sich in der alten Babette regte; denn vor fünfunddreißig Jahren hatte sie sich so allerlei Hoffnungen gemacht, und daß sie der Doktor damals einmal in die Wangen gekniffen hatte, wurde ihm noch heute bei jedem häuslichen Zwiste mit berechtigter Entrüstung vorgeworfen. Seit dem letzten Sommer stand gar auf dem Schreibtische des Doktor Steller das Bild einer schönen jungen Dame. Unter dem Bilde stand der Name Elise, und mit „Elise“ war auch der jüngste Brief unterzeichnet, den die alte Babette eben, den Besen in der Hand, studirte; wieder einmal konnte Babette aus einem Schreiben nicht klug werden, so zierlich auch die Schrift und so offenbar auch die Freude des Doktors beim Empfange des Briefes war. Der Brief Elisen's lautete:

„Liebster, bester Herr Doktor!

Was werden Sie von mir denken, die ich Sie erst mit lästigen und von Ihnen mißrathenen Aufträgen behellige, dann aber stille bin, als ginge die Sache mich nicht's mehr an? Ich bin wirklich nicht so schlimm, als es den Anschein hat und verdiene Ihre liebenswürdigen Scheltworte nicht einmal so sehr wie im Vorjahre. So oft ich mich an meinen Schreibtisch setzte, um einige Zeilen an Sie zu richten, überkam mich das traurige Gefühl, in Ihren Augen nicht anders zu erscheinen, als ich in Reinerz erscheinen mußte. Ich schäme mich, und mein einziges Verdienst dabei ist, Ihnen offen zu gestehen, daß ich mich schäme. Seitdem ich wieder in Berlin bin und tausend Dinge mich mit vielseitigem

Interesse umgeben, wie vor Jahren, kann ich den Seelenzustand kaum mehr begreifen, der nach dem Tode meines armen Papa's aus mir gewiß eine recht lächerliche Närrin gemacht hat; ich fürchte mich vor keiner Krankheit mehr und bin Herrn Doktor Drisch im Stillen dankbar für seine ein wenig verächtliche Art, mich zu heilen. Doch zur Hauptsache zu kommen: Die Briefe unseres Franz Perger gefallen mir gar nicht, und je mehr ich seine Schlauheit und seinen Fleiß anerkennen muß, desto mehr verletzt mich die unvertilgbare Rustizität seines Wesens. Mein Plan ist so göttlich schön, ich will der Menschheit aus eigener Kraft einen ganzen Menschen schicken, und der eigensinnige Bauer bleibt nun auf halbem Wege stehen und spricht: ich will nicht weiter! Hat er ein Recht dazu? Hat er nicht die Pflicht, sich gläubig in den einsichtsvollen Willen seiner Vorsehung zu fügen? Auch manchen Verdruß hat mir mein schöner Plan schon bereitet; Herr von Veldow — ich weiß nicht mehr, ob ich Ihnen von ihm gesprochen habe, er ist ein vollendeter Kavalier — also Herr von Veldow, mein bester Freund — nach Ihnen natürlich, liebster Herr Doktor — Herr von Veldow hat mich ausgelacht! Wenn Sie glauben, daß Herr von Veldow eifersüchtig auf den Arbeiter ist, so begehen Sie denselben Irrthum wie ich selbst; ich fürchte, Ihr Männer kennt mich besser, als ich mich selbst kenne.

Ich will Ihnen aber lieber das Ereigniß, das mir die Feder in die Hand zwingt, mit der ganzen Offenheit einer reuigen Büßerin so kurz, als eine Dame es nur vermag, erzählen. Glauben Sie mir, es fällt mir schwer. Wir hatten, Herr von Veldow und ich, eine heftige Szene miteinander — d. h. ich war heftig und er benahm sich tadellos; ich erklärte endlich, daß ich den Arbeiter liebe; darauf machte mir Herr von Veldow

ohne Spur eines logischen Ueberganges einen ernsthaften Heirathsantrag. Seit jenem Tage sind wir böse mit einander, ich mag ihn aber wirklich gern leiden. Manchmal wünschte ich sehr, Sie wären da, liebster Herr Doktor, und machten alle meine Dummheiten wieder gut. Herr von Veldow, mit dem ich nicht mehr spreche, schickt mir täglich Blumen in's Haus und ich nehme sie täglich an, weil ich die ersten Male nicht daran dachte, sie abzulehnen. Mir ist, als stehe ich im Beginne meines Lebens, als solle ich mir mein eigenes Schicksal zum Glücke bauen, als sei alles Vergangene ein Traum, ein unruhiger, kindischer Traum, als sei ich selbst erst ein Mensch geworden, der noch kein Recht hat, die Vorsehung Anderer zu spielen, — und dann ist mir wieder, als wäre der alte Traum bindend geworden für mein Schicksal, als hätte ich in der kürzlich verlebten Zeit meiner Kindheit meine ganze Zukunft in Fesseln gelegt! Wenn Sie mich verstehen, liebster Freund, so werden Sie nicht lachen, Sie werden mich bedauern. — Ich werde pünktlich mit Ihnen gleichzeitig in Reinerz eintreffen. Sie müssen mir aber versprechen, treu zu mir zu stehen, und die unvernünftige Elise ein bischen lieb zu behalten. — Von unsern Freunden aus K . . . . habe ich nichts gehört, haben sie auch keine Nachricht von Marie und Arthur? A propos! Herr von Veldow, der sehr viel von Ihnen hält, hat mich einmal beauftragt, Sie von ihm zu grüßen; ich will Ihnen diesen Gruß nicht vorenthalten, trotzdem wir jetzt böse sind, denn mein unglücklicher Freier ist ein so braver, so echter Mensch. Ich drücke Ihnen die Hand und grüße Sie auf's Herzliche.

Ihre unvernünftige

Elise."

Der alte Doktor hätte Elisen's Fragen nach den Geschwistern wohl beantworten können, er hütete sich aber, den Gesundheitsprozeß von Elisen's Seele durch schmerzliche Erinnerungen zu stören. Unter den eingelaufenen Briefen befand sich auch einer aus K.... und diesen hatte Doktor Steller in seinen Tisch geschlossen, so daß Babette ihn zu den Bettelbriefen rechnete. Sie wußte recht gut, daß ihr alter Doktor nur das vor ihr zu verbergen pflegte, was in Beziehung zu der weitverbreiteten Klientel seiner Wohlthätigkeit stand.

Und ein Sturm kam über die Länder gefahren und sprengte die Eisdecke auf Seen und Flüssen und rief die Erde auf zu neuem Leben und öffnete die Fenster und trieb die Sorgen des Winters hinaus in's Freie und derselbe Frühlingssturm fegte den Schnee von der alten Domkirche zu Prag und weckte im alten Doktor die jugendliche Wanderlust und derselbe Frühlingssturm holte das letzte welke Blatt von den Linden Berlins herunter und erinnerte Elisen an ihre freiwillig getragenen Fesseln und riß dem Herrn von Veldow gar heftig seinen Hut vom Kopfe, als er, kalt grüßend an Elisen vorüberschreiten wollte. Der brausende Frühlingssturm ist klüger als wir Menschen, denn er hat viele Geschlechter gesehen, — und er trieb den blanken Hut des Herrn von Veldow vor die Füße Elisen's und Elise blieb stehen und hielt ihn fest mit der Spitze ihres Schirmes und Herr von Veldow mußte sich vor Elisen bücken, um seinen Hut aufzuheben und dann gingen die Beiden wie beschämte Schulkinder nebeneinander weiter und sprachen von nichtigen Dingen. Der brausende Frühlingssturm aber freute sich des gelungenen Streiches und unaufhörlich lachte er: „Ich habe sie derb geküßt, die schöne Elise von Wangenheim“, und er rief ihren Namen noch lachend, als er schon fern, fern von ihr

befreiend und belebend weiter brauste, und so mag es gekommen sein, daß Arthur in seiner entfernten Krankenstube, auf ruhigem Sterbebette laut und vernehmlich den Namen Elise von Wangenheim aus dem Schöpfungswehen des Frühlings vernahm.

* * *

Doktor Steller kam am festgesetzten Tage in Reinerz an und fand wie immer den herzlichsten Empfang; die Honoratioren und die Habitués des Bades machten ihm ihre Aufwartung und als er zum ersten Male die Promenade besuchte, brachte Gretchen einen dicken Kranz von Vergißmeinnicht zum Willkommen. Von Elisen war keine Spur.

Franz Perger kam wenige Tage später im schönsten Sonntagsstaate an — auf Ferien, erklärte er seinen alten Kameraden, welche er des Sonntags im Wirthshause reichlich bedachte. Man erzählte viel Seltsames von Franzens Glück, und Liesi litt nicht Wenig unter seinem hochfahrenden Wesen; er hatte sie ja immer noch lieb, aber man merkte doch, daß er etwas Besseres geworden sei, und oft führte er zu Liesi so wunderliche Reden von großen Damen, daß Liesi sich zu fürchten begann. Täglich kam Franz des Morgens in seinem schönen blauen Rock und seiner neuen Soldatenmütze auf die Promenade — doch Elise kam noch immer nicht.

Im Kursaale tönten wieder die ersten Takte des wohlbekannten Strauß'schen Walzers, denn die schwarze Polin hatte einen neuen „exklüsiven" Zirkel um sich versammelt; der Bankier und der Graf waren zwar verschwunden, ihre Stellen wurden jedoch würdig ausgefüllt von dem „Doktor" Arbes, einem Schüler ihres Vaters, einem Rabbinatskandidaten aus Ungarn, und dem

Mister Lions (auszusprechen: Leiens), einem Amerikaner aus Jassy. Für den „exklüsiven“ Zirkel lag der Thatbestand auf der Hand; dieser hübsche Arbeiter hatte den Winter über mit der schönen Gräfin in Berlin gelebt, und nun hatte sie die Frechheit, sich mit dem Proletarier in dem heiligen Asyle für Kranke ein Rendezvous zu geben. „Es war ein Skandal, ein shocking“, rief die schwarze Polin ein über das andere Mal, denn sie hatte von dem Amerikaner neue Worte gelernt. Dieser und Doktor Arbes erwarteten die Gräfin mit Ungeduld, beide hofften auf ein Abenteuer mit der „Aventürièrin“. Die schwarze Polin war ihnen für einen näheren Umgang denn doch zu gebildet und zu zurückhaltend. Daß inzwischen die schwarze Polin ihre großen Augen gegen die interessanten Arbeiter spielen ließ, beachtete dieser nicht weiter, denn er hatte an den zwei Frauensleuten genug, die in seinem Kopfe um die Herrschaft stritten, so gut sie sich auch in seinem Herzen zu vertragen schienen.

Nach vierzehn Tagen ungeduldigen Harrens begab sich Franz zum alten Doktor, und stellte ihn barsch zu Rede: Was man denn eigentlich mit ihm vorhabe, warum das gnädige Fräulein nicht da sei und wie er es weiter mit ihr halten solle? Er sei zwar nur ein Arbeiter und wolle auch nicht's Anderes sein, aber in Berlin lerne man auf der Straße mehr, als in Reinerz auf der Universität, — wenn eine da wäre, — und er verstehe die Geschichte ganz gut, und die Liesi müsse doch einmal erfahren, ob es zwischen ihnen beim Alten bleiben werde oder nicht.

Doktor Steller antwortete dem aufgeregten Manne, daß er ihn nicht vollkommen begriffe, daß man ihn hätte nach Reinerz kommen lassen, damit der unbekannte Wohlthäter sich von seinen Fortschritten überzeugen

könnte. Als der Meister Franz den alten Mann trotzig verlassen hatte, rieb sich dieser stillvergnügt die Hände. „Ein prächtiger Kerl, der Franz, ist so unangenehm geworden, als wir nur wünschen können! Wird sich wundern, die schöne Elise über ihren Helden der Arbeit. Der spekulative Hallunke der! Möchte wahrscheinlich die reiche Beschützerin heirathen und seine rothe Liesi bei sich behalten! I, der Hallunke! Na, der wird Augen machen, wenn Elise gesund und munter hier ankommt. Wäre sie doch nur endlich hier!"

Eines Sonntags endlich erhielt Steller eine Karte, in welcher ihn Elise bat, sie sofort zu besuchen; sie sei soeben erst angekommen, in der Stadt abgestiegen, und wolle nicht ausgehen, bevor sie ihn nicht gesprochen hätte. —

Doktor Steller mußte die ausführliche Berichterstattung über den ganzen verflossenen Winter anhören, bevor Elise auf das Nächste, auf die Auseinandersetzung mit Franz zu sprechen kam. Der Doktor lachte fröhlich, als Elise ihn beklommen fragte, ob Franz hier wäre, ob er nach ihr gefragt hätte und wie ihr Schützling ihrem Freunde gefiele.

„Ein Prachtmensch, Majestätchen! Ein wahrer Prachtmensch, der unter Ihrer Vorsehung aus einem unzufriedenen Dorfarbeiter ein sehr, sehr selbstzufriedener städtischer Meister geworden ist! Ein Meister! Wissen Sie auch, was das bedeutet, Majestätchen? Ein Meister ist die Mittelstufe zwischen dem Helden der Arbeit, wie Sie ihn einst mit der heißen Schürstange in den rußigen Händen hier zuerst erblickt haben, und dem Herrn der Welt, dem Halbgott, den Sie noch, kraft Ihres göttlichen Winkes, aus ihm machen werden. Ich muß um Verzeihung bitten für meinen Stumpfsinn, der mich vor einem Jahre noch nicht die ganze Größe

Ihrer neuen Menschenschöpfung ermessen ließ. Jetzt aber wollte ich, ich wäre so schön und so jung, als ich es nicht bin, nur um auch die alten Menschen metamorphosiren, das Unterste zu oberst kehren und die Erde umstülpen zu können!“

Elise vermochte in ihrer Verlegenheit Ironie und Wahrheit in den Reden ihres Freundes schwer zu trennen. Ob der Doktor meine, daß Franz ein ernstliches Gefühl für sie hege?

„Ein ernstliches Gefühl? Ei, fragen Sie ihn doch selbst, Fräulein Schönheit! Als ob es mehr bedürfte, als Sie zu sehen, um für's Leben gefesselt zu sein. Ich selbst, so alt ich bin, würde nicht mehr von Ihnen lassen, wenn Sie mir ein einziges Mal die leiseste Spur von Hoffnung gegeben hätten. Wie ist's? Soll ich den Franz hierher bestellen?“

Elise hatte Mühe, ihren allzu eifrigen Bevollmächtigten von einer Uebereilung zurückzuhalten. Sie habe kein Recht, das Schicksal eines Mannes an das ihrige zu ketten, wenn nur der leiseste Gedanke Platz hätte, daß etwas Anderes als seine Liebe ihn ihr verbinde. Sie gestand jetzt ihrem alten Rathgeber, der händereibend auf- und niederging, daß sie den Arbeiter sofort aufgegeben hätte, wäre er unverwandelt aus der Stadt zurückgekommen.

„Ganz gewiß, liebster Herr Doktor, ich hätte meine Pläne fallen lassen, wenn ich einen unveränderlichen, stupiden Bauern wiedergefunden hätte. Aber nun habe ich ja — es klang beinahe wie „leider“ — einen richtigen Blick bei Beurtheilung meines — dieses Arbeiters bewiesen. Er verdiente es wirklich nicht, in dem Elende dieses Gebirges zu verkümmern; was bleibt mir also übrig? Wo meine Pflicht, meine Ehre und mein Herz

— das „Herz" war etwas gepreßt — mir dasselbe gebieten, giebt es für mich nur einen Weg."

Dieser boshafte, alte Doktor! Elisen stand das Weinen nahe; er aber, der intrigante Bösewicht mußte die Nase fest an die Scheibe drücken, damit Elise das lustige Spiel seiner Gesichtsmuskeln nicht sah, welche bei der Verzweiflung des armen Mädchens einen lustigen Tanz um den Mund des alten Herrn auszuführen schienen.

Man kam endlich überein, daß Alles beim Alten bleiben sollte. Elise wollte selbst prüfen, selbst beobachten und dazu würde ihr ja der Arbeiter nach des Doktors Meinung früh genug Gelegenheit geben. Der treulose Doktor verließ sie endlich mit dem Bewußtsein, er sei ein großer Schlaukopf und werde dem Doktor Drisch beweisen, daß er auch mit Klugheit behandeln konnte. Er traf im Bade den jungen Arbeiter und theilte ihm in böswilligster Absicht mit, daß Fräulein von Wangenheim angelangt wäre. Franz Perger kratzte mit dem Zeigefinger leise hinter dem Ohre und ließ sich von jenem Tage an weder auf der Promenade noch in der Nähe von Elisens Wohnung mehr sehen. Auch Elise hielt sich beinahe ununterbrochen in ihrer Stube auf und vermied es bei den wenigen Ausflügen, zu welchen Doktor Steller sie nöthigte, die Richtung nach der Schmelze einzuschlagen.

Eine Woche war vergangen, als Franz und Doktor Steller zum ersten Male wieder zusammentrafen; Franz theilte dem Vermittler in kurzen, heftigen Worten mit, daß sein Urlaub bald zu Ende wäre. Die Geschichte führe ja doch zu Nichts, und ein Spielzeug sei er auch nicht. Der Doktor rieb sich wieder die Hände, diesmal aber eher verlegen als vergnügt. Er hatte einen kühnen Plan gefaßt, der eine Krisis herbeiführen mußte;

heute sollte derselbe zur Ausführung kommen. Der Doktor kannte schon das Ziel des heutigen Ausfluges von Elise und beschloß, das ungleiche Paar endlich zusammenzuführen. So wanderten die Beiden durch das Thal zur Rechten langsam zur „Ziegenanstalt“ empor; dort wollte Steller dem Arbeiter bei einem Glase Bier angeblich die wichtigsten Mittheilungen machen.

Es war ein heißer Nachmittag; der Doktor setzte sich mit seinem Gast auf die freundliche Veranda und stellte durch einige Gläser frischen böhmischen Bieres eine gewisse Vertraulichkeit her.

Franz Perger gestand dem Doktor bald alle seine Herzensqualen; er war vor einem Jahre unbefangen und dankbar für die empfangene Wohlthat nach Berlin gekommen, hatte sich kaum um die Person seines Gönners gekümmert, und wenn ihm einmal Fräulein von Wangenheim als die wahrscheinliche Wohlthäterin eingefallen war, so erblickte er in ihrer Gunst nichts weiter, als eine Vergeltung für seine Hilfe im Walde. Das sei in Berlin Alles anders geworden. Die anzüglichen Neckereien seiner Kameraden, schließlich seine eigene Ueberlegung hätten ihm gesagt, daß er der Günstling einer Aristokratin war und arge Freunde hätten ihm gerathen, seinen Einfluß doch ein wenig mehr auszunutzen. Der Doktor solle ihn für keinen schlechten Kerl halten.

„Sehen Sie, Herr Doktor, Unsereins hat auch ein Gewissen im Leibe, trotz aller Eitelkeit; mich hat's gefreut, daß ich dem gnädigen Fräulein gefiel, aber ich hätte deßhalb nicht so viel von ihr genommen, um ihr dafür etwas vorzumachen, als ob sie mir g a r so besonders was wäre. Doch sehen Sie, Herr Doktor, seitdem ich sie einmal draußen im Garten getroffen habe, sie war so weiß in schöner Seide, auf ihrem

glänzenden Haar da saß ein kleines Hütchen und am Halse hing es wie lauter Gold und Diamanten, seitdem bin ich auch ein Anderer geworden, und wenn ich mir sagen kann, daß ich so ein gnädiges Fräulein einmal — sehen Sie, Herr Doktor, man bildet sich doch auch was ein! Gott, ich hab' es mir ja oft gesagt, die Liesi paßt besser zu mir und so eine große Dame küßt ganz gewiß nicht so schön — und sehen Sie, wenn ich an die Heirath mit der Liesi denke, so schaukle ich dabei immer schon in Gedanken einen Buben auf dem Knie, und wenn ich beim gnädigen Fräulein daran denken will, dann muß ich mich auslachen! Und doch zum Teufel, treffe ich sie wieder einmal so im Walde —“

Franz schlug mit geballter Faust auf den Tisch und seine Rede war heftig geworden; der Arzt rieb sich nicht mehr vergnügt die Hände, denn Franz war doch ein klein wenig anders, als er ihn erwartet hatte.

Doktor Steller war schlau, aber er wußte doch nicht Alles; er wußte nicht, was sich zu dieser Stunde rings um die Ziegenanstalt her heimlich und öffentlich begab.

Hinter den beiden Männern her war in einiger Entfernung Liesi geschlichen; sie barg sich jetzt in dem nahen Busche auf dem Plateau des Berges und lauerte eifersüchtig auf das Ende der Unterredung, in welcher sie eine Gefahr für ihre Zukunft witterte. Warum blieben alle diese fremden Menschen nicht in ihren Städten zu Hause? Was ging diesen alten Doktor ihr Franz an?

Im Bade unten war ein schlanker, feiner Herr angekommen und hatte sofort nach Fräulein von Wangenheim gefragt. Der „exklusive“ Zirkel freute sich einer Forsetzung seiner Novelle und merkte genau auf alle Schritte des fremden Herrn: Dieser erfuhr in Elisens

Wohnung, die Dame wäre ausgeflogen und würde schwerlich vor Abend wiederkommen; er kaufte mit verdrießlicher Miene eine Rose und steckte sie in's Knopfloch, dann wandte er sich plötzlich zu dem Blumenmädchen zurück und fragte, ob das Kind Fräulein von Wangenheim heute gesehen hätte.

„Fräulein von Wangenheim? Nein!“ antwortete Gretchen. „Aber Sie meinen gewiß mein schönes Fräulein Elise? Die ist mit dem Esel nach der Ziegenanstalt.“

„Mit wem?“ fragte Herr von Veldow.

„Sie ist nach der Ziegenanstalt geritten,“ wiederholte das Kind.

Herr von Veldow hatte große Lust, noch nach Anderem zu fragen; er unterdrückte jedoch seine Neugier und schritt bald rüstig den steilsten Weg zur Ziegenanstalt empor, wie Doktor Arbes ihn gewiesen hatte. Doktor Arbes eilte in den Zirkel, wo seine Nachricht große Freude verbreitete: die „Aventüriérin“ saß ja oben gewiß mit ihrem Reinerzer Liebhaber, und nun kam der Berliner dazu; es mußte einen Eklat geben.

Wirklich ritt Elise inzwischen auf ihrem kleinen Esel der Ziegenanstalt zu; der Reitweg führt über die Stadt um die Südseite des Berges herum, die Sonne schien heißer, als einem durstigen Eselherzen lieb sein konnte.

Inmitten des Gesprächs mit Doktor Steller sah Franz plötzlich die schöne Aristokratin vom Waldesrande herankommen; nur die Wiesen trennten ihn noch von ihr. Da verließ er ohne Gruß die Veranda, und nach wenigen Minuten sah Steller den Arbeiter an der Seite der Aristokratin. Eine schnelle Aufregung bemächtigte sich des Zuschauers, vor dessen Augen die

Katastrophe sich abspielte. Hans, der weise Esel, versuchte umzukehren, umsonst! Die kräftige Hand des Arbeiters faßte nun den Zügel und schadenfroh ergab sich Hans in sein Schicksal, das ihn zwang, den Menschen zu ihrem eigenen Unheil zu gehorchen.

Franz ging unter stockenden Gesprächen über gleichgültige Dinge neben Elise her; Elise wunderte sich, daß ihr dieser Mann je gefallen, der in seinem steifen Sonntagsstaate einen noch größeren Gegensatz zu ihr bot, als der zerlumpte Arbeiter von ehemals. Der Arbeiter hatte sie einst interessirt, vor dem fertigen Meister begann sie sich zu fürchten.

Da stehen sie an der Ecke des Waldes und Elise möchte so gern fortgaloppiren auf dem treuen Hans, und Hans versteht ihren Wunsch; doch es ist nicht seine Schuld, wenn man ihm nicht nachgab. Und da hält Elise mit einem leisen Schreckensrufe inne, Franz hat heftig ihre Hand gefaßt. Wieder will sie rufen und kann nicht.

„Sie sind zu schön, gnädiges Fräulein! Und wenn man mich dafür hängen will, ich lasse mich nicht zum Narren haben, und gleich hier auf der Stelle —“

Er hielt inne, seine Hand zitterte, er blickte ihr in die Augen, als wollte er sie um Verzeihung bitten; dann fuhr es häßlich wie im Krampf über seine Züge, er stieß einen fast unartikulirten Schrei aus und preßte die Hand des erschreckten Mädchens an seine Brust.

Der arme alte Zuschauer auf der Ziegenanstalt rang die Hände; da kam Hilfe, dreifache Hilfe zu gleicher Zeit.

Vom Walde her hatte sich Herr von Veldow genähert und eilte herbei, als er zwischen den Bäumen Elisen und den Arbeiter erblickte; schon war er nahe und hob glühend vor Zorn die Hand.

Aus dem nahen Busche lief Liesi herzu, um weitere Bewerbungen ihres Bräutigams zu hindern. Bevor aber noch die beiden Eifersüchtigen die Gruppe erreichten, brachte der treue Hans eine Veränderung in die Lage der Dinge; der Knabe hatte ihn bei der Annäherung des Arbeiters verlassen, und als nun Franz beim Erscheinen Veldows Elisen und ihr Thier freigab, merkte der ahnungsvolle Esel, daß seine Zeit zu handeln gekommen sei. Mit männlichem Trotz nahm er seine erste Absicht wieder auf und trottete der Stadt zu.

Einen Augenblick lang zögerte Herr von Veldow, dann ließ er die geballte Faust sinken und trachtete Elisen zu erreichen, die auf ihrem Esel vielleicht seiner Hilfe bedurfte; bald schritt er an ihrer Seite dem Bade zu und er hielt eine weise Anrede an den Esel, der so aufmerksam zuhörte, als gingen ihn die Worte wirklich etwas an. Elise glaubte Grund zu haben, über die Unterhaltung zwischen Herrn von Veldow und Hans einige Male erröthen zu müssen, doch sprach sie kein einziges Wort mit ihrem Retter. Am andern Morgen reisten Beide ab.

Herr von Veldow hatte seine Hand sinken lassen, Franzens Wange entging jedoch nicht einer unsanften Berührung; Liesi war inzwischen herangekommen und gab ihre Meinung in dem ersten Schlage und den rasch folgenden Thränen deutlich zu erkennen.

Doktor Steller fürchtete noch weitere Schrecken; doch bald sah er von seiner Warte den Arbeiter heftig gestikuliren, dann den Arm um Liesis Hüfte legen; und unter Küssen wandelte das Brautpaar endlich dem Thale zu.

* * *

Da liegt ein Brief im Kasten, ein Ding ohne Leben, das ewig unbeweglich so liegen bliebe, weil es nicht weiß, wer den Brief geschrieben hat und an wen er gerichtet ist; da liegt ein Brief an Doktor Steller und die Adresse trägt die festen Züge von Franzens Handschrift. Eilt, die Nachricht zu überbringen, bevor es zu spät ist! Eilt — wenn es nicht schon zu spät ist!

Sie eilen dahin, Tausende von Grüßen und Bitten und Warnungen und Tröstungen, sie eilen dahin, lieblos durcheinander geworfen — und doch hängt an jedem dieser Briefe die Freude oder der Kummer von Menschen!

Auch Franzens Brief an Doktor Steller jagt seinem Ziele zu; er muß fröhliche Nachrichten enthalten, es ist das schönste Papier aufgewendet worden. Franz schreibt:

„Geehrtester Herr Doktor! Ich bin erster Meister und habe auch einen Buben. Die Liesi ist zwar noch schwach, aber kerngesund und beinahe närrisch vor Freude. Und unsere Bitte ist folgende: Sie müssen sein Pathe sein. Ich hätte mich gar nicht getraut, Sie um so etwas anzusprechen, aber Frau von Veldow hat gemeint, sie ist Pathin, nur damit Sie herkommen und uns Alle dabei sehn. Ich und die Liesi sind sehr glücklich und zanken nur noch selten. Herr von Veldow und das gnädige Fräulein von damals sind auch sehr glücklich und ob sie auch zanken, weiß ich nicht. Sie wohnen wunderschön und ich selbst habe alle Gaskronen für Frau von Veldow machen und aufhängen müssen. Sie ist recht freundlich zu mir; ich schäme mich aber, und gehe darum nicht hin. Die Liesi öfter. Herr von Veldow soll ein sehr braver und sehr großer Herr sein.

Fräulein Marie — wissen Sie noch? Das blasse Fräulein Marie hat bereits ebenso rothe und dicke Backen wie die gnädige Frau, und sie sehen Alle ganz anders aus, als beim Molkentrinken. Ich habe so einen Plan, einmal selbst meine eigene Werkstatt zu gründen, Herr von Veldow will mich unterstützen, aber ich sage, ich darf das nicht mehr annehmen, ich muß schon froh sein, was man früher für mich gethan hat. Wir reden so viel von Ihnen, als wären Sie unter uns; glauben Sie nur, mein kleiner Bub — ich weiß noch nicht, wie er heißen soll — lacht auch schon, wenn er Ihren Namen hört. Er freut sich gewiß schon, und Frau von Veldow läßt sagen, Sie müssen kommen und bei ihr wohnen. Wald und Berg, wie in Reinerz, giebt es hier freilich nicht; aber an künstlichen Dingen ist viel Schönes zu sehen und ich will Ihnen Alles zeigen.

Berlin, am 14. Juli 1876.

Ihr sehr dankbarer

Franz Perger."

Ein großes Packet mit Briefen ist auf dem Prager Postamte angelangt; schon werden sie ausgetragen. Der Briefträger, welchem Doktor Steller vor dreißig Jahren das Weib aus schwerer Krankheit gerettet hat, nähert sich der Wohnung des alten Arztes. Ein seltsamer Leichenzug kommt ihm entgegen. Kein Sohn, kein Angehöriger hinter dem Sarge, kein Pomp, keine Wagen, — aber die Leute, welche des Weges kommen, gehen nicht achtlos vorüber, sie halten inne und dichter und dichter wird der Menschenhaufe, der den alten Doktor zu Grabe geleiten will. Die Leute plaudern

lebhaft, kein Einziger weint. Sie sprechen Alle von dem braven Doktor Steller.

Nur der alte Briefträger darf nicht mitgehen. Da erscheint sein Beruf ihm hart. Er wischt mit dem Rockärmel über die Augen, schreibt sein „Unbestellbar“ auf den Umschlag des Briefes, grüßt den Sarg und spricht leise: „Gute Ruh, Herr Doktor Steller!“

Als Herr von Kreiwitz seine Vorlesung beendet hatte, begann ein lebhaftes Gespräch. Die Herren beachteten weniger die vorgetragene Novelle als die Thatsache, daß Herr von Kreiwitz ihr Verfasser war. Niemand hatte ihm so viel Sentimentalität zugetraut, von den andern Dichtereigenschaften gar nicht zu reden. Und die Hausfrau gar, welche den bescheidenen Mann bisher kaum beachtet hatte, zeichnete ihn offenbar durch ihr neugieriges Interesse aus.

„Ich muß mir zwar mein Urtheil bis zum sechsten Sonntage vorbehalten, sagte sie, doch heute schon will ich Ihnen für die angenehme Ueberraschung danken, die Sie uns bereitet haben. Ich fühle mich näher gerückt, wahlverwandter, seitdem ich weiß, daß Ihr Herz die süßen Schauer des dichterischen Schaffens kennt. Und wenn ich mich gedrängt fühlen sollte, Ihnen den Preis zuzuerkennen . . .“

Kreiwitz. Ich muß Sie unterbrechen, meine Gnädigste, und zugleich die werthe Gesellschaft um Verzeihung bitten wegen eines kleinen Maskenscherzes, den ich mir erlaubt habe. Ich bin nämlich nicht der Verfasser dieser Erzählung. Nein, mir wäre so was nie eingefallen. Meine Frau, ja, meine liebe Frau ist die Dichterin. Ich bin glücklich, ihr meinen Erfolg mittheilen zu können.

Die Herren lachten, während Elsa plötzlich erblaßte und scheinbar tief empört den freudestrahlenden Gatten

der Dichterin anstarrte. Endlich mußte auch dieser die Verwandlung der Hausfrau bemerken.

„Ich habe mir doch,“ sagte er, „keine Freiheit genommen, die Sie verletzen könnte?“

Elsa. Nicht doch, bester Herr von Kreiwitz. Ich weiß nur nicht gleich, was Sie und Ihre Frau Gemahlin zu dieser harmlosen Intrigue veranlaßt hat. Wir hätten uns ja Alle gefreut, eine Schriftstellerin unter den Mitgliedern unserer Sonntage zu zählen und hätten auf den Gemahl nicht Verzicht geleistet.

Kreiwitz. Meine Frau wollte Ihre Meinung ohne das Vorurtheil vernehmen, welches immer mitspricht, wenn es sich um die Werke einer Dame handelt.

Ungelt. Wer aus unserem Kreise sollte solche veraltete Vorurtheile hegen? Ich frage beim Essen nicht danach, ob ein Koch oder eine Köchin es zubereitet habe. Und ebenso wenig, denke ich, sollte uns das Geschlecht derjenigen kümmern, die uns . . .

Frick. . . . Lesefutter zurechtmachen. Und wenn ich ein Haar in der Suppe finde, ist mir's am Ende einerlei, ob's von einem Männer- oder Frauenkopf herstammt. Nur, daß das Frauenhaar gewöhnlich länger ist.

Elsa. Pfui, Frick! Das ist ein ernsthafter Gegenstand, bei dem die Ehre meines Geschlechtes in Frage kommt.

Hasse. Ich bin ein Fanatiker der Frauenehre, muß aber gleichwohl bekennen, daß ich weibliche Handarbeiten in jeder andern Form lieber sehe, als in der von Manuskripten.

Frick. Und doch wird Ihnen jeder Redakteur bezeugen, daß Manuskripte von Frauenhand vor den andern einen Vorzug besitzen: sie riechen nicht nach Tabak.

Hasse. Auch dieser zweifelhafte Vorzug ist nicht mehr so allgemein, wie Sie glauben. Uebrigens: was hat denn die Frauenarbeit in der Literatur bisher hervorgebracht? Immer und immer wieder müssen Sie an die George Sand erinnern, wenn Sie eine wirkliche Individualität nennen wollen. Alle Andern haben nach Schablonen gearbeitet.

Morris. Sie wollen uns zu einem unlogischen Schluß verführen. Und wenn wir auch gar keine Schriftstellerinnen besäßen, weder gute noch schlechte, so würde auch das noch nicht gegen die natürliche Begabung der Frauen sprechen. Bei der helotischen Erziehung, welche unserer Frauenwelt bisher zu Theil geworden, ist es im Gegentheil bewunderungswürdig, daß überhaupt eine so mächtige Kraft, wie die der George Sand, sich Bahn brechen konnte. Und George Sand war doch im Uebrigen keine Ausnahme von ihrem Geschlecht; sie war doch ganz und gar Weib, nur Weib, Weib bis zum Exzeß.

Hasse. Vielleicht ist es wirklich nur ein niedriger Beweggrund, der mich zu meiner Abneigung gegen Schriftstellerinnen führt. Die weiblichen Kollegen nehmen uns nämlich die besten Leser fort.

Kreiwitz. Ich werde mich beeilen, meiner Frau die hohe Meinung mitzutheilen, welche Sie von den Damen hegen.

Hasse. Ich meine nicht, daß die Leser der Schriftstellerinnen die besten Leser seien. Nein. Unser bestes Publikum, die verständnißinnigsten Seelen für den Dichter waren bisher diejenigen Frauen, welche zu begabt, zu kränklich oder zu unglücklich verheirathet waren, um in dem gewöhnlichen Frauenloose ihr Glück zu finden. Diese Frauen fanden bisher, wenn auch nicht Ruhe, so doch Vergessen, so oft sie sich in die Gedanken-

und Gefühlswelt eines wahren Dichters hineinträumten. Sie stritten mit ihm gegen die alten und gegen die modernen Drachen, sie sangen mit ihm von Lenz und Wald und Flur, sie weinten mit ihm um die verlorne Jugend. So war Alles auf's Beste geordnet. Die unverstandenen Weiber hatten ihren Poeten, dessen Aeußeres sie sich bequem je nach ihrem individuellen Geschmack ausmalen konnten, und die Poeten wiederum hatten aufmerksame Leserinnen, welche liebevoll jeder Wendung des Styls, jedem hübschen Bilde nachsannen. Da kam das Unglück. Diese Damen lernten schreiben. Varnhagen von Ense ließ die geistreichen, aber unartikulirten Gedanken seiner Frau drucken und die Leute lasen das Ding, obgleich Rahel nicht für die Leute geschrieben hatte. Rahel war nicht ein schlechter Schriftsteller, sie war nur das Gegentheil eines Schriftstellers. Und nach der Rahel kamen andere weibliche Geister, minder formlos, minder bedeutend. Das Schreiben wurde unter den Damen Mode, wie unter den Männern das Parlamenteln. Und als die neuen Schriftstellerinnen gar merkten, daß sich mit ihrem Traumschreiben sogar Geld verdienen, d. h. für die Emanzipation des weiblichen Geschlechts arbeiten ließ, da hatte der Zudrang keine Grenzen mehr. Heute dürfte die Zahl der Damen, welche durch ihre belletristischen Arbeiten ihr Leben oder doch ihr Weißbrod verdienen, die der Männer bald erreichen.

Kreiwitz. Also wirklich, der Brodneid spricht aus Ihnen?

Hasse. Nicht der gemeine Brodneid. Hören Sie mich zu Ende. Ich sagte schon, daß diese Damen unsere besten Leser waren, bevor sie sich selbst als Literaten etablirten. Was geschah seitdem? Unsere Damen-Literaten verloren zuerst die kindliche Unschuld, mit der

sie bis dahin die Werke der Dichter genossen hatten. Sie waren ja jetzt selbst vom Handwerk und lernten bald dessen kleine Geheimnisse kennen; so wurden sie allmählich kritisch gestimmt und begannen mit den Augen von Rezensenten zu lesen. Wehe uns! Aber auch wehe ihnen! Sie haben zu unserem Kummer aufgehört, gute Leserinnen zu sein. Sie sind darum nicht glücklicher geworden. Sie sind unverstanden geblieben und haben in ihrem Leid auch noch die Fähigkeit eingebüßt, von ihren Lieblingsdichtern als von ihren Idealen zu träumen.

Ungelt. Sie verdammen zu allgemein. Es giebt Damen genug, deren Bücher es an Klarheit der Erfindung, Schärfe der Beobachtung und Anmuth der Erzählung mit unsern beliebten Romanschriftstellern aufnehmen. Freilich unseren besten Namen wüßte ich keine Frau an die Seite zu stellen, — die Frauen der anwesenden Männer immer ausgenommen.

Hagau. Ich erlaube mir, Herrn Hasse vollkommen beizupflichten. Auch mir scheinen diejenigen Frauen die weiblichsten, die — wie unsere verehrte Wirthin — ihre Geistesgaben zur Förderung der Literaten, nicht der Literatur verwenden. Die Schriftstellerinnen sind ja doch größtentheils Blaustrümpfe.

Frick. Und es giebt gar keine männlichen Blaustrümpfe! Es giebt gar keine Schriftsteller, welche — die sogenannten feinen Köpfe unter den Rezensenten — mit dem Behagen von alten Jungfern jedes Wort ihres Abgottes beschnüffeln, bis sie es leise zu verändern und als ihr Eigenstes zu wiederholen im Stande sind. Es giebt gar keine Feuilletonisten, welche bei jedem Tagesereigniß in eine Art unlogischer Raserei verfallen und eine Plauderei zu Papier bringen, in welcher die zerrissenen Theile der Neuigkeit hilflos herumschwimmen,

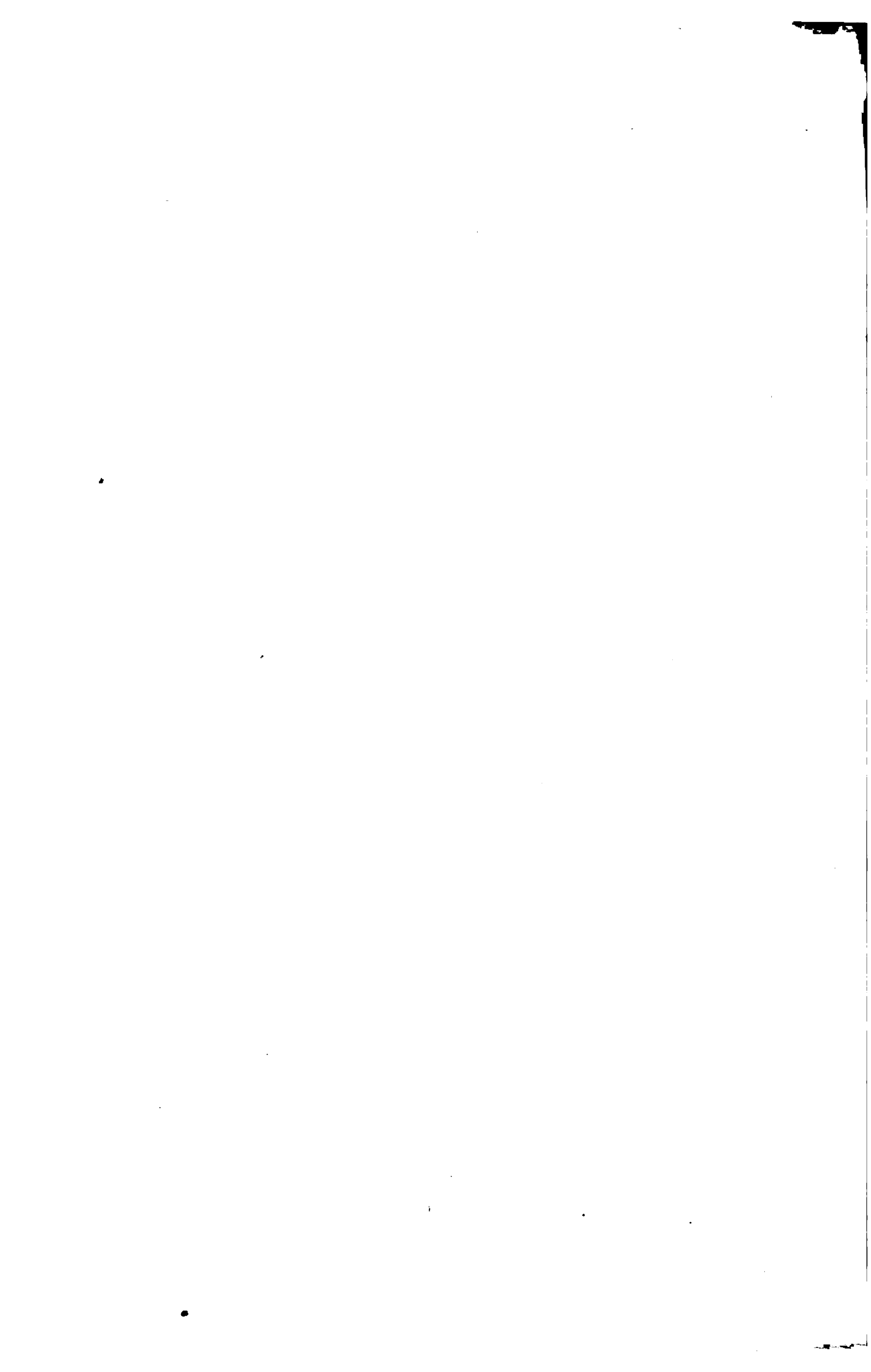
wie die drei Bohnen in der Tasse sächsischen Kaffee's. Es giebt keine männlichen Blaustrümpfe! Es giebt keine Dichter, deren ganze Sorge darin besteht, ihr Liebespaar zwei Bände lang auseinanderzuhalten und im Verlaufe eines dritten Bandes zusammenzubringen. Es giebt keine Novellisten, welche — blind und taub geboren — die Farben der Landschaft und des Himmels, die Züge ihrer Engel und ihrer Teufel, die Worte ihrer Liebenden aus alten und neuen Büchern zusammenborgen und zusammenstehlen! Es giebt unter unseren Stimmführern keine Männer, welche über Pessimismus und Optimismus, über Materialismus und Idealismus, über Deismus und Atheismus ihre Gefühle ablagern und doch diese Begriffe nur nach den großen Anfangsbuchstaben unterscheiden können! Es giebt keine Journalisten, keine Parlamentarier, keine Diplomaten, — lauter Leute, deren Meinungen doch gedruckt zu lesen sind — welche die Göttersprüche des Tagesorakels nachplappern, weil sie niemals im Leben eine eigene Meinung besessen haben. Nein, es giebt keine faselnden Männer, es giebt keine männlichen Blaustrümpfe! — Ich danke, Herr Baron, die Zigarre ist gut; sie ist mir nur zur Strafe für meinen Eifer wie gewöhnlich ausgegangen. —

Die Gesellschaft blieb noch zwei Stunden in lebhaftem Gespräch beisammen; die Lösung der Frauenfrage wurde jedoch an diesem Abende noch nicht gefunden.





Vierter Sonntag.



Soviel die Baronin auch darüber nachsann, sie konnte nicht verstehen, welche Beziehung zu ihr die neueste Sendung des geheimnißvollen Verehrers haben konnte. Wie kam man dazu, gerade ihr die folgenden Verse zu widmen?

Du kamst herein und plaudertest toll
An meinem Arbeitstische;
Ich aber hob dich andachtsvoll
Auf's Postament in der Nische.
Und stellte Blumen rechts und links
Und beugte, Gebete zu lallen,
Das Knie vor dir. Eine Weile ging's,
Dir schien das Gebet zu gefallen.
Doch bald war's auf dem Piedestal
Zu einsam dir; und munter
Sprangst du, die Göttin, mit einem Mal
Zum frommen Beter herunter.
Du lachtest mich so freundlich an
Und gabst einen Kuß zum Willkommen.
Ich hab' ihn mit Dank als ein höflicher Mann,
Doch kühl entgegengenommen.
Den irdischen Kuß, den irdischen Leib
Empfind' ich mit Entsetzen.
Ich brauche Götter, Götterweib,
Und wären's auch nur Götzen.

Wer konnte eine solche Sprache gegen sie anzunehmen wagen? Sie hatte noch niemals toll an dem Arbeitstische eines fremden Herrn geplaudert und war noch viel weniger bei ihm auf einem Postament in der Nische gestanden. Und einen Kuß hatte sie — weiß Gott leider! — auch noch keinem andern als ihrem Manne gegeben und diesem obendrein sehr selten. Was hatte sie denn verbrochen, daß ihr der Dichter eine solche Vergangenheit zutrauen konnte? Merkte man ihr's denn an, daß sie in Zukunft ein neues Leben beginnen wollte? Und war sie sich über ihre Zukunftspläne auch klar?

Ja, es hatte sie hier in Ostende plötzlich wie ein Taumel ergriffen, als sie die üppigen Pariserinnen ihre Jugend, eine sehr langjährige Jugend, wie die Zeit einer Ballnacht verjubeln sah, als sie wahrnehmen mußte, daß den Herren im Kursaal die kokette Halbdame besser gefiel, als die zurückhaltende Baronin und daß in den Meereswellen gar nur noch der rohe natürliche Körperbau einen Unterschied machte. Und sie hatte sich diesem Taumel willig hingegeben, als sie entdeckte, daß ihre schöne Stirn des Morgens etwas wie Spuren von Runzeln zeigen wollte.

Ja, sie verstaud auf einmal besser als bisher ihre Romane, verstand all' die Frauen, welche vor dem sichern Niedergang ihres Lebens eine Rückschau über dasselbe hielten und, von der Leere desselben entsetzt, den kargen Rest der Nachjugend durch wilde Freuden verschönern wollten. Sie sehnte sich plötzlich nach einem befreundeten Manne, der sie verstand, und dem sie sich ganz und gar hingeben konnte, eine verspätete Schülerin des Lebens, der Liebe, der Freundschaft!

Sie hatte hier im Bade zu suchen angefangen. Merkwürdig, daß die Herren, welche sie bald an sich zu

fesseln wußte, ohne Ausnahme Künstler oder doch Dilettanten waren. Sie merkte schon, daß sie einen lebhaften Sinn für die Ideale der Bohême in sich entdecken mußte, wenn sie in dem neuen Kreise herrschen wollte.

Ihrem Gatten, dem trockenen Manne, war das ganze Treiben unleidlich. Desto schlimmer für ihn. Sie aber wollte nun nicht mehr untergehen in dem Trosse der alltäglichen Frauen, sie wollte die Bedeutung, die gewiß auch in ihr schlummerte, wenn sie auch bisher wenig davon gemerkt hatte, sich ausleben lassen, sie wollte vor ihrer bevorstehenden Matronenhaftigkeit sich als bevorzugtes Weib zu erkennen geben.

Vielleicht blieb sogar für die spätere Matrone ein kleiner Gewinn übrig. Elsa konnte es sich nicht verhehlen, daß die Herren, die sie an ihren Sonntagen im engsten Zirkel um sich geschaart, nicht völlig ihren Erwartungen entsprachen. Sie waren fast ohne Ausnahme doch Egoisten, welche sich mehr um ihre eigenen Gedanken und Schöpfungen, als um die Wünsche der Baronin bekümmerten. Da war noch der frische Uhlanenlieutenant von Hagau der jüngste und der einzige, den man sich in jeder Beziehung als Freund vorstellen konnte. Aber — Elsa durfte es sich nicht verhehlen — er hatte noch nicht bewiesen, daß er zu den auserlesenen Geistern gehörte, auf die sie es doch abgesehen hatte. Bei Hagau kam noch Alles auf seine Novelle an. Dem unberechenbaren Frick traute sie nicht recht und öfters kam es ihr auch vor, als verstände sie ihn nicht. Hasse wäre sicherlich zu kompromittirend gewesen. Und Morris? Diesen Morris schien ein Räthsel zu umschweben, welches sie anzog. Wenn aber diese Anziehung nicht gegenseitig war?

Also der Gewinn für den Augenblick war zweifel-

haft genug. Aber für die Zukunft versprach die Theilnahme, welche „unsere Sonntage“ erweckt hatten, eine ernste Genugthuung. Schon wußte das halbe Ostende, das deutsche Ostende, daß in dem kleinen Strandsalon allsonntäglich die Literatur ein Rendezvous hatte. Wenn Elsa während des Tages — und sie that dies nun oft — auf dem kleinen Vorplatz, der die Wohnung von der Digue schied, bei einem Buche saß, dann fühlte sie mit innigem Stolze, wie die Vorübergehenden neugierige Blicke nach ihr und dem Innern ihrer Wohnung warfen, wie sie einander die schöne Frau zeigten, welche nun seit Kurzem zu den bekanntesten Persönlichkeiten von Ostende gehörte. Es war doch was Schönes darum, nicht mehr übersehen zu werden!

In den letzten Tagen hatten viele Bekannte um die Ehre gebeten, den literarischen Sonntagen als Gäste beiwohnen zu können. Ein Fräulein hatte bereits ein neues Kleid à la Schulmädchen bestellt, in dem sie den Vorlesungen aufmerksam und still zu lauschen versprach. Die jungen Leute ließen sich von der nächsten Buchhandlung rasch einen Katechismus der Dichtkunst besorgen, um doch auch bei den ästhetischen Diskussionen mitsprechen zu können. Und nicht nur die alten Bekannten, bei denen die Theilnahme Höflichkeit sein konnte, äußerten um die Wette den Wunsch, zu den Sonntagen der Baronin zu gehören. Elsa merkte mit richtigem Instinkte, wie die neuen Bekanntschaften, die sie seit einiger Zeit so überaus häufig machte, durch den Ruf ihrer Sonntage angezogen wurden.

Nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit empfing Elsa darum heute ihre Gäste. Sie fühlte sich beinahe schon als berühmte Frau, als sie von den Annäherungsversuchen Mittheilung machte. Sie schlug vor, den Kreis vorläufig nur sehr vorsichtig und langsam zu

erweitern und die größere Ausdehnung dem Winter in Berlin zu überlassen.

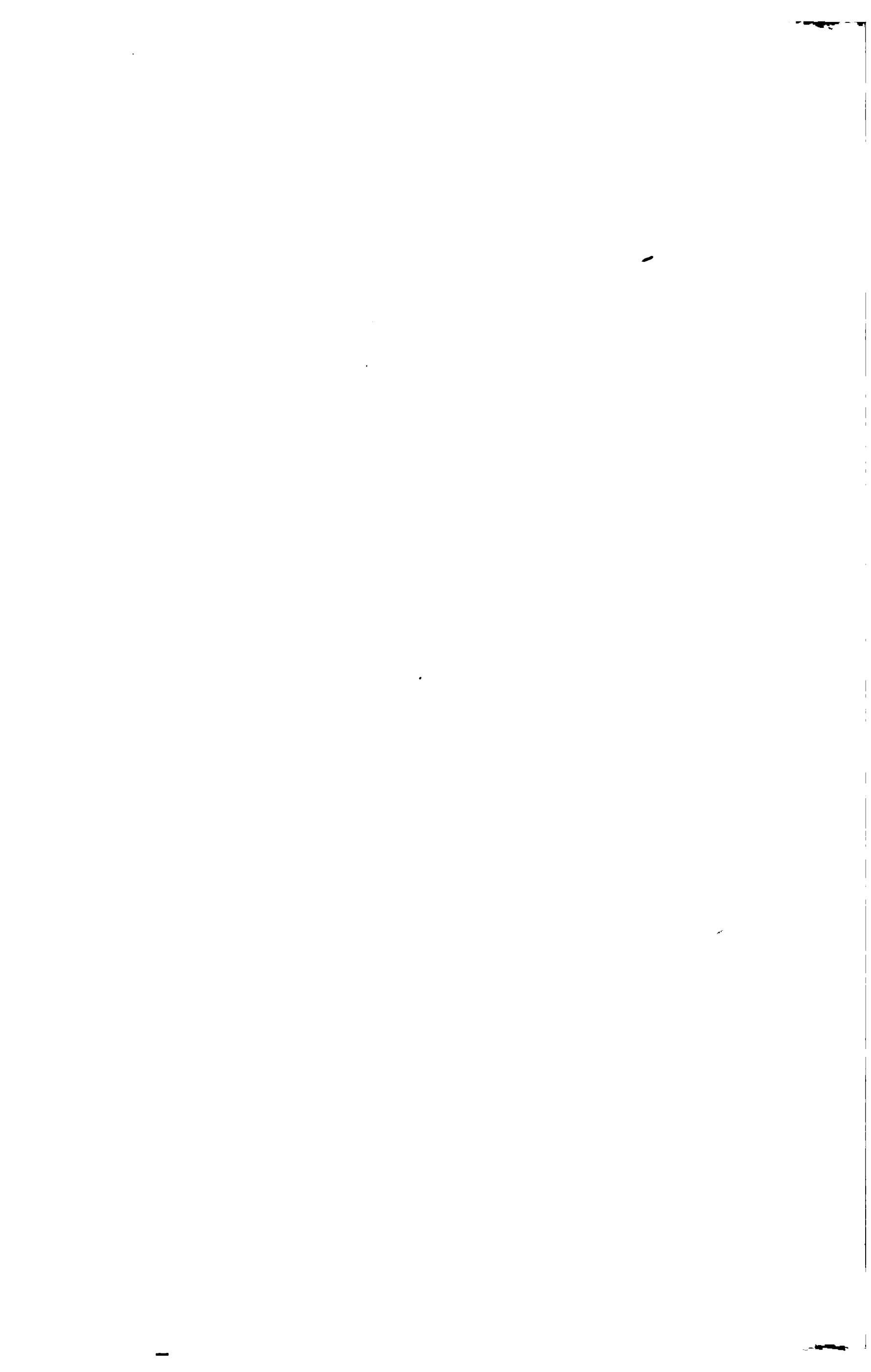
Zur stillen Genugthuung des Hausherrn erklärte sich Frick mit großer Bestimmtheit gegen die Zulassung von Gästen. Er für seine Person würde weder selbst etwas vorlesen noch eine Meinung äußern, wenn die Gesellschaft sich vergrößerte.

„Müssen denn auch wir die kindische Neigung der Menge unterstützen," rief er, „die wie ein Kind das Spielzeug von inwendig sehen will? Die Künstler und Schriftsteller sind für die draußen Stehenden Hampelmänner, deren Strippen von Zeit zu Zeit zu beobachten höchst ergötzlich sein soll. Einmal sucht man ihre zappelnden Arme und Beine, ein andermal die Strippen, an denen sie gezogen werden! Das ist der neueste Geschmack! Im Theater können Sie's beobachten, wie die gefeiertesten Soubretten der Posse das unbändigste Gelächter wach rufen, sobald sie alle Illusion aufheben, aus der Rolle fallen und mit dem Publikum als Publikum reden. Sie zeigen die Strippen! Auf allen Weltausstellungen können sie es beobachten, wo kluge Fabrikanten die wirksamste Reklame damit erzielen, daß sie die Manipulationen ihrer Fabriken vor die Leute bringen, daß sie die Strippen zeigen. Dort verwandeln sich schmutzige Lumpen und altes Stroh vor unseren Augen in weißes Druckpapier, hier wird ein Hasenfell zwischen die Walzen geschoben, um drüben als Damenhut aus der Maschine zu fallen. Und wie die Masse sich in den Ausstellungen um nichts so sehr drängt, als um diese Indiskretionen des Handwerks, so verlangt die höhere Masse nach nichts so sehr als nach Indiskretionen der Kunst. Ein neues Bild macht Aufsehen. Wer fragt nach Geist und Form desselben? Nein! Welche Dame hat zu dieser Nudität Modell

gestanden? Wie lange hat Makart an dem Bilde gemalt? Wie viel bekommt er dafür gezahlt? Was wird aus dem Gelde? Wie groß ist die Leinwand? Das sind die Kunstfragen, um welche die oberen Zehntausend sich bekümmern. Geht doch derselbe Zug durch die Wissenschaft, welche Literaturgeschichte heißt. Nur einzelne Forscher sprechen noch davon, was Goethe uns bedeute. Die andern erzählen von seinen Verhandlungen mit Verlegern, von seinen Honoraren, von den persönlichen Beziehungen und leiten nächstens die pessimistische Stimmung des Werther von einem allzu großen Gericht gedünsteter Herrenpilze her, die er an einem wichtigen Tage gegessen. — Wenn auch wir berühmte Schriftsteller wären, gnädige Frau, dann müßten wir uns die Zeugen gefallen lassen, wie gewisse Königinnen coram publico entbinden mußten. So aber, unbekannt wie wir sind, wollen wir uns unsere schöne Verborgenheit nicht nehmen lassen."

Da die meisten andern Herren — nur Herr von Kreiwitz und Hagau waren für eine Erweiterung — dem Redner beistimmten, mußte Elsa auf ihren Plan verzichten. Sie ertheilte das Wort und Morris las.

Ein Vertheidiger.



Auf der Universität wurde mir das Glück zu Theil, von unserem verehrten Professor L . . . unter diejenigen Studenten gerechnet zu werden, welche ihn zu jeder Zeit und in jeder wissenschaftlichen und eigenen Angelegenheit um Rath angehen durften. Außerdem bemühte sich der wackere Mann persönlich, uns stets unter Augen zu haben. Im Winter mußten wir mitunter einen schwarzen Kaffee bei ihm trinken, wo dann die Frau Professor sich auch auf einige Minuten sehen ließ und uns durch ein paar mütterliche Worte zu den längsten — natürlich nie an's Licht gebrachten — Huldigungsgedichten begeisterte. Im Sommer holte er bald uns Alle, bald Einzelne zum Spazierengehen ab.

Bei diesen oft ausgedehnten Ausflügen wurde von uns Studenten über Gott und die Welt abgesprochen, während L . . . ruhig nach seltenen Pflanzen ausspähte und nur hie und da durch ein besonnenes Wort unsere Gedanken lenkte. Die Botanik war natürlich nur sein Steckenpferd. Wir waren ja Alle Juristen, L . . . unser Strafrechtslehrer.

Wenn wir dann in irgend einem entlegenen Wirthshause Rast machten und beim Biere saßen, pflegte der Professor an all' die Reden, die wir jungen Leute schon wieder fast vergessen hatten, zu erinnern, das Wesentliche und Uebereinstimmende zusammenzufassen und uns mit feinster Ironie auf Irrthümer aufmerksam zu machen.

Wir ärgerten uns oft über uns selbst, konnten aber unserem Führer nicht gram sein, wenn wir uns ihm gegenüber auch noch so klein fühlten. Wir liebten ihn und beneideten nicht wenig die fünf oder sechs Kollegen, welche wir seine „Tafelrunde“ nannten, weil sie mitunter bei einer Flasche Wein den Abend mit ihm zubringen durften.

Wer mit ihm allein einen solchen Spaziergang gemacht hatte, der konnte sicher sein, eine Anregung für's Leben mit zurückzubringen. Und es war merkwürdig: fast immer lud L . . . Einen dazu ein, wenn der so Ausgezeichnete gerade geistigen Beistand dringend nöthig hatte.

Es war im Jahre 1864, unmittelbar vor Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges. Ich hatte vor einigen Tagen einen wilden Artikel über die deutsche Frage an unser liberales Blatt geschickt, ohne meinen Namen zu nennen. Heute stand die Arbeit gedruckt darin, unverändert. Es war ein großer Tag für mich. Ich weiß nicht, ob die deutsche Frage selbst oder mein Artikel mir wichtiger erschien.

Da — ich lese das Ding eben zum dritten Male — klopft es, die lange Gestalt des Professors tritt ein. Er setzt sich auf einen der beiden Stühle, zündet eine meiner entsetzlichen Cigarren an, erkundigt sich nach der Höhe meiner Miethe, nach den Preisen meiner Wäscherin und schaut dabei unverwandt das Zeitungsblatt an.

Nach einer Weile fordert er mich auf, ihn nach dem nächsten Dorfe zu begleiten.

Wie mich dieser allwissende Mann auf dem Wege zum Reden zu bringen wußte!

Was ich Alles vorgebracht und wie ich es vorgebracht habe, weiß ich nicht mehr. Da ich mich aber ganz wohl erinnere, wie mir zu jener Zeit zu Muthe

war, so kann ich dennoch in Kürze wiederholen, was der Professor etwa damals gehört haben mochte.

Ich hatte, anstatt mich nach meiner Pflicht nur um die Jurisprudenz zu bekümmern, in allen Wissenschaften herumgenascht und allmälig eine bedenkliche Verachtung gegen alle Fachmenschen in mich gesogen. Da auch die Philosopie wegen ihrer magern Resultate mich nicht befriedigen konnte, blieb ich wohl äußerlich meiner Fakultät getreu, betrachtete mich aber kaum mehr als einen Juristen. Das römische Recht erschien mir ehrwürdig aber unnütz, wie die ägyptischen Pyramiden, das Kirchenrecht widerlich durch die lächerlichen Voraussetzungen, das geltende Landrecht geradezu als Unrecht. Dabei war ich ein wenig Weltverbesserer. Ich wollte in den Journalen meine Stimme erheben und hoffte sicherlich, mindestens die stehenden Heere abschaffen und den ewigen Frieden einführen zu können.

Ueber diesem Bramarbasiren war die Zeit vergangen. L . . . hatte mich, wie das seine Gewohnheit war, mehr innerhalb meines eigenen Gedankenganges berichtigt, als im Ganzen widerlegt und auch während des kurzen Aufenthaltes wenig gesprochen. Auf dem Rückwege wurde ich, durch das schnell getrunkene Bier aufgeregt, noch mittheilsamer. Ich erzählte von meinem literarischen Debüt und gestand meine Absicht, mich vollständig der Journalistik zu widmen. Ich weiß noch, daß ich schließlich mit großer Emphase ausrief: „Ja, ich will Richter über andere Menschen sein; aber nicht ein Richter, der sich anmaßt, dem Einzelnen sein Schicksal zu bereiten. Ich fühle mich theils zu gut, theils zu schlecht, ein positives Recht zu schaffen. Ich will die ganze Welt kritisiren, nicht aber mit der menschlichen Schwachheit meiner Person zwischen Hinz

und Kunz stehen und unfehlbar zwischen ihnen entscheiden. Ich kann nicht Richter sein!“

Der Professor ließ mich bis zu seiner Wohnung mitkommen, ohne mich zu unterbrechen. Dann forderte er mich auf, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

Dort hieß er mich niedersitzen, öffnete ein verstecktes Schubfach seines Schreibtisches und langte ein mittelgroßes Heft hervor, dem man es ansah, daß es schon durch manche Hände gegangen. Er reichte es mir freundlich, fast verschämt, und sagte mit seinem mildesten Lächeln:

„Lesen Sie doch einmal diese moralische Erzählung, die ich selbst einmal niedergeschrieben habe. Ich lasse Sie allein, damit Sie ungestört lesen und dann entscheiden können. Haben Sie mir nach der Lektüre nichts zu sagen, als was Sie mir heute gesagt haben, so können Sie durch diese Thüre fortgehen, ohne sich mit Adieusagen zu bemühen. Wenn Sie aber etwas Neues mitzutheilen haben, so kommen Sie nur, ohne anzuklopfen, hier hinein. Die „Tafelrunde“ ist heute bei mir.“

Als mich der Professor verlassen hatte, wäre ich am Liebsten sofort entflohen. Ich kam mir wie ein Verbrecher vor, weil ich allein in des theuren Mannes Arbeitszimmer saß und seinen Geheimnissen nachspürte. Aber er hatte es ja gewollt! Und so las ich denn die Geschichte; sie war mit ungleichen flüchtigen Zügen niedergeschrieben, in denen trotzdem der eigenthümliche Charakter der heutigen Handschrift L...'s schon zu erkennen war.

* * *

Ein Vertheidiger.

Der junge Doktor Gustav Lenkow saß am Schreibtisch, in seine Arbeit vertieft. Die Aktenbündel lagen vor ihm so hoch emporgeschichtet, daß man von dem an der Wand befestigten Bildniß einer jungen Dame nur den Kopf beinahe schelmisch hervorlugen sah. Die eigenhändige Unterschrift war verdeckt. Aber jeder Pflastertreter der Residenz hätte erzählen können, welcher bekannten Schönheit dieser Gurlikopf zugehörte: der Zelten, dem Fräulein Fanny Zelten, der Bühnensängerin. Und viele Leute wußten auch von den Beziehungen zwischen dem Doktor und der Zelten, der lustigen, liebenswürdigen Zelten, die bei allem Uebermuth ihren guten Ruf eigentlich stets gut zu wahren gewußt hatte.

Heute war der junge Mann so eifrig bei seiner Arbeit, daß er seine Augen schon über eine Stunde lang nicht zu den freundlichen seines Gegenüber aufgeschlagen hatte, die doch ziemlich verlockend zu ihm niederblickten. Man hörte nur das leise Knittern des Papiers unter der rastlosen Feder, und dann und wann ein Räuspern, ein offenbar absichtliches Räuspern aus dem Nebenzimmer, wo Frau Lenkow die schimmernde Wäsche ihres vergötterten einzigen Sohnes ordnete und häufig gutmüthig lauernde Blicke nach der Verbindungsthür warf. Der Herr Doktor sollte in Gesellschaft gehen, es war höchste Zeit, dieses Musterstück aller frischgewaschenen Hemden anzulegen, sie mußte ihn unterbrechen, sonst —

Da legte Gustav die Feder aus seiner leise zitternden Hand; träumerisch blickte er nun zu dem beleidigten Frauenbild, das er, wie um Verzeihung bittend vom Nagel nahm und auf den Ehrenplatz stellte. Dicht hinter das Dintenfaß; da mußte er Fanny sehen, so oft er die Feder eintauchte. Es freute ihn, daß nur noch wenige Tropfen Tinte in dem schönen, schweren Glasbecher waren; so mußte er öfter absetzen. „Kind!“ murmelte er und meinte sich selber.

Es schlug neun Uhr, er mußte zu Hollers; und nach einem verdrießlichen Blick auf die Uhr verschloß er sein Manuskript im Schreibtisch.

Doch die alte Frau hatte schon die Bewegung vernommen, und mit der hastigen Frage: „Weißt Du das Neueste?“ trat sie in des Sohnes Arbeitszimmer. „Dein Freund, der Herzy, — aber ich kann es nicht glauben, Du, ein solcher Menschenkenner! Es ist unmöglich, doch ich weiß es gewiß! — der Herzy ist ein Falschmünzer.“

Trotz seinem Erstaunen — mehr als das äußerte er bei dieser Nachricht nicht — und trotz seinem lebhaften Interesse an allen näheren Umständen dieses Ereignisses drängte Gustav die eifrige Mutter lachend zur Thür hinaus; sie zog sich auch zurück, nachdem sie ihm seine Wäsche recht zur Hand gelegt hatte, doch war der Damm ihrer Redefluth nun einmal durchbrochen und so erfuhr Gustav durch die angelehnte Thür bald alle Einzelheiten, so wie Frau Lenkow dieselben eben vernommen hatte.

„Nein, nicht eigentlich Falschmünzer kann er heißen, aber Aktien hat er gefälscht und sein Diener, der gar nicht sein Diener ist, hat ihm dabei geholfen, und heute morgens ist Alles entdeckt worden. Denk' nur, durch welchen Zufall! Dem Banquier S..... ist eine

Anzahl solcher Aktien gestohlen worden; die Nummern wurden genau bemerkt, und heute — denk' nur! — heute bringt Herzy's Diener einige der gestohlenen Nummern zu demselben Banquier, um sie zu verkaufen. Man hält ihn an, frägt ihn aus, wird heftig, man hat einen Fälscher und glaubt den Dieb gefangen zu haben; Herzy's Diener meint natürlich, er sei entdeckt, plaudert zu viel, nennt seinen Herrn und jetzt sind Beide verhaftet." —

Diesen Thatbestand schmückte die redselige Frau mit vielfachen Betheuerungen ihrer Ueberzeugung von Herzy's Unschuld, mit mancher Warnung vor schlechter Gesellschaft aus, und war noch immer nicht zu Ende, als Gustav schon in voller Ballmaskerade sie aufforderte, wieder einzutreten, und sie scherzend mit tiefer Verbeugung um den ersten Tanz bat. Nur die weiße Halsbinde hielt er noch in der Hand; außer Frau Lenkow wußte sie Niemand richtig zu knüpfen, sie hatte sie schon dem Gymnasiasten Gustav geknüpft und hoffte sie noch einst dem Minister zu knüpfen. Von dieser Hoffnung sprach sie jedoch niemals.

Als sie mit mütterlichem Stolze die frische Gestalt des vielleicht dreißigjährigen Mannes betrachtete, vergaß sie sogar die „Affaire Herzy" und in natürlicher Gedankenfolge begann sie: „So sind die Kinder! Zum Schleifenknüpfen ist die Mutter gerade noch gut genug'; aber in Lebensfragen Rath zu geben, bewahre! Daran denken die herangewachsenen Herren Buben gar nicht. Von fremden Leuten muß ich erfahren, daß man Dich bei Holler's als künftigen Schwiegersohn betrachtet, daß Marie Holler in Dich ganz und gar vernarrt ist, — das süße Mädchen! — und daß der heutige Bal nur Euch Beiden zu Gefallen gegeben wird."

Gustav hatte mit einer Miene aufrichtigen Erstaunens

zugehört. „Aber liebe Mutter, ich weiß von alledem nichts. Die Leute schwatzen so viel . . . “

„Die Leute! Als ob mir nicht Frau Holler selbst davon gesprochen hätte! Du freilich hast nur Augen für die Zelten, Deine schöne Fanny Zelten“ — und sie nahm im Eifer deren Bild, hauchte darauf und wischte dann das Glas mit ihrer Schürze sauber ab — „Du siehst und hörst nicht, was sonst für liebe Gesichter mit Wünschen und Hoffnungen zu Dir aufschauen. Höre, Gustav! Du weißt, ich habe nie ein Wort über Fräulein Zelten zu Dir gesprochen, ich habe geschwiegen, als fremde Leute mir erzählten, Du wolltest sie heirathen. Ich habe geschwiegen, obwohl — Gustav, das Weib, welches Du Dir erwählst, wird meine Tochter sein; die Wahl steht bei Dir allein. Doch darfst Du nicht unredlich werden gegen Deine Freunde, wäre auch Deine Unredlichkeit nur durch Unterlassungen, durch Schweigen entstanden. Du geräthst zu einer Familie, wie die Holler'sche, in ein unrechtes, ja vielleicht in ein unrechtliches Verhältniß.“

„Du hast Recht, liebe Mutter,“ unterbrach sie der junge Mann herzlich. „Ich danke Dir für die Erinnerung und — für die Besonnenheit, mit welcher Du von Fräulein Zelten sprachst; Du bringst mir damit wieder ein Opfer; ich weiß, Du liebst Fräulein Zelten nicht. Wir wollen morgen mehr davon reden. Jetzt muß ich eilen. Gute Nacht, Mutter!“ Und mit einem Handkuß sagte er Lebewohl und hörte es kaum mehr, daß die Mutter ihm nachrief: „Achte auf Marie Holler! Und nimm lieber gar nicht von dem Gefrorenen, Du weißt, es bekommt Dir nicht!“ —

Heiterer, als er tagüber gewesen, eilte Gustav aus dem Hause. Daß seine verehrte Mutter sich überhaupt an die Möglichkeit gewöhnt hatte, in Fanny ihre

Schwiegertochter zu erblicken, machte ihn froh. Er liebte Fanny mit der Liebe eines dreißigjährigen Jünglings, und hatte einen harten Kampf für seinen Entschluß gefürchtet; nun sicherte Frau Lenkow, die Alles durchschaute, Alles erwog, aus eigenem Antriebe ihre Zustimmung zu, — warum sollte er nicht fröhlich sein?

Schon war er es nicht mehr. Die Nachricht von Herzy's angeblichem Verbrechen hatte er doch zu kalt, zu theilnahmlos aufgenommen; freilich, es war nicht Herzlosigkeit, Herzy war ja nicht sein Freund, bah, einer seiner vielen Bekannten, mit dem er da und dort zusammentraf. Er hätte niemals geglaubt, daß Herzy eine solche That begehen würde; daß er sie begehen könnte, warum nicht? Seltsam, daß Herzy nur in den besten Kreisen verkehrte! Nur in den besten? Hatte er ihn doch oft, öfter als eben nöthig, bei Fanny getroffen. Gustav bemerkte nicht, daß sein Gedankengang für Fanny beleidigend zu werden begann.

Zum Teufel auch! fiel ihm doch jetzt erst ein, daß . . . wahrhaftig, er selbst hatte Herzy bei Fanny Zelten, der kleinen Sängerin, eingeführt; er war ja damals stutzig geworden über die rasche Vertraulichkeit, welche sich zwischen den beiden lebhaften Leuten gebildet. War ihm nicht eines Abends der Gedanke gekommen, es müßten die Beiden schon von früher her mit einander bekannt gewesen sein? Ein lächerlicher Gedanke! Er hatte ihn auch lachend, zum Scherze der Sängerin mitgetheilt. Gustav gab sich alle Mühe, die Liebesgedanken an Fanny von den Betrachtungen über den Verbrecher zu trennen. Umsonst; unerbittlich verband sein eigensinniges Gehirn die beiden Bilder, welche die Worte seiner Mutter zufällig, so zufällig vor seine Vorstellung geführt hatten, und es verband die Bilder zu einem sinnlosen Ganzen, worüber er lachen mußte,

— nur daß er nicht lachen konnte. Eine grundlose, völlig grundlose Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

Endlich hielt sein Wagen vor Holler's Wohnhause, — gegenüber wohnte Fanny, — und Gustav war ungeduldig, hier Näheres über den verdammten Herzy zu erfahren.

Unwillkürlich warf er einen Blick nach dem Lieblingsfenster Fanny's; es war beleuchtet. Seine mächtige Aufregung ließ ihn vergessen, daß Fanny heute im Theater hätte singen müssen. Nach einem stummen, die eigene Sentimentalität leise ironisirenden Gruße zu den Fenstern der Geliebten empor, schritt Gustav rasch über die hell erleuchteten Treppen des prunklosen, aber behaglichen Holler'schen Hauses.

II.

Schon der Diener Franz, der dem jungen Vertheidiger im Vorsaale den Ueberzieher abnahm, begann mit einer Variation über das Tagesereigniß.

— „Darf ich eine Bitte zu stellen wagen, Herr Professor? Herr Professor werden ja wohl gewiß den Herrn von Herzy vertheidigen? Wer hätte das von ihm gedacht! Dürfte ich mich auf eine Eintrittskarte zur Schlußverhandlung pränumeriren? — Ich danke ergebenst, Herr Professor. Hier am linken Aermel ist ein Stäubchen geblieben. So!"

Kaum war Gustav eingetreten, als ihm auch schon der Name des rasch interessant gewordenen Fälschers in zwanzig verschiedenen Wortverbindungen gleichförmig an's Ohr schlug.

Nur Marie war es wieder, die älteste Tochter des Hauses, die einen andern Ton fand.

— „Stand Herzy Ihnen nahe?“ fragte sie leise, während ihre graublauen Augen sorgenvoll auf seinem unmuthigen Antlitz ruhten.

Gustav blickte sie dankbar an. „Nein, ich achtete ihn nie,“ antwortete er.

— „Wie mich das freut!“

— „Ich danke Ihnen, Fräulein Marie. Sie sind gut.“ —

Er wandte sich dem Spielzimmer zu, um dort von den alten Juristen Aufschluß über den allseitig besprochenen Fall zu erhalten; bisher war ihm Alles unklar, er hatte nur Frauen darüber gesprochen.

Die spärliche Auskunft, durch welche diese Herren ihre emsige Beschäftigung des Spielens und Rauchens nur wenig unterbrachen, bestätigte im Wesentlichen die Angaben von Gustavs Mutter. Ein bereits polizeibekanntes Individuum, welches zum Schein in Herzy's Diensten stand, hatte durch lange Zeit den Vertrieb der falschen Aktien besorgt; diese waren durch den Originalapparat hergestellt, unterschieden sich also in Nichts von den echten, nur daß dieselben Ziffern wiederholt werden mußten. Und dieser Umstand hatte auch wirklich zur Entdeckung geführt. Man erwartete mit Spannung noch weitere Geständnisse des kleinmüthigen und heimtückischen Helfers; denn noch hatten die Haussuchungen bei beiden Angeklagten keinen Erfolg gehabt, noch hatte man keine direkten Beweise für ihre Schuld aufgefunden.

Eben wollte sich Gustav in das Damenzimmer zurückbegeben, als von dort her ein lautes Halloh das Eintreten des Staatsanwaltes ankündigte. Staatsanwalt Liebeneier galt für einen scharfsinnigen Rabu-

listen; Gustav war sein Gegner nicht nur in seinem Beruf, Liebeneier bewarb sich sehr eifrig, freilich mit geringem Erfolg, um die Gunst Marien's.

Als Gustav hinter der Portiere zwischen Spielzimmer und Salon stehen blieb, war Liebeneier bereits von dem ganzen Schwarm umdrängt und von allen Seiten mit Fragen bestürmt, denen er die stolze Reserve eines eitlen, neuigkeitsreichen Mannes entgegenstellte.

„Also wirklich? Man hat auch schon die Mitschuldigen? Jemanden aus der Gesellschaft? Ist es ein Herr oder eine Dame?" — tönte es wirr durcheinander.

„Sachte, sachte!" lispelte der haarlose, feine, engbrüstige Staatsanwalt und strich wohlgefällig sein dünnes Bärtchen über den dünnen Lippen. „Ich darf ja nicht plaudern! Also meine Vermuthung ist richtig eingetroffen. Sieh, sieh! Ich hab' mir's wohl gedacht: Doktor Lenkow ist nicht hier . . . ."

Aller Blicke richteten sich auf Gustav, der todtenbleich einen Schritt vortrat. Der Staatsanwalt war der Augenwendung der Uebrigen gefolgt und wurde nun sichtlich verlegen.

Gustav aber fragte leise, doch ruhig und mit fester Haltung: „Warum vermutheten Sie meine Abwesenheit, Herr Kollege?"

— „Warum? Herzy hat seinen Freund, den scharfsinnigen Vertheidiger Doktor Lenkow, gewiß zu seinem Anwalt gewählt, und ich durfte glauben, daß Sie mit den Mitgliedern der Fälscherbande die species facti für das Plaidoyer aufnähmen . . . ."

Nach einigen mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, doch wie unter einem Alpdruck gewechselten Worten trennten sich die beiden Männer. Gustav stand allein. Er blätterte mechanisch in einem Poesie-Album und sah nicht hinein; sein Herz pochte, als sollte jeder Schlag

ihn tödten. Warum durchzuckte ihn Todesangst? Der Staatsanwalt hatte jene Worte mit so boshaftem, siegesgewissem Lächeln gesprochen; was bedeutete die Freude dieses feindlichen Menschen?

Fanny! Gustav erschrak; er glaubte den Namen laut gerufen zu haben, so deutlich hörte ihn sein inneres Ohr. Wahnsinn! Was hatten all' die schmutzigen Verbrechergeschichten mit dem Namen seiner Geliebten zu schaffen? Liebeneier sollte ihm Rede stehen.

Da stand Marie Holler neben ihm.

— „Bleiben Sie ruhig, lieber — Herr — Doktor! Um Gotteswillen beherrschen Sie sich! Der Staatsanwalt hat mir das Geheimniß mitgetheilt, um mir einen Beweis seines unbegrenzten Vertrauens zu geben, und einen Beweis Ihrer — — Ich will Ihnen Alles sagen, es ist besser, wenn Sie es gleich, wenn Sie es durch mich erfahren. Aber bleiben Sie ruhig, ich bitte Sie! Die Mitschuldige Herzy's ist — werden Sie sich fassen? — es ist die Zelten."

Um Gustav's Lippen schwebte ein starres Lächeln.

— „Vor einer Stunde," fuhr Marie fort, „hat Herzy's Diener eine Andeutung gemacht. Liebeneier selbst weiß das Alles noch nicht amtlich."

Gustav schloß die Augen; die Erde wankte, das Haus dröhnte. Als er die Augen wieder öffnete, wunderte er sich über sein Erwachen. Er schritt gemessenen Schrittes hinaus.

Franz reichte ihm den Rock. „Sie gehen schon fort, Herr Professor? Wollen Sie freundlichst an mich denken und an mein Ersuchen!" Gustav schritt weiter, ohne den Diener und dessen Hand auch nur zu sehen.

Aergerlich richtete sich Franz hinter ihm in die Höhe. „Er ist ja gar nicht Professor! Ich wollte, man hätte

diesen simplen Doktor eingesperrt, und den Herzy freigelassen. Es war doch ein nobler Herr!“

III.

Gustav hatte nur wenige Schritte bis zu Fanny's Wohnung. Sie ist ja unschuldig! rief es unaufhörlich in ihm und er nahm sich vor, unter Küssen sein Verbrechen zu sühnen, das Verbrechen, einen Moment lang an ihr gezweifelt zu haben.

Er fuhr zusammen, als er vor der Thür der Sängerin stand; mit welchen Gefühlen war er sonst hier erschienen und heute . . .

Er öffnete die Thüre und — ja, nun war Alles aus. Auf dem Sopha lag, den Kopf auf die Hände gepreßt, das schöne Mädchen; vor ihr war ein geöffneter Brief ausgebreitet. Fanny schaute zwischen den Fingern durch nach Gustav, dann stürzte sie mit dem Rufe: „Gustav, retten Sie mich!“ zu den Füßen des Mannes.

Gustav hatte die unpassende Erinnerung, daß ihn die Sängerin einst auf der Bühne durch einen solchen Ton in solcher Stellung zum ersten Male entzückt hatte.

Fest entschlossen, die Unwürdige zu verlassen, wankte er dem Ausgang zu.

„Gustav, retten Sie mich!“

Gustav mußte lange an der Brüstung der Treppe lehnen, um nicht zu stürzen; endlich kehrte er zu Fanny zurück. Diese war ihrem eigenen Schicksal ganz hingegeben, sonst hätte sie sich entsetzen müssen über die Veränderung in den Zügen ihres Geliebten; er sah häßlich aus.

— „Wenn ich helfen soll, muß ich Alles wissen, Alles!“ Er wußte ja jetzt, daß Fanny lügen konnte, mit diesen Augen lügen! Sie reichte ihm den Brief; während sich das Mädchen, beinahe vollkommen getröstet, an ihn schmiegte, las Gustav folgende Zeilen:

„Theuerste Fanny! Der oft gefürchtete Schlag hat mich getroffen. Ich bin verrathen. Dir soll kein Haar gekrümmt werden. Ich habe Dich wirklich lieb, aber ich bin verloren, armes Kind! Heirathe so rasch wie möglich Deinen guten Doktor Lenkow. Vernichte Alles, was Dich kompromittiren könnte, sei vorsichtig und behalte mich ein Bischen lieb. Der Ueberbringer ist zuverläßig.

A. H.“

Gustav warf Brief und Couvert in's Feuer.

— „Wo sind die kompromittirenden Gegenstände?“ fragte er rasch; er wurde immer kälter und ruhiger. Fanny wies auf ein Fach in dem eleganten Schreibtisch ihres Boudoirs; hier fand Gustav in einer kleinen eisernen Kassette einige Bündel der gefälschten Papiere.

— „Ist Ihr Mädchen verläßlich?“ fragte Gustav weiter.

— „Ich glaube nicht,“ sagte Fanny. „Sie weiß von nichts, denn so oft Herzy und sein Alex mich gemeinsam besuchten, geschah es heimlich. Ich mußte dann selbst die Hinterthür öffnen. Wissen Sie, die Thür, deren Schlüssel Sie einmal verlangten. Nicht wahr, ich konnte ihn Ihnen nicht geben?“

Gustav lachte bitter. „So werde ich die Kassette selbst hinwegschaffen.“ Er nahm seinen Hut und die Kassete.

— „Sie wollen mich verlassen? Bleiben Sie, Gustav, bleiben Sie!“

— „Ich bitte, mein Fräulein, keine leidenschaftliche Liebesszene jetzt, sondern eine kühle Berathungsszene zwischen Verschworenen. Das wichtigste Mittel zu Ihrer Rettung ist die Hinwegschaffung des corpus delicti. Im Uebrigen vertraue ich auf Ihre Kunst; wenn die Gerichtspersonen kommen, um die Hausdurchsuchung vorzunehmen, müssen Sie mehr entrüstet, als erschreckt, mehr unwissend, als unschuldig scheinen. Sie verstehen mich doch? Denken Sie, Ihr Regisseur gebe Ihnen Rathschläge für die entscheidende Szene im Stücke. So! ganz gut, vorzügliche Entrüstung. Sie spielen brav. Sie brauchen gar nicht zu sprechen. Sie können ja weinen! Ich komme wieder."

Gustav fühlte erst jetzt, als er das Gemach der Verbrecherin verließ, die Unmöglichkeit, seine That vor seinem Gewissen zu vertreten. Er, der Enthusiast des Juristenstandes, wurde Mitschuldiger einer diebischen Dirne! Und warum? Liebte er sie denn noch?

Gustav beabsichtigte, mit der doppelt schweren Last nach Hause zu fahren, um rasch wieder zu der Unglücklichen zurückzukehren; der Gedanke an seine Mutter hielt ihn davon ab. Die Räume, in denen ihr reiner Geist waltete, sollten nicht entweiht werden. Gustav schritt der nahen Brücke zu, über welcher ein dichter Nebel sich hin- und herschob; man hörte das hochgeschwellte Wasser rauschen und sah es nicht. Gustav stand lange still, dann warf er plötzlich die Kassette über das Geländer; und als sie seinem Gesichte durch den wogenden Nebel, der Schall seinem Ohre durch das Tosen der bunt durcheinander treibenden Eisschollen entzogen war, als der starke Mann, dessen pedantische Rechtlichkeit oft zum derben Spott seiner Kollegen geworden, nun ängstlich hinter dem bergenden Brückenpfeiler hervorsah,

ob das nächtliche Werk keinen Zeugen gehabt, — da wußte er sich am Ziele seines Lebens.

Noch immer stierte er hinunter in den Fluß, der bald die Nebel aus unheimlichem Dunkel zu ihm emporschickte, bald, wie aus der Tiefe eines Abgrundes, durch die zerrissenen Nebelschwaden zu ihm hinauf blitzte; er folgte mit seiner Phantasie dem Schatze der Verbrecher, der doch immer tiefer und tiefer sank, ein Pfand für die nächtlichen Gewalten. „Ich komme bald nach.“

Und warum nicht sogleich? War der Schmerz, der ihm das Herz zusammenklemmte, noch nicht groß genug? Mußte er auch noch den nächsten Tag erleben, den Hohn der Einen, das Mitleid der Anderen? Sollte er den Kummer der armen Mutter sehen, sehen, wie seine Qualen sich in ihren Augen spiegelten?

Aber ihren Ruf: „Gustav, retten Sie mich!“ konnte er nicht vergessen. „Narr, Du hast Dich für sie getödtet! Kannst Du nicht auch noch ein Weilchen für sie leben?“ — — — Als er wieder vor ihrem Zimmer stand, fand er den Eingang bewacht.

„Dacht' ich's doch, daß Sie sich beeilen würden, die schöne Zelten zu warnen,“ rief ihm der Kommissär entgegen. Gustav suchte vergebens nach einer Entgegnung. „Sie kommen zu spät, Herr Doktor,“ fuhr der Beamte fort, „wir sind schon in voller Thätigkeit, bisher ohne Erfolg. Sie können uns übrigens helfen, Herr Doktor, aber Sie dürfen nicht unterschlagen, was öffentliches Interesse besitzt.“

Gustav wollte ablehnen, als ihn ein bittender Blick der Künstlerin traf; er schien auf ein Fach hinzuweisen, das gewöhnlich ihre Korrespondenz enthielt.

„Hier,“ sagte der Kommissär, „fand ich Briefe privaten Inhalts, wie ich glaube, verwelkte Blumen,

verwelkte Gedichte, Sie wissen ja. Es wird dem Fräulein wohl angenehmer sein, wenn ein Freund seine, ich wollte sagen, ihre Korrespondenz durchstöbert!“

IV.

Ohne Gefühl für Alles, was in den Gemüthern der beiden jungen Leute vorgehen mochte, waltete der bequeme, nicht eben gewissenhafte Beamte seines Amtes, während Gustav mit zitternden Fingern in den Briefen wühlte. Diese Rose hatte er ihr einmal auf die Bühne geworfen, sie hatte dieselbe aus einem Berge von Kränzen herausgefunden und an die Brust gesteckt. Es war das erste Zeichen ihrer Gunst gewesen. Schon am nächsten Tage sandte er ihr diese, ja diese Verse; dann waren Briefe gefolgt und dann er selbst gekommen, ein täglicher Besucher geworden. War denn das Alles wirklich schon so lange her?

Inmitten seiner Briefe, Karten, Verse und Blumen lag ein kleines Päckchen von Papieren. Gustav glaubte, für jede Regung abgestumpft zu sein; nun aber überfiel ihn ein leiser, leiser Schmerz, der keine Fiber des ganzen Körpers unerschüttert ließ. Die Briefe waren von Herzy's Hand und nach dem Datum vier Jahre alt.

— „Haben Sie Etwas gefunden?“ rief der Kommissär herüber. Er hatte Gustav's Erregung bemerkt, wischte jedoch unbekümmert den Schweiß von seiner Stirn.

— „Nicht doch, nicht doch,“ antwortete der Vertheidiger, und das Päckchen verschwand in der Brusttasche seines Rockes. „Ein paar Verse, die ich nachlesen wollte.“

— „Lesen Sie, lesen Sie, Herr Kollege, sollten Sie etwa Ihnen bekannte Gedichte vorfinden, so mögen Sie dieselben immerhin lesen, meinetwegen auslesen.“ Der Kommissär sprach diese Worte in so scharfer Betonung. Hatte er den Diebstahl bemerkt? War Fanny verloren? Diese hielt noch immer das Tuch vor die Augen; ihre Bewegungen verriethen deutlich, daß sie ungeduldig zu werden begann.

Endlich glaubte der Beamte seiner Pflicht genügt zu haben. Er klagte über seinen harten Beruf, bedauerte den Ueberfall der Wohnung, die Störung, drückte seine Befriedigung darüber aus, daß er mit leeren Händen fortgehen müßte. „Es beraubt mich dies zwar Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft,“ scherzte er noch, „da ich sonst Ihre sofortige Verhaftung hätte vornehmen müssen. Gute Nacht, Kollege, gute Nacht! Trösten Sie das Fräulein.“

Draußen nahm der Kommissär den Doktor bei Seite. „Sie Vocativus, Sie haben es ja rasch gelernt. Ich hatte auf den ersten Blick Ihre Hand in allen Briefen dieses Schubfachs erkannt und bot Ihnen absichtlich Gelegenheit, Ihre eigenen, vermuthlich höchst überschwänglichen Briefe an die Zelten verschwinden zu lassen. Begreife, begreife Alles. Nu, nu, die Gefälligkeit ist gerne geschehen. Nicht wahr, eine Hand wäscht die andere? Also auf Revanche. Sie bleiben hier? Aha, begreife Alles. — Auf Wiedersehen, Herr Kollega!“ —

Der Vertheidiger blieb allein mit der Verbrecherin. — Fanny warf das parfümirte gestickte Tuch zornig in die Ecke des Sopha's; ihre Augen waren trocken. Dann erhob sie sich und mit jenem bezaubernden Lächeln der Unschuld, das er nur zu gut kannte, umschlang sie Gustav, lehnte ihr Köpfchen auf seine Schulter

und gab ihrem „Retter, ihrem einzigen, schönen Gustav, ihrem Geliebten“, tausend Liebesnamen. Gustav wand sich aus ihren Armen los; und als sie nun erst sein gramvolles Antlitz erblickte, da kam dem leichtsinnigen Geschöpf zum ersten Male der Gedanke, es möchte in diesem lieben, guten Doktor ein Geist hausen, den sie bisher nur in Romanen gefunden, den sie im Leben nicht begreifen konnte.

— „Hier sind Herzy's Briefe,“ sagte Gustav leise. „Verbrennen Sie dieselben vor meinen Augen und dann lassen Sie mich gehen.“

„Ich lasse Sie nicht,“ rief das Mädchen nun wirklich mit Leidenschaft. „Sie sollen diese Briefe lesen, mein Geständniß anhören, und dann — dann müssen Sie bleiben. Ich fürchte mich hier allein. Fast bin ich froh darüber, daß es so gekommen ist. Jetzt brauche ich Sie nicht mehr zu hintergehen; Herzy hat es mich gelehrt, damit Sie mein Bräutigam werden. Jetzt werden Sie mich nicht mehr heirathen können, dafür will ich Ihre Geliebte sein. Bisher waren Sie zu verliebt in mich.“

Gustav brach bei diesen Worten in ein konvulsivisches Schluchzen aus, das die lustige Schauspielerin aus der Fassung brachte. So weint kein Kind, so weint kein Weib, so weint ein Mann, dem man das Vertrauen aus seinem Herzen gerissen hat.

Sie ahnte also gar nicht, wie tief sie ihn verwundet hatte! Er war also nicht einmal einer herzlosen, schlauen Kokette zum Opfer gefallen, nein, einer herzensguten, unvernünftigen Dirne! Ein Verbrecher, ein nichtswürdiger Bube hatte mit seinem Herzen gespielt, wie ein falscher Spieler mit seinen Karten, wie ein Kind mit seinem todten Spielzeug, und in diesem Bubenspiele war er besiegt worden.

Gustav raffte sich auf und öffnete das Päckchen. Einen Brief nach dem andern durchflog er mit wild irrenden Augen, und über seine Schultern lächelte Fanny herüber und gab Erklärungen und Ergänzungen.

Was Gustav erfuhr, war in Kürze Folgendes: Vor mehreren Jahren hatte Herzy das kleine, unselbstständige Geschöpf aus einer vermögenden, aber ungeordneten Familie weggeführt. Die Bezeichnung Entführung wäre zu romantisch für den ganzen prosaischen Handel gewesen. Als sich der Mangel meldete, ging das Mädchen zum Theater, ihr Geliebter in die Residenz; beide fest entschlossen, quand même ihr Glück zu machen. Das Mädchen war hübsch und talentvoll, der Mann klug und ehrlos; so sollte es glücken. Bald ließ Herzy das Mädchen in die Residenz nachkommen, wo sie schon seit vielen Monaten durch ihr wirkliches Talent, durch die geschickte Reklame ihres Freundes unterstützt, ein kleiner Liebling des Publikums war. Herzy hatte sich auf großem Fuße eingerichtet; die Mittel wußte er sich anfangs durch gewandte, später durch verbrecherische Spekulationen zu verschaffen.

Aus dem ganzen Briefbündel sprach eine solche Herzensöde und ließ auf eine solche geistige Armuth der Adressatin schließen, daß Gustav mehr als einmal innehielt, um dieses fremde Wesen anzusehen. Er versuchte es, sie mit den Augen ihres Herzy zu betrachten, und schauderte. Hatte sie auf die rückhaltlosesten Ergüsse seines ehrlichen Herzens, auf die höchsten Schwärmereien seiner begeisterten Seele jemals anders geantwortet, als mit dem leeren Lächeln einer hungrigen Tänzerin? Und er, er hatte dieses blödsinnige Lächeln bezaubernd finden können, weil es ein paar gesunde Zähne zeigte. Auch jetzt wieder erschien das unerträgliche Lächeln. Gewohn-

heit war's, wie bei der Tänzerin, vielleicht auch nur Leichtsinn.

Fanny zeigte keine Spur von Reue; es war, als hätte die Natur sie nur mit Instinkten ausgestattet, als wären ihr die Gefühle der zivilisirten Menschheit fremd.

Sie hatte keine Angst vor einer Entdeckung; Herzy würde sie nicht verrathen.

Als Gustav ihr mittheilte, jener Mensch, den sie Alex nannte, habe ihren Namen genannt, war sie so überwältigt von Entsetzen, daß sie unmittelbar von dem Gefühl ruhiger Sicherheit zu der Todesangst eines ertappten Mörders übersprang. „Hilfe, Gustav!" rief sie bei dem ersten Worte dieser Mittheilung. „Hilfe, sie wollen mich tödten, ich will nicht sterben!"

Gustav mochte nicht länger verweilen.

— „Sie wollen mich preisgeben, Gustav? Auch Sie können so falsch sein?" rief sie angstvoll.

— „Sie sollen ohne Strafe davon kommen, wenn Sie klug sind und wenn Herzy bei seinem Schweigen beharrt. Ich will Ihre Vertheidigung übernehmen und bin meines Sieges fast sicher."

An der Thüre wandte er sich noch einmal zu dem Mädchen um. „Ich will, daß auch die öffentliche Meinung Sie freispreche. Fräulein Fanny Zelten, ich werde Sie von heute an meine Braut nennen."

Fanny war allein und sann und sann. Umsonst — dieser Mann blieb ihr ein Räthsel. —

Zwei Tage später war der Prozeß Herzy-Zelten die große „Sensation" der Zeitungen; das Blatt der Adelspartei verknüpfte mit besonderem Behagen in äußerst pikanter Weise die Person des Vertheidigers mit der Biographie der beiden Angeklagten und bedauerte zum Schlusse, daß „der allezeit siegreiche, scharfsinnige

Doktor Lenkow, der ehrenwerthe Sprecher der ehrenwerthen Liberalen, durch die Macht des Schicksals zur Führung einer Rechtssache verurtheilt sei, die keinem Betheiligten Freude bereiten dürfte."

Dieses Blatt brachte aber an demselben Tage unter seinen Familien-Anzeigen, gleich allen anderen Journalen der Residenz, die Worte:

Fanny Zelten,
Dr. Gustav Lenkow,
Verlobte.

V.

Gustav überschätzte die Wirkung seines Namens nicht, wenn er durch die Verlobungs-Anzeige die öffentliche Meinung zu gewinnen hoffte. Noch am Tage zuvor zweifelte Niemand an der Mitschuld der Zelten; ja es gab sogar Neider genug, die den makellosen Charakter des jungen Advokaten durch schlau erfundene Kombinationen anzugreifen suchten, Neider, welche den Vertheidiger, wenn nicht zum Mitwisser, so doch zum Dupe des Verbrecher-Kleeblatts stempeln wollten. Man glaubte dies nicht, aber man duldete eine solche Sprache, weil auf den Geliebten der Zelten nun doch schon das häßliche Licht der Skandal-Chronik gefallen war. Aber so mächtig war die allgemeine Werthschätzung des unglücklichen Gustav, daß, als die Verbindung des Paares so offenkundig, so demonstrativ zum Nachdenken über den Zusammenhang aufforderte, es in der Residenz nur eine Stimme gab: die Zelten mußte schuldlos sein. Daß sie der ehemalige Anbeter auch dann noch beschützte, als sie vor der Gesellschaft

gebrandmarkt dastand, das wäre noch zu begreifen gewesen; daß aber ein Mann, wie Doktor Lenkow, ein solches Geschöpf aus Liebe heirathen, daß er es nach der Entdeckung noch lieben könnte, — — — lächerlich. Es that der Gesellschaft leid, doch es blieb nichts Anderes übrig: die Zelten mußte schuldlos sein.

Zuerst hatten Einzelne versucht, die Verlobungsanzeige als einen „göttlichen Scherz“ eines Spaßvogels aufzufassen; aber Doktor Lenkow widersprach nicht, nahm Glückwünsche an, auf Ehre! sie mußte schuldlos sein.

Ungern fügte sich die Gesellschaft einer Stimmung, welche immerhin nur ein freiwilliges Opfer war, das sie der Achtung für Gustav brachte; aber sie fügte sich endlich und nach wenigen Tagen wurden Wetten auf Freisprechung der Zelten nicht mehr angenommen. Es wettete Niemand mehr gegen sie.

Außer den Betheiligten waren nur noch zwei Personen fest von Fanny's Mitschuld überzeugt, die beide unter dem äußersten, wohl durchschauten Schritte unsäglich litten, den Gustav zu deren Rettung unternommen hatte; Frau Lenkow und Marie Holler blickten auf die Sängerin mit einem zu bittern Gefühl, um nicht scharfsichtig für die geheimen Motive des ganzen Spieles zu sein.

Die der Welt sichtbare Situation Gustav's war schon eigenthümlich genug, um sein unruhiges Wesen während der Untersuchungszeit zu rechtfertigen. Sich für den Bräutigam eines Mädchens an demselben Tage erklären zu müssen, an dem sie verhaftet werden soll! Wie natürlich, daß er sich von jeder Gesellschaft zurückzog, daß er im Kreise seiner Berufsgenossen selten und dann düster und verschlossen erschien. Er nahm Urlaub,

verwies die Klienten, deren Prozeß in Schwebe war, an seine Kollegen. Das war zum Mindesten excentrisch, bah, am Ende! der arme Mann! Er hatte wohl andere Dinge zu denken, als ob Hinz wegen des dreizehnten Diebstahls einige Monate mehr oder weniger büßen mußte, ob Kunz in der landesüblichen Rauferei blos mit den Fäusten oder auch mit dem Stocke zugeschlagen hatte. So urtheilte man. Und Niemand ahnte, wie furchtbar besonnen diese Entschlüsse in Gustav's durchwühltem Gemüthe heranreiften, Niemand ahnte, daß Gustav sich seit seinem wortbrüchigen Eingriff in das Walten der Gerechtigkeit für unwürdig hielt, ihr ferner zu dienen. Das Begonnene wollte er vollenden, und dann .... sterben? schlafen? — Er saß die langen Tage in seinem Arbeitszimmer; bald stierte er das Bild an, das er so wenig zu vernichten wagte, als das Mädchen selbst; bald brütete er über den Akten seines letzten Prozesses.

Frau Lenkow sah stumm, wie das in ernsten Zeiten ihre Art war, dem Wesen ihres Sohnes zu; sie fragte nicht, sie klagte nicht. Nur wenn sie sich unbemerkt wußte oder glaubte, konnte sie wohl die Hände ringend in ihrer Stube auf- und niedergehen.

Sie litt unter den ungeschickten oder böswilligen Fragen, welche die sich häufenden Besucher mit unerbittlicher Neugier an sie richteten; Gustav wurde einmal Zeuge einer solchen Inquisition und beschloß, seine Mutter den Martern dieser Umgebung für einige Zeit zu entziehen. Er war froh, einen Vorwand gefunden zu haben, dieselbe auf das Land zu ihrem wackeren, theilnehmenden Bruder senden zu können.

Frau Lenkow gehorchte; nur eine Frage wollte sie an ihren Sohn noch stellen. Sie verschob sie bis zum Momente des Abschieds.

— „Nicht wahr, Gustav, Du weißt, daß Fräulein Zelten Deiner unwürdig ist?“

— „Sie wird niemals mein Weib werden,“ gab Gustav rasch zur Antwort. „Ich bin nur ihr Vertheidiger, aber ich vertheidige sie mit allen Mitteln.“ —

In wenigen Tagen sollte die Schlußverhandlung stattfinden. Gustav hatte noch zwei Aufgaben zu lösen, er mußte seine Vertheidigungsrede ausarbeiten, und er wollte eine wissenschaftliche Arbeit beschließen, welche in den letzten Jahren in seinem Kopfe gereift war und nun in beinahe ununterbrochen aneinander schließenden Bruchstücken vor ihm lag. Er war darin für eine kühne Forderung eingetreten: die verhängnißvolle Unterscheidung der Rechtskundigen in Ankläger, Richter und Vertheidiger sollte für immer aufhören, der Staat sollte nur eine einzige Klasse von Männern des Rechts kennen, welche in gesetzlich festgestelltem Wechsel bald die Funktionen des Einen, bald die des Andern übernehmen sollten.

Er las den letzten Abschnitt; hier hatte er zu überzeugen gehofft. Bei der Schilderung der segensreichen Folgen dieser Neuerung hätte er gern das Feuer, das ihn beseelte, in die Sprache seiner Arbeit hineingelegt. Wie schrumpfte seine reformatorische Idee jetzt plötzlich zu so beschämender Kleinheit zusammen; wie schülerhaft, wie kindisch gebärdeten sich nun seine Beweise, seine Voraussetzungen — waren es wirklich nur Phrasen? Bitter lachte er vor sich hin.

— „Und wenn mein Vorschlag auch wirklich von Segen werden und wenn er wirklich in dieser aller neuen Ideen nachhinkenden Narrenwelt zum Leben erstehen könnte, bevor andere Bedürfnisse andere Reformen erheischen, — und wenn ich auch unser ganzes Rechtsleben nach erhabenen Normen, wie sie mir oft ungreif-

bar vorschwebten, zu einem einheitlichen herrlichen Tempel aufbauen könnte, wozu die Mühe, wozu der Eifer? Der Schwärmer wird immer der Gefoppte bleiben! Kann ich denn Menschen erschaffen, die auch nur einen Moment ihres beschwerlichen Lebens für etwas Anderes denken und leben, als für ihr eigenes, kleines, häßliches, unzuverläßiges Ich? Kann ich denn auch Menschen erschaffen, die im Durchschnitt gar so viel besser sind, als ich? Menschen, die das Erhabenste fühlen und wollen, wie ich, und die nicht vor einem hübschen Auge im Schlamme niederknieen und ihre Gottheit verleugnen? Wir Menschen sind unsern eigenen Kopf nicht werth! Was wir erdenken, können wir nicht schaffen — fort damit!“

Und die Flamme, welche die Gedankenarbeit dieses armen Menschen verzehrte, fuhr so lustig durch den Rauchfang, als hätte sie gewußt, daß sie aus einem zerstörten Menschenleben emporstieg.

VI.

Noch starrte Gustav in die Flamme, welche nach der Vernichtung des Buches in sich zusammensank; da pochte es leise.

Auf Gustav's mechanisches „Herein“ öffnete sich die Thüre, und vor dem erschreckten jungen Manne stand Marie Holler. Die verweinten Augen blickten zu Boden, ihr Antlitz war blaß, trotzdem man ihm die Scham wohl ansah; das Mädchen drohte umzusinken. Gustav ließ sie niedersitzen und fragte theilnehmend nach der Veranlassung des Besuches.

Marie schwieg noch eine lange Weile; endlich schlug sie die großen Augen zu dem Manne auf, der in achtungsvoller Haltung vor ihr stehen geblieben war, und als ob sie aus seinem Anblick frische Kräfte geschöpft hätte, so kehrte rasch Leben und Entschlossenheit in ihre Züge zurück.

— „Ich brauche vor Ihnen die Kühnheit nicht zu entschuldigen, welche mich zu so später Stunde allein einen Herrn besuchen läßt. Es war meine Pflicht, Sie aufzusuchen, und Sie sind ein Ehrenmann.“

Gustav schwieg und küßte die feine Hand Mariens.

— „Nicht meinetwegen kam ich hierher. Meine Mittheilung betrifft Sie selbst, Herr Doktor. — Sie haben großmüthig, wie immer, die Vertheidigung von Fräulein Zelten übernommen, Sie haben die Angeklagte zu Ihrer Braut gemacht. Ich wünsche gewiß mit Ihnen, daß die Unschuld Ihrer Braut sonnenklar aus der Untersuchung hervorgehe, ich werde dem Staatsanwalt meine Beobachtungen nicht überliefern.“

— „Ihre Beobachtungen? Was . . .“

— „Einen Beweis der Schuld könnte ich liefern und habe bisher geschwiegen. Dieses Schweigen könnte jedoch ein Verbrechen gegen Sie werden, wenn ich bis morgen Abend wartete; darum mußte ich heute noch mit Ihnen sprechen. Mögen Sie mir welche Motive immer zumuthen, wenn ich Ihr Vertrauen auf Fräulein Zelten zu erschüttern suche; sie mag frei ausgehen, Sie aber sollen Ihre Geliebte kennen lernen.“

Was wußte Marie? War Fanny trotz alledem noch in Gefahr? War sie nicht mehr zu retten?

— „Ich habe oft nach der Wohnung von Fräulein Zelten geblickt; sie wohnte ja leider uns gegenüber! Ich habe Herzy und noch einen Andern, den ich nicht kannte,

mehrere Male in jeder Woche, oft in später Nacht-stunde, bei Fräulein Zelten eintreten sehen."

In ruhigerer Stunde hätte Gustav sich um die Gefühle gekümmert, welche das stille Mädchen zu einer so beschämenden Rolle, zu der heimlichen Beobachtung, verleiteten; jetzt dachte er nur an Fanny. „Und weiß Jemand außer Ihnen von diesen nächtlichen Besuchen?"

— „Niemand außer mir achtete darauf," antwortete das Mädchen erröthend.

— „Und Sie haben nie und zu keinem Menschen von dieser Entdeckung gesprochen?"

— „Nie und zu keinem Menschen!"

— „Führen Sie, — verzeihen Sie meine Kühnheit, liebes Fräulein Marie, — führen Sie kein Tagebuch, dem Sie anvertrauten, was Sie gesehen hatten. Ja? Verbrennen Sie es noch heute!"

— „Ich werde es noch heute verbrennen."

Gustav athmete auf; wieder war eine Gefahr abgewendet.

Marie aber sah ihn so traurig an, als hätte er nun die ganze Sündenlast der Schauspielerin auf ihre reine Seele gelegt.

„Herr Doktor," sprach sie nach kurzer Pause beinahe rauh, „meine Meldung ist zu Ende und ich sollte nicht länger bei Ihnen verweilen. Aber Sie nahmen diese Nachricht so seltsam auf, daß ich Schlimmes befürchten muß. Wenn Sie, wie ich deutlich sehe, von der Mitschuld der Zelten überzeugt, dennoch, von irgend einem phantastischen Motiv getrieben, ihr Ihre Hand reichen wollen, dann bin ich mit meiner Mittheilung in das falsche Haus gerathen, dann will ich die Diebin bei Gerichte denunziren."

— „Das werden Sie nicht thun, Marie! — Schonen Sie das Mädchen!"

— „Schonung für die Zelten?" lachte Marie mit wilden Blicken, die man ihren sanften Augen nicht zugetraut hätte. „Schonung für dieses Geschöpf? — Ich könnte sie ohne Mitleid als Hexe verbrennen sehen; denn unnatürlich ist der Zauber, den diese Zelten auf einen Mann wie Sie auszuüben vermag. Ich will zu den Gerichten gehn; vielleicht verschwindet ihr Zauber auf der Anklagebank!"

— „So gehen Sie, gehen Sie und verderben Sie das Mädchen, aber mich mit ihm; denn ich, ich bin der Mitschuldige dieser Fälscherbande." Schon schämte sich Gustav, zu dieser Lüge seine Zuflucht genommen zu haben. Sie kam ihm linkisch genug über die Lippen und Marie schaute Gustav mit dem Ausdrucke tiefen Bedauerns an.

— „Achten Sie mich nicht höher," sprach sie, „als irgend eine Fremde, die Sie mit so schlecht erfundenen Märchen verstummen machen könnten? Sie sind keiner unehrenhaften Handlungsweise fähig."

Gustav athmete auf. Er mußte für seine Lüge um Verzeihung bitten, und erzählte Alles, was auf seiner Seele lastete. Marie hörte in beinahe freudiger Bewegung zu, wie ein guter, mitfühlender Beichtiger; nur ein Weib kann einem Manne die Leiden so aus der Seele lesen, nur ein Weib kann so absolviren.

Sie fragte noch: „Lieben Sie dieses Mädchen noch immer?"

Gustav kniete vor Marie. „Ich schäme mich meiner todten Gefühle. Darum muß ich sterben, wenn sie gerettet ist!" —

Eine kleine Hand ergriff Gustav's Rechte, warme Lippen preßten sich in einem langen, langen Kuß auf seine Stirn, — dann war er allein.

Er wußte nun, daß dieses liebe Mädchen, dem er im Grunde seines Herzens zugethan war, daß ein reines Wesen ihn liebte; seine Zuneigung zu ihr glich zwar nicht der stürmischen Leidenschaft, deren er fähig war, — doch wie glücklich hätte nicht ein Leben mit einer solchen Gattin werden können! Und wie glücklich hätte er nicht seine Mutter gemacht, durch eine Verbindung mit ihrem Liebling. Seine Mutter! Nein, an sie durfte er nicht denken, sollte er den Muth nicht verlieren, dessen er bedurfte.

Und was war es denn, was ihn in den Tod trieb? Wahrhaftig, ein Phantom nur, das hochmüthige Pochen auf die unbefleckte Ehre.

Aber hatten nicht Tausende seiner Kollegen seit jeher und immer so gehandelt, wie er dies eine Mal? Und mußte gerade er es so tragisch nehmen? Der Frühling wird wiederkommen und er, so jung . . .

Es schlug Mitternacht; Gustav mußte alle andern Gedanken niederkämpfen, um seine Rede für die morgige Verhandlung auszuarbeiten. Er wollte es nicht wagen, wie sonst, ohne Vorbereitung zu sprechen.

Es war heller Tag, als Gustav die Feder aus der Hand legte; noch einmal überflog er die wohlgebaute Rede und sein Verstand war zufrieden. Gustav wußte nun aber auch, was ihn in den Tod trieb; er glaubte, einen Beruf verachten zu müssen, der im Dienste der Lüge wie der Wahrheit gleiche Macht bewies.

VII.

Es dunkelte schon, als die Verhandlung sich ihrem Ende zuneigte. Der ehrenwerthe Franz der Diener im Holler'schen Hause, weidete seit dem Morgen sein

ausgebildetes Interesse für Kriminalsachen an den einander drängenden spannenden Momenten des Prozesses. Die Angeklagte war an ihres Bräutigams Arm im Saale erschienen und hatte an seiner Seite mit freundlichem Gruße an Bekannte Platz genommen. Doktor Lenkow hatte im Laufe des Tages sich selbst übertroffen; Alex wurde durch geschickte Kreuzfragen so lange gereizt, bis sein voller Zorn sich gegen Gustav und Fanny wandte, und den Geschworenen seine Aussage als von seinem Hasse diktirt erscheinen mußte; Gustav's eigenes, mehr als achtungsvolles Benehmen gegen seine Klientin übertrug sich langsam auf die Richter und wohl noch nie hatten diese in so eleganten Formen mit einem Angeklagten verkehrt, wie heute.

Herzy hatte bei seinem ersten Verhör, als ihm Alex's Aussage bezüglich der Mitschuldigen vorgehalten worden war, den intimen Verkehr mit Fanny nicht geleugnet, zugegeben, daß er sie oft in später Nachtstunde besucht hätte (er glaubte das ohnehin verrathen), nur gegen ihre Mitschuld hatte er protestirt. Nun blieb er nothgedrungen bei dieser Aussage; nur Gustav bemerkte den Blick „Sei klug!", den Herzy dabei zu Fanny hinüberwarf, Alle aber sahen deutlich, wie Fanny hilfesuchend zu Gustav emporschaute. Diese nicht ganz aufgeklärte Thatsache betonte nun der Staatsanwalt in der Schlußrede mit seiner dünnen Stimme besonders boshaft. „Wenn der Herr Vertheidiger der Fanny Zelten diese späten Besuche ebenso harmlos findet, wie alles andere Verdächtigende, so werden dieselben gewiß dem Herrn Bräutigam des Fräulein Zelten minder harmlos erscheinen. Solche Besuche sind sonst Privatangelegenheiten; hier ist es von öffentlichem Interesse, festzustellen, daß Herzy eingestandener Maßen am Tage der Entdeckung gegen Mitternacht

von der Zelten kam, daß er wenige Stunden darauf verhaftet wurde, und daß der Herr Vertheidiger sich kurz darauf zu ihrem Bräutigam erklärte.“ Alles blickte nach Gustav; dieser erröthete nicht, zürnte nicht, er lächelte, als hätte er für diesen Theil der Anklage eine Ueberraschung bereit.

Die Vertheidiger von Herzy und Alex hatten gesprochen und Gustav begann sein Plaidoyer. Seine Freunde waren mit ihm nicht zufrieden; er war nicht herzlich, der Vortrag nicht der freie, der den Doktor Lenkow früher zum Liebling der Richter und Zuhörer, zum Schrecken der Journalisten gemacht hatte. Wie die Rede selbst ein oratorisches Werk, so war sie auch in einer studirten, pathetisch hallenden Weise gesprochen; man konnte auf den Gedanken verfallen, er wollte den Journalisten jeden Satz in die Feder diktiren.

Er fuhr in seiner Rede fort. Jetzt kam er zu der heiklen Angelegenheit. „Ich weiß nicht, aus welchem Grunde geckenhafter Eitelkeit Herr Herzy sich durchaus für einen Freund einer Dame vom Theater — welcher, ist ihm wohl gleichgültig, — ausgeben will; es würde dem Charakter dieses Menschen, der bei einem verbrecherischen Handwerk die Manieren der guten Gesellschaft pflegte, wohl entsprechen, sich solche Alluren zu geben. Jeder Lump redet so, wenn er in seinen Kreisen für einen Gentleman gelten will. Doch kann Herzy's Behauptung von dieser Erwägung allein nicht entkräftet werden; die Vertheidigung müßte den Gegenbeweis durch Jemand zu führen suchen, der an jenem Abende und zwar allein bei Fräulein Zelten zu Besuche war und dieser Jemand existirt, es war der Bräutigam des Fräulein Zelten, ich selbst.“

In lautem Beifallsklatschen entlud sich die all-

gemeine Spannung der Zuhörer; diese Antwort hatte man erhofft. Niemand bemerkte die Leichenblässe auf Herzy's Wangen, Niemand achtete auf seine leidenschaftlichen Bewegungen, bis er, plötzlich aufspringend, dem Vertheidiger in's Wort fiel.

„Das ist zu viel und nun will ich reden!" So schrie Herzy mit verzerrtem Gesicht. Wer kann sagen, was indessen im Gemüthe dieses Menschen vorgegangen war; er war anfangs gutmüthig genug gewesen, Fanny retten zu wollen, jetzt aber glaubte er wohl, er rette sie nicht für sich, er rette sie für Gustav, und plötzlich erwachte in ihm eine Eifersucht, die seine Geliebte lieber verderben als dem „guten Doktor" überlassen wollte. „Ja, ich will Alles entdecken, denn die Dreistigkeit dieses Doktor Lenkow geht zu weit. Ich bitte, es zu Protokoll zu nehmen! Alles, was mein Mitangeklagter ausgesagt hat, ist wahr! Fanny Zelten war meine Geliebte und bei ihr hatten wir unsere gefälschten Aktien verborgen. Ich kam zu ihr, wenn Doktor Lenkow sie verließ. An jenem Abend vor meiner Verhaftung, zu der bezeichneten Stunde, zwischen zehn und elf Uhr, war ich bei ihr und nicht dieser Doktor Lenkow, den wir zusammen verlachten!"

Todtenstille herrschte im Saale. Gustav hörte eine Legion Geister rings umher ihn höhnen und Ohnmacht über ihn werfen, er sah nicht, wie Marie Holler seiner armen Mutter einige Worte zuflüsterte, wie sie dann das Auditorium verließ und nach wenigen Augenblicken im Gerichtssaale erschien. Er bemerkte sie erst, als sie mit jener rauhen Stimme, welche er schon einmal aus diesem zarten Körper vernommen hatte, die Stille unterbrach.

— „Herr Präsident, ich wünsche in diesem Prozesse Zeugenschaft abzulegen."

Auch sie! Auch sie wendet sich gegen ihn!

— „Ich habe,“ fuhr Marie Holler mit fester Stimme fort, „zu der Stunde, um welche es sich handelt, von meinem Fenster aus Herrn Doktor Lenkow allein bei Fräulein Zelten gesehen. Da ich sehe, daß meine Aussage von Wichtigkeit ist, halte ich es für meine Pflicht, mich zur eidlichen Erhärtung bereit zu erklären.“ —

Das einstimmige Verdikt der Geschworenen sprach Fräulein Zelten schuldlos. Die Leute applaudirten, die Richter, die Journalisten, die Zeugen glückwünschten, — Fanny lächelte nur immer, lächelte noch, als Gustav ihr den Arm reichte, um sie durch die drängende Menge zu geleiten.

Als der Wagen vor dem Wohnhause Fanny's hielt, hüpfte diese arglos voran, als erwartete sie, Gustav würde ihr folgen.

Da brach dieser endlich sein Schweigen. „Wir haben nichts mehr mit einander zu thun, Fräulein Zelten. Ich kann Ihnen nicht weiter nützen. Adieu!“

Dem Mädchen schossen die Thränen in die Augen.

— „So wollen Sie mich verlassen, nachdem Sie mich für's Leben verpflichtet haben? Sie brauchen mich ja nicht zu lieben!“

Gustav wollte gehen.

— „So nicht!“ rief Fanny in häßlichem Ton aus nun wirklich gequältem Herzen. „So nicht! Sie dürfen mich so nicht verachten!“ —

Gustav ging, ging, ein Träumender, ohne des Wegs zu achten, ohne zu denken, ziellos. Als er sich auf der Brücke befand, an derselben Stelle hinter dem bergenden Brückenpfeiler, wo er einst sein erstes Verbrechen begangen, hielt er inne. Er

lächelte pfiffig wie ein Narr; er hatte erwartet, hier anzulangen, aber absichtlich war er nicht hergekommen, — bewahre!

Schon stand er auf dem schmalen äußern Brückenrande. Er zog ein Pistol hervor und blickte hinunter; das Wasser stand viel tiefer als in jener Nacht — ob es wohl ganz versiegen würde? Dann würden sie den Vertheidiger und die Cassette bei einander finden. Gustav lachte.

Schon setzte er das Pistol an die Stirn, da hörte er ein leises Schluchzen. Hundert Schritte von ihm entfernt lehnte eine junge Dame an der Brüstung; ihre Haltung, ihr Aussehen verrieth selbstmörderische Absicht. „Ei, ich finde ja Gesellschaft!“ Da blickte sie auf, beugte sich weit über — — — es war Marie Holler.

Einen Augenblick später stand Gustav neben ihr und zog die Unglückliche trotz ihrem Sträuben von der Brüstung hinweg.

Als die beiden Menschen in der Morgendämmerung die einsame Brücke verließen, bemerkte Marie das Pistol in Gustav's Hand; unter Thränen lächelnd nahm sie es an sich und warf es in den Fluß. —

Weit, weit weg von seiner Heimath in einem kleinen rheinischen Städtchen lebte in angestrengter Thätigkeit der Privatgelehrte, Doktor Gustav Lenkow. Wenige Jahre waren vergangen, er war stark gealtert.

Zweimal schon hatte er die Berufung auf den Lehrstuhl einer Universität abgelehnt. Heute hatte er einen dritten Antrag endlich angenommen.

Seine schöne, ziemlich starke Frau — Frau Marie Lenkow, geborene Holler — saß am Schreibtisch und schrieb fleißig an einer Abhandlung über „Re-

form des Strafrechts", welche ihr Gatte ihr in die Feder diktirte. Sie hatte verlangt, Sekretärdienste leisten zu dürfen bei der Wiederherstellung der großen Arbeit, welche Gustav in jener Nacht verbrannt. Gustav, der, lebhaft im Zimmer umherwandelnd, diktirt hatte, blieb stehen.

—„So, und jetzt ist es genug, Frau Sekretär! Mama ist schon lange zur Ruh gegangen."

—„Zu dienen, Herr Doktor," lächelte Marie. „Und morgen fahren wir in der Arbeit fort, nicht wahr? Sie sind doch mit mir zufrieden, Herr Doktor?"

—„Marie, Du mein Schutzengel!"

* * *

Als ich die kleine Geschichte zu Ende geleseu hatte, hörte ich im Nebenraum lautes Reden und Gläserklingen. Konnte ich mich fortschleichen, wie der Professor es mir gestattet hatte? Ich blieb lange in seltsamer Aufregung in der stillen Arbeitsstube sitzen. Endlich stand ich auf und öffnete die Thür zum nächsten Zimmer, wo meine bevorzugten Kollegen mit L . . . um einen runden Tisch saßen und einer Erdbeerbowle zuspachen.

Ich schämte mich einzutreten. Aber schon hatte der Professor das Geräusch vernommen und kam zu mir heran. Haben Sie eine Frage an mich zu stellen, lieber Morris?" fragte er und seine jugend frischen Augen glänzten.

„Ich wollte fragen, Herr Professor, ob . . . ob Sie selbst . . . ich wollte fragen, wer der Held Ihrer Geschichte ist."

„Vielleicht ich, vielleicht einer meiner Freunde. Das geht Sie nichts an! Wollen Sie aber bei uns

bleiben und künftig ein Mitglied der Tafelrunde sein, so nehmen Sie Platz neben uns."

Und er reichte mir die Hand. Ich preßte sie heftig und trat an seiner Seite zu meinen Collegen.

Lustig rief L . . . in die Stube seiner Frau hinein. „Ich bitte Dich, Marie, noch ein Glas. Wir haben einen neuen Hausfreund gewonnen. Lieber Morris, Sie brauchen hier keine Umstände zu machen. Die Kerls hier haben Alle ihren schlimmen Tag gehabt, an dem ich ihnen meine moralische Geschichte zu lesen geben mußte. Seitdem sind sie erst recht meine Schüler geworden. Ihr Alle habt ein Recht an mich, an meine Wissenschaft, an meine Lebenserfahrung und an meine Bowle."

So kam es, daß ich der Jurisprudenz treu blieb.

„Ich habe niemals," sagte die Baronin, „mit Damen vom Theater Umgang gehabt. Sind sie alle solche Geschöpfe wie die Fanny Zelten?"

Die Herren lächelten und selbst Herr v. Hagau sah sich genöthigt, die Anschauungen der Baronin zu berichtigen.

„Ich glaube nicht," fügte Ungelt hinzu, „daß es irgend einen Stand giebt, der sich durch besonders schlimme und besonders gute Charakter auszeichnet. Die Menschennatur ist überall dieselbe; unter den Engeln hat es gefallene gegeben und die Teufel sind bekanntlich oft gut und dumm.

Elsa. Dennoch muß es mit Komödiantinnen nicht ganz geheuer sein. Selbst heutzutage, wo sie in Berlin zu der besten Gesellschaft zugezogen werden, spricht man in einem eigenthümlichen Ton von ihnen.

Ungelt. Es geschieht ihnen bald zu viel, bald zu wenig Ehre. Das finde ich auch. Oeffentlich werden sie wie Fürstinnen gefeiert und hinter ihrem Rücken gebraucht man einen Ton wie von den Letzten. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung . .

Niello . . Die sich vielleicht daraus erklären läßt, daß noch nicht viel Zeit seit ihrer Emanzipation vergangen ist. Die Emanzipation — ein gräuliches Wort — ganzer Menschenklassen hat immer die peinliche Folge, daß die Emanzipirten im ersten Sturm des neuen Freiheitsgefühls nicht allein die

alten Fesseln von sich werfen, sondern ihre vornehmsten Befreier gleich dutzen wollen.

Ungelt. Das mag wahr sein. Es trifft wenigstens auf jene äußerst zahlreiche Klasse von Emanzipirten, auch auf die Juden, vollkommen zu.

Frick. Auch Sie, Ungelt? Giebt es denn in diesem Jahre keinen Ort, wo man vor der Judenfrage und ihren Advokaten sicher ist?

Ungelt. Judenfrage? giebt es denn noch eine? Die ist ja eben durch die rechtliche Gleichstellung beantwortet. Das gegenwärtige Geschrei ist die Stimme des Pöbels, der sich der Gleichstellung widersetzt hätte, wenn er gefragt worden wäre. Wenn ein einzelner Mensch sich arrogant benimmt, so weise ich ihm die Thür, ob er Jude ist oder nicht. Daß aber wirklich viele Juden uns durch die Aeußerung ihrer Ungeduld, an die ersten Plätze zu kommen, verletzen, ist eben eine Folge ihrer zu jungen Emanzipation. Man hat sie Jahrhunderte lang in barbarischer Weise unterdrückt. Nun plötzlich heißt es: alle Menschen sind einander gleich! Da treten nicht allein die Bedeutenden unter ihnen hervor, und überraschen uns mit der Thatsache, daß sie sich durch nichts als vielleicht durch eine krumme Nase von uns unterscheiden. Nein, auch der Pöbel drängt sich heran und ist böse, wenn er abgewiesen wird. Die rechtliche Seite der Angelegenheit ist wirklich geordnet. Die Gleichberechtigung ist gesetzliches Eigenthum der Juden und wer sie antastet, begeht ebenso ein Verbrechen, wie mit einem andern Diebstahlsversuch. Anders liegt die soziale Seite. Niemand kann gezwungen werden, gerade unter den Juden seine persönlichen Freunde zu suchen. Jedem von uns steht es frei, je nach der Konfession eines

Menschen sein Betragen gegen ihn einzurichten; wie es auch einem Jeden frei steht, seine Bildung bei den Marktweibern zu suchen.

Hagau. Machen Sie denn gar keinen Unterschied zwischen civilisirten und uncivilisirten Juden?

Ungelt. Nein; nur zwischen civilisirten und uncivilisirten Menschen. Ob einer daneben Jude oder nicht, rothhaarig oder schwarz, stumpf- oder adlernasig ist, macht in meinen Augen nichts aus.

Frick. Wollen wir nicht gleich über die Frage debattiren, ob die Leibeigenschaft abzuschaffen sei oder nicht?

Elsa. Auch Sie, Frick?

Frick. Es ist zum Katholischwerden, wenn man einen protestantischen Geistlichen das Volk gegen die Genossenschaft hetzen hört, deren Theologie er studiren mußte, um sein Brod verdienen zu können. Ich glaube, so ein Großmaul hat den Juden noch heute die Schwierigkeit des hebräischen Verbums nicht verziehen und will nun dafür seinen alten Lehrer prügeln. Da er aber nicht den Muth gewöhnlicher Gassenjungen besitzt, so wiegelt er seinen gefälligen Pöbel auf. Ich bin durchaus nicht mit der Haltung der gebildeten Juden einverstanden; sie hätten längst den asiatischen und ägyptischen Wust, an den sie nicht glauben, auf ihrem Wege liegen lassen können. Sie hätten anno 33 mit den Andern Christen werden sollen und hätten dann den Protestantismus vielleicht auch schon vor Luther durchgesetzt. Wenn man sich aber anschickt, ihre Menschenrechte anzuzweifeln, dann kann ich's keinem anständigen Juden verübeln, wenn er sich demonstrativ und trotzig zu einer Nation bekennt, die keine ist und mit der er keinen geistigen Zusammenhang mehr fühlt.

Elsa. Lassen Sie uns doch lieber von der Erzählung unseres Freundes Morris plaudern. Denn was Sie auch sagen mögen, Sie überzeugen mich doch nicht. Ich für meinen Theil möchte keinem Juden meinen Salon öffnen.

Morris (sich erhebend). Dann erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich bin nämlich ein sogenannter Jude.

Elsa. Unmöglich!

Morris. Ich kann mich mit größerer Sicherheit ein Nachkomme Abrahams nennen, als Ihr Herr Gemahl sein Geschlecht von den alten Germanen abzuleiten vermag.

Elsa. Aber warum haben Sie das nicht gleich gesagt?

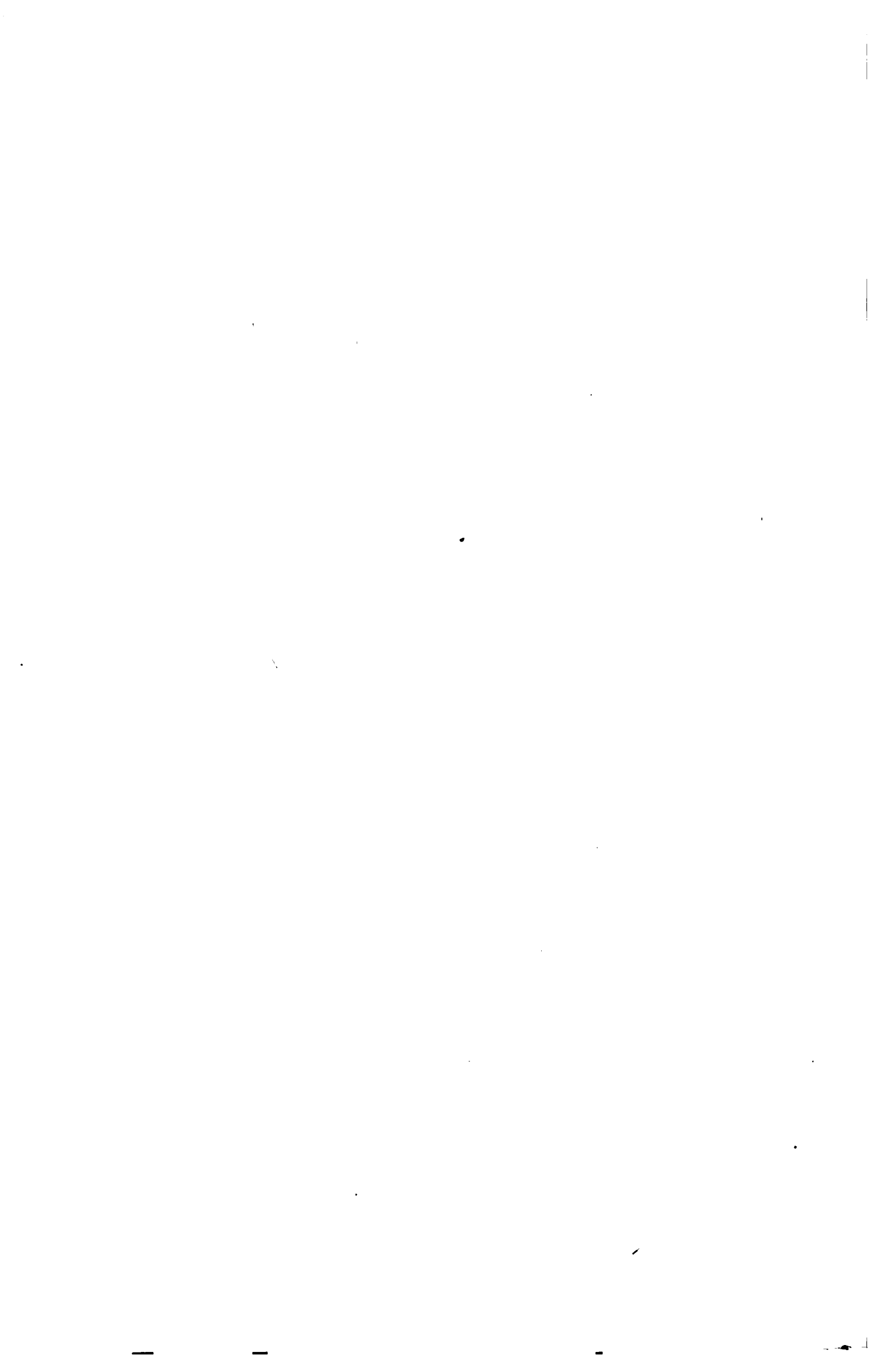
Morris. Ich fragte Sie ja auch nicht, ob Sie katholisch oder protestantisch wären. Uebrigens konnte mich Ihr lebhaftes Interesse für die deutsche und heidnische Literatur nicht erwarten lassen, daß Ihr Christenthum, das Sie übrigens so schön kleidet, jede fremde Berührung fürchtet. Gnädige Frau, meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Morris ging, begleitet von Ungelt und von Frick, der draußen in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

„Wenn Sie zufällig wirklich ein sogenannter Jude sind, Morris, so ist die Sache ganz in der Ordnung. Wenn Sie sich aber nur aus Bosheit zum Juden gemacht haben, um unserer schönen Wirthin einen Schrecken einzujagen, so haben Sie sich um die Civilisation verdient gemacht. Sehen Sie mal, wie schön dort der Mond leuchtet. Ob der wohl Christ oder Jude ist?"



Fünfter Sonntag.



Zur Freude der Baronin hörte das Interesse nicht auf, welches die Badegäste an ihren Sonntagen nahmen. Fast jeder Tag brachte neue Menschen, die in ihren Kreis eingeführt zu werden wünschten. Was ihr aber heute Vormittag begegnet, war ihr stolzester Sieg.

Elsa verließ eben ihre Badekabine und eilte über den feuchten Sand den Wellen zu, als sie bemerkte, daß zwei Herren sie verfolgten. Dieselben hatten rechts und links von der Kabine Posto gefaßt und liefen nun neben der Baronin her in's Wasser. Der eine mochte kaum zwanzig Jahre zählen. Ein leises Bärtchen begann unter dem Ohr zu sprossen, das Haar war sauber gescheitelt. Der junge Mann sah aus, als ob er auf dem Lande tadellose Kleidung zu tragen pflegte. Der andere war ein dicker Herr mit viel Haar und noch mehr Bart, dem sogar das knappe Badekostüm unordentlich saß. Die Beiden flankirten die Baronin, ohne zu reden, bis sie wenigstens mit den ganzen Beinen im Wasser standen. Dann trat der Jüngere einen Schritt vor und fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, als ob er seinen Hut ziehen wollte; als er keinen Hut vorfand, griff er mit der andern Hand nach hinten, wie um sein Taschentuch zu ziehen. Er war sehr verlegen, und wollte sich vielleicht die

Stirn abwischen. Da er hinten weder Tasche noch Tuch fand, blieb er endlich schweigend stehen und verbeugte sich in dem Augenblick, da eine größere Welle kam und ihm über den Kopf wegging.

Jetzt begann der Aeltere ohne Scheu zu sprechen. Er stellte sich selbst als einen immer noch verkannten Componisten, seinen Freund als einen genialen Dichter vor. Sie beide zusammen wären ein getrennter Richard Wagner. Sein Freund hätte jüngst ein herrliches Poem vollendet, das vorzutragen ihn in diesem Momente nur angeborene Blödigkeit hinderte. Er, der Musiker, hätte es in Musik gesetzt und wollte um die Gnade bitten, es andeutungsweise vorsingen zu dürfen.

Wieder kam eine Welle, aber der Musiker ließ sich dadurch nicht abhalten, mit dröhnender Stimme eine Strophe zum Besten zu geben, deren Worte sehr verliebt klangen, während die Melodie sich in den düstersten Thonfolgen bewegte. Die Herren und Damen, die in der Nähe badeteu, blickten erstaunt nach dee Gruppe; die sauveurs schickten sich an, zu Hilfe zu kommen, weil sie ans dem Liede einen Hilferuf herauszuhören glaubten.

Als der Sänger geendet, sagte er: „Und so erlauben wir uns denn, Sie, gnädigste Frau Baronin, die geistreiche Beschützerin der Kunst und Literatur, zu bitten, Sie möchten die Widmung unseres gemeinsamen Werkes anzunehmen geneigt sein. Da uns, nebenbei bemerkt, zahlreiche bornirte Musikverleger das Lied zurückgesandt haben, so erwarten wir von Ihrer Liebenswürdigkeit, daß Sie, gnädigste Frau Baronin, für den Druck Sorge tragen werden. Eine brillante Ausstattung wird sich wohl von selbst verstehen.“

Eine ausnehmend hohe Welle verschluckte den Schluß der Ansprache. Elsa bat die Herren sie, in ihrer Wohnung aufzusuchen, wo das Weitere besprochen werden könnte, und kehrte, nachdem sie noch einige Wellen regelrecht von rückwärts aufgenommen hatte, mit stolzen Gefühlen in ihre Kabine zurück.

Hier fand sie zu ihrer neuerlichen Ueberraschung wieder ein beschriebenes Blatt und las darauf:

Willst Du Dich mit Blüthen schmücken,
Mußt Du Dich nach ihnen bücken.
Blumen nur, die schon verblühen,
Treibt der Wind in deinen Schoß.
Willst Du Dich um Lieb' nicht mühen,
Bleibt' Dein Leben liebelos.

*

Häng' Dein Auge nicht an die Gestirne,
Häng' Dein Herze nicht an eine Dirne.
Die Gestirne wirst Du nicht ergründen
Und die Dirne wird in Lust und Sünden
Dich zerstören ganz an Herz und Hirne.

*

Weiber und Dichter,
Eitles Gelichter!
Dichter und Weiber,
Prunkende Geister, prunkende Leiber,
Ewig gerüstet, einander zu rühren,
Einander mit göttlichem Lob zu verführen.

Elsa freute sich lebhaft der zahlreichen Huldigungen, die ihr dieser Tag schon gebracht hatte,

und erwartete ungeduldig den Abend, an dem sie endlich den Verfasser der anonymen Verse zu errathen hoffte. Erwin Hasse konnte es nicht sein. Der hatte ihr auf eine vorsichtige Anfrage versichert, er schriebe nur noch dann erotische Verse, wenn er Jemand damit ärgern wollte. Und sie hatte sich doch nicht geärgert.

Die Herren kamen ziemlich früh und nur Frick, der heute an der Reihe war, fehlte noch. Elsa wurde fast böse, daß er auf sich warten ließ. „Die Herren dürfen mir's nicht verübeln," rief sie, „ich verspreche mir von seiner Gabe ein besonderes Vergnügen. Herr Frick ist so ungeheuer komisch. Er ist der lustigste von Ihnen Allen und seine Geschichte wird sicherlich zum Lachen sein."

Hasse. Herr Frick mag wirklich viel Humor haben, gnädige Frau. Aber darum möchte ich doch nicht darauf schwören, daß er uns etwas Komisches erzählen wird. Die Damen täuschen sich darin sehr häufig, daß sie Humor und Lustigkeit miteinander verwechseln.

Elsa. Ja, was ist denn Humor sonst?

Hagau. Was die Herren Dichter doch für Haarspalter sind. Wenn wir recht herzlich über einen Kameraden gelacht haben, so sagen wir: das ist ein humoristischer Kerl. Nicht, Ungelt?

Ungelt. Ich spreche nicht gern mit, wenn über Begriffe gestritten wird; Begriffe sind nicht die starke Seite eines schlichten Fabrikanten. Aber ich glaube auch, daß es um den Humor was eigenes ist. Ich möchte sagen, es ist Humor, wenn einem sonst melancholischen Menschen einmal etwas Lustiges einfällt, so daß das lichte Lustige durch den dunkeln Hintergrund gesteigert und verändert wird.

Niello. Schrecklich! Zu wie viel unglücklichen Bildern hast du schon herhalten müssen, arme Farbenlehre!

Hasse. Herr Ungelt hat fast genau meine Gedanken ausgedrückt. Die Menschen, welche überhaupt eine individuelle Lebensstimmung besitzen, sind entweder Pessimisten oder Optimisten. Die „ruchlosen“ Optimisten sind eben vergnügt, wenn sie ihren lustigen Tag haben. Die Pessimisten dagegen sehen das Komische in der Welt nur als einen neuen Beweis für ihre grämliche Anschauung an und denken so lange daran herum, bis sie an dem Komischen etwas Trauriges gefunden haben. Und auf dieses kommt es ihnen allein an.

Ungelt. Ich halte meine Erklärung, so unwissenschaftlich sie sein mag, gar nicht so für unfruchtbar. Sie kann uns manche merkwürdige Erscheinung der Nationalliteraturen erklären. Die Engländer, das melancholischste Volk unter der Sonne, besitzen darum auch den meisten Humor. Die lustigen Franzosen haben so gut wie keinen. Und unter den Deutschen haben gerade die Dichter mit den traurigsten Schicksalen jenen Humor besessen, über den man vor lauter Lachen bittere Thränen vergießen muß.

Hasse. Ich möchte dem noch hinzufügen, daß auch die weiblichen Schriftsteller keinen ächten Humor besitzen, — die Frauen der anwesenden Männer immer ausgenommen, wie sie wissen, Herr von Kreiwitz. Die Frauen hätten zwar noch mehr Grund als die Männer, auf Schopenhauers schlechteste Welt zu schwören. Da sie aber gewöhnlich überhaupt keine abgerundete Weltanschauung haben, fehlt ihnen natürlich auch die pessimische, folglich auch der Humor. —

Bevor noch Herr von Kreiwitz, so erregt, wie er sich anschickte, antworten konnte, trat Frick ein. Er wurde lebhaft begrüßt. Hasse berichtete ihm sofort, daß die Hausfrau ihn bevorzugt und daß er somit die größte Hoffnung auf Zuerkennung des Preises hätte. Frick ließ sich lächelnd nieder und sagte zu Elsa:

„Sie könnten keinen Unwürdigern beglücken, gnädige Frau. Ihr schönes und gewiß hinreißendes Gedicht würde mich gewiß noch mehr erfreuen, als mich hundert andere solche Gedichte in meinem Leben erfreut haben. Aber ich bin pietätslos und fürchte, ich könnte nicht mit ähnlichen Versen aufwarten. Lügen kann ich nicht und Verse machen auch nicht. Um also die Herren zu beruhigen: ich konkurrire nicht. Ich bewerbe mich um einen Preis gern im Geheimen. Wo meine Freunde öffentlich meine Rivalen sind, da konkurrire ich nicht. Aus Vorsicht, nicht aus Hochmuth.“

Zur Strafe blickte Elsa unabläßig nach dem Lieutenant, während Frick seinen Beitrag vorlas.



Der goldene Fiedelbogen.

Das Gewitter drohte näher und näher. Noch war die Sonne nicht untergegangen und schon begann es zu dunkeln, als wir, mein Freund Viktor und ich, nach fröhlichem Marsche vor der versteckten Waldschenke, einem ehemaligen Försterhause, anlangten. Trotz unserem studentischen Leichtsinn waren wir froh, trocken unter Dach zu kommen, um so froher, weil uns der „Wildförster" als der behaglichste Erholungspunkt nach einer mehrtägigen Wanderung im Gebirge geschildert worden war. Jetzt fanden wir uns ein wenig enttäuscht. Wohl stand der Wirth mit seiner geputzten Tochter vor der Thür und schaute offenbar nach Gästen aus; wir wurden aber trotzdem nicht allzu freundlich empfangen.

Rothe Zettel an den nächsten Bäumen kündigten für den heutigen Abend ein Konzert an. Drüben in der gedeckten Veranda saßen auch die Musikanten, an demselben Tisch und im Gespräch mit ihnen drei oder vier Bauernbursche und ein Grenzaufseher; sonst war kein Gast zu sehen. Das drohende Wetter hatte die Bevölkerung offenbar von dem Gange zu dem einsam gelegenen Wirthshause abgeschreckt. Wir selbst, zwei blutjunge Menschen, mit dem Ränzel auf dem Rücken, die ihren ersten

Ausflug in die große unbekannte Welt der geträumten Abenteuer versuchten, mochten eben auch nicht ausgesehen haben, als ob es sich um sie aller Vorbereitungen von Küche und Keller verlohnt hätte.

So mochte der Wirth vom „Wildförster“ wohl rechnen. Aber die Ansprüche der Musikanten waren bescheidener. Als wir in die Veranda traten und am Nachbartische Platz nahmen, grüßten sie höflich und begannen eine leise Berathung, während deren sie mehr als einmal zu uns herübersahen. Das Ergebniß konnte für uns nicht ehrender sein. Sie rückten zusammen, holten ihre Instrumente und begannen ihr Konzert, während der Donner schon ernsthafter grollte und der Regen in großen Tropfen auf dem Rindendach der Veranda umhertippte.

Die Leistungen des ländlichen Orchesters waren gewiß gut gemeint, aber so unzureichend, daß sie anfangs nicht einmal meinen Freund Viktor, einen leidenschaftlichen und begabten Musiker, fesselten. Da, die Leute spielten eben eine bekannte böhmische Tanzweise — da tönte plötzlich ein schriller Geigenton herüber, gleich darauf verstummten die übrigen Instrumente, und mit kräftigem Strich nahm die Geige allein die Melodie auf; es klang zauberhaft und wehmüthig, langsam und feierlich, als schaffe des Künstlers Phantasie eben erst während des Spielens die seltsame Weise, dann ging es jäh über zu einer ergreifenden Verdüsterung des Liedes, dann zu kecken Variationen und — wieder ein schriller Ton und das Märchen verschwand und armselige Dorfmusikanten leierten den alten Tanz gleichgiltig zu Ende.

Viktor hatte mich bei der Hand ergriffen und starrte sprachlos nach dem Manne, der den Bogen

so meisterhaft zu führen verstand. Was wir so sahen, war allerdings nichts Außerordentliches. Der Geiger unterschied sich im Aeußern nur wenig von seinen Genossen. Er trug eine unordentliche, halb städtische Kleidung, sein Jägerhut hing hinter ihm von der Stuhllehne. Das Gesicht schien unbedeutend, so lange er die Augen geschlossen hielt. Es zeigte Spuren von Trunksucht; das dunkle, an einigen Stellen stark angegraute Haar war zerzaust, der Schnurrbart verdeckte die Mundwinkel. Er sah aus wie ein Fünfziger, vielleicht war er aber nur ein gebrochener Mann von dreißig Jahren.

Selten nur schlug er die Lider empor, dann aber erglänzten zwei Augen, wie sie wohl noch immer Männer erschrecken, Mädchen bethören konnten. Doch schien er sich dieser Macht seines Blickes nicht bewußt zu sein. Mit Trauer und Güte blickte er umher, so oft er sich überhaupt um die Anderen bekümmerte.

Wir ließen den räthselhaften Musikanten nicht mehr aus den Augen. Ich konnte meinen Freund darauf aufmerksam machen, daß der Geiger einen wunderlich geformten, goldig glänzenden Fiedelbogen führte. Viktor jedoch hatte für Nichts Sinn und Ohr, als für das unerhörte Spiel des Mannes. Nichts unterschied ihn für gewöhnlich von den Andern. Schläfrig und widerwillig erfüllte er seine Pflicht, vielleicht noch unzulänglicher als seine Kameraden; denn nur zu oft traf ihn ein böser Blick des Hornisten, der die bunt zusammengewürfelte Musikbande leitete, und wenn er auch selten einen falschen Ton griff, so wechselte doch Kraft und Rhythmus so sinnlos, daß er in einem bessern Orchester nicht zu dulden gewesen wäre. Noch ein-

mal aber wiederholte sich die Scene von vorhin. Er riß die Augen auf, horchte, schien wie verzückt plötzlich die Melodie zu vernehmen, und während die Uebrigen wie auf Verabredung verstummten, führte er sein Solo aus.

Dieses Mal war die Wirkung noch tiefer. Wie ein Wunder zauberte der Geiger eine Welt von Musik aus dem einfachen deutschen Liede hervor, welches seine Gesellschaft soeben noch so seelenlos gespielt hatte. Der Hornist gab der älteren Baßgeige ein ärgerliches Zeichen, ihr Stimmen einzustellen, und die verblüffte, großäugige Harfenistin wischte mit der sonnverbrannten Hand über die Augen. Der Wirth stieß mich an und sagte: „Das verdiente wohl, daß es hier im Garten voll wäre!“ — und seine Tochter tuschelte Viktor mit schwärmerischen Blicken etwas zu. Der Geiger selbst schien ergriffen von seiner Improvisation. Es war, als liebkoste er seine Geige mit dem gleißenden Bogen. Viktor athmete schwer vor Freude und Erregung. Eine solche Musik wäre für ihn im Konzertsaal ein hoher Genuß gewesen, hier in der Waldeinsamkeit war sie wie von überirdischer Macht und überdies ein leibhaftiges Abenteuer.

Ebenso unvermittelt, wie der Künstler sein Spiel begonnen hatte, endete er es wieder. Er schloß die Augen und sank auf seinem Stuhle zusammen. Die Andern setzten mit dumpfer Gewohnheit dort ein, wo sie abgelöst worden waren. Für diese Nummer war es wieder mit der Mitwirkung der Geige völlig aus. Waldhorn, Harfe, Flöte und die beiden Baßgeigen mochten sehen, wie sie allein zu Ende kamen.

Das Konzert wurde plötzlich gestört. Ein Platzregen brach los, der binnen Kurzem die Risse des

Rindendaches ausgefunden hatte und den längeren Aufenthalt in der Veranda unmöglich machte. Darein zuckten Blitze, und lauter Donner übertönte das Orchester, das sich gegen die Kraft des rollenden Urtons umsonst abmühte. Wir eilten alle ins Haus, wo die Musikanten fluchend ihre Instrumente einpackten.

Die Harfenistin ging mit dem eingekrümmten Notenblatt umher, um von den wenigen Zuhörern ein bischen Geld einzusammeln. Es war eine lebhafte Wienerin, die mit den Bauernburschen derb genug abfuhr. Als Viktor ihr schüchtern ein größeres Geldstück auf das Blatt legte, knixte sie und rief: „Gelt, gegen den Franzl sind wir andern doch ein rechtes G'lumpert. Sie sind gewiß ein vermögender Herr, oder Ihr Herr Vatter. Sie sollten ihm in Wien eine Stelle verschaffen. Es ist zum Weinen! Ein solches Schenie und in solcher Gesellschaft. Nicht wahr, er g'fallt Ihnen? Sein's gut, thun's was für ihn!"

Der Hornist, ein Böhme, fuhr sie an. „Tratsche vermaledeite, daß nicht aufhören kannst mit Deinem Franzl. Kannst ja mit ihm gehn, wenn Du willst und wenn er Dich nicht fortjagt! Wirst machen, daß fertig wirst? Mußt immer uns schlecht machen...."

Die Harfenistin schwieg und beeilte sich, mit ihrem Geschäft zu Ende zu kommen. Dann gab sie ihren geringen Erlös ab, und die Leute kehrten mürrisch in das nahe Dorf zurück, wo sie übernachten wollten.

Beim Eintritt ins Haus hatten wir den Geiger vermißt. Erst als wir sein Spiel wieder vernahmen, konnten wir ihn aus dem Aufruhr der Elemente da draußen herausfinden und beobachten, welch' ein

schreckliches und närrisches Treiben er begann. Dicht neben der Veranda stand eine uralte Riesenfichte, durch deren ungeheure Krone kein Tropfen bis zur Erde gelangte. Unter der Fichte saß der Geiger auf einem mächtigen Wurzelast, der fußhoch aus dem Sande sich empor bäumte. Mit der Linken hielt der Virtuose krampfhaft seine Geige gefaßt, während er mit der Rechten den schnörkelhaften Fiedelbogen wie im Wettkampf mit dem Himmelsdonner auf den Saiten spielen ließ.

In der That, was wir da zu hören bekamen, war ein Duett sonder Gleichen. Stumm lauschte der Meister, wie daß der Donner ihm ein Motiv brächte. Und wenn es loswetterte in den Lüften, dann zuckte die Hand mit dem goldenen Bogen und es klagte von der Geige herüber wie eine innige Antwort auf das Rollen von oben und unter Klagen und Kichern tastete es umher, bis es einen Ausdruck fand in schauerlichen Akkorden oder in einer ergreifenden Tonfolge. Und wieder der Donner und wieder die Antwort des Künstlers, die jetzt wie ein höhnischer Nachhall den Donner äffte. Eine wahnsinnige Hetzjagd zwischen den empörten Elementen und dem kranken Menschen dort drüben, der dann und wann sein dunkles Auge feindlich aufschlug und mit wildem Grimme zum Himmel emporschaute, als wolle er sagen: „Wer kann's besser? Wer von uns beiden?“

Umsonst riefen die Leute hinüber, er sollte ins Haus treten, es wäre gefährlich unter hohen Bäumen während eines Gewitters. Er hörte nicht oder wollte nicht hören. Er lächelte zum ersten Male, und dieses Lächeln genügte, um uns zu sagen, daß der Unglückliche nicht nur durch Talent, sondern

auch durch Bildung und Lebensgang seiner Umgebung fern stand.

Freund Viktor äußerte sich in seiner vorsichtigen Weise: „Ich will nichts voreilig behaupten und keine Vergleiche anstellen. Aber dieser Mensch erinnert mich fast unheimlich an den armen R . . ., weißt Du, der bei uns vor Jahren ein großer Geiger zu werden versprach. Du mußt Dich doch seiner erinnern! Wir haben sein letztes Konzert zusammen gehört.“

Ich konnte mich anfangs kaum der Thatsache entsinnen. Viktor mit seinem vorzüglichen Gedächtniß für alles Musikalische half mir jedoch nach und erinnerte mich an einige bemerkenswerthe Vorgänge jenes Abends. Allmälig kehrte meine Erinnerung zurück. Für den Geigenstrich besaß ich freilich kein so feines Unterscheidungsvermögen, wie mein Freund, aber wie der Mann uns gegenüber die Geige hielt, den Bogen führte und die Augen bei gewissen Stellen aufschlug, das erinnerte in der That an den herrlichen Künstler, der damals der verwöhnte Liebling unserer musikfrohen Stadt Prag gewesen.

Doch es war ja nicht möglich. In etwa fünf Jahren konnte der blühende junge Mann, der damals alle Welt entzückt hatte, nicht so zur Ruine verwittert sein. Es war wirklich erst fünf Jahre her.

Wir Gymnasiasten waren damals Alle eifersüchtig auf den gefeierten Violinisten, für welchen unsere Freundinnen und Schwestern gleichzeitig zu schwärmen begannen. Wenn er über die Straße ging, wendeten sich alle Weiberköpfe, die alten und die jungen, nach ihm um. Die Wenigen, welche ihm persönlich nahe standen, sprachen mit Stolz von dem genialen Landsmann. Man erzählte von ihm Aeußerungen

einer seltenen Natur. Er war bescheiden in Allem, was seine Person oder seine natürlichen Anlagen betraf, dabei aber von unnahbarem Stolze, sobald sein Geigenspiel in Frage kam. Man lächelte unter den Musikgelehrten über diese unverständliche Unterscheidung.

Namentlich eines seiner Worte, das in der Stadt erzählt wurde, kehrte deutlich in meine Erinnerung zurück. Man überschüttete den jungen Virtuosen einmal mit Lobsprüchen. „Ja, es hat heute schön gespielt,“ lautete seine Antwort.

Dabei war R . . . kein Mann, der etwa mit Worten zu spielen und gefallsüchtige Gespräche zu führen liebte. Was so bizarr klang, wenn man es erzählen hörte, tönte von seinen Lippen selbstverständlich und schlicht. So berichteten wenigstens seine Freunde.

Bei jenem Konzerte, welchem wir als Knaben auf den billigsten Plätzen gelauscht hatten, war das kundige Publikum anfangs recht unzufrieden mit R . . .'s Leistungen. Als jedoch nach einem seichten Bravourstück aus einigen Reihen des Parterres ein lautes Zischen laut wurde, trat R . . . plötzlich mit zornsprühenden Blicken vor, faßte grimmig — wie eben jetzt drüben unter der Riesenfichte — seine Geige und begann die große Schubert'sche Phantasie mit solcher Vollendung und so überströmendem Gefühl vorzutragen, daß alle Hörer sich in tosenden Beifallrufen vereinigten. Der Künstler verschwand, ohne sich zu verbeugen, und wenige Minuten später meldete einer seiner Freunde dem bestürzten Publikum, daß R . . . durch plötzliche Erkrankung an der weiteren Ausführung des Programms verhindert wäre.

Ob Viktor nicht wußte, was aus R . . . geworden?

„Wie ich gehört habe, verfiel R . . . an jenem Tage in eine Gemüthskrankheit. Er wurde im Irrenhause untergebracht und ist wohl dort gestorben, wenigstens hat man niemals wieder etwas von ihm gehört.“

Wir tauschten erst mit jugendlicher Zuversicht unsere Vermuthungen gegen einander aus. Als wir uns jedoch müde geredet, wandten wir uns an die Anwesenden, in der Hoffnung, von ihnen Bestimmtes über die jedenfalls merkwürdige Persönlichkeit zu hören. Was wir erfuhren, konnte uns nicht befriedigen. Sie nannten ihn den Bognerfranz und der Wirth erklärte noch zum Ueberfluß, daß der Fiedler wegen seines goldenen Bogens so heiße.

Schon darüber gab es eine Meinungsverschiedenheit. Einer der Bauernsöhne, welche seit dem Abzug der Musikanten tranken, sangen und Karten spielten, behauptete, der Bogen sei aus vergoldetem Silber, worauf ein Anderer gar nur schlechtes Messing zugeben wollte.

Der Grenzaufseher mischte sich mit überlegenem Lächeln ins Gespräch. Er allein hatte einmal den Bogen in der Hand gehabt, er wußte mehr davon.

„Wir haben ihn einmal um Mitternacht an der Grenze angetroffen. Und weil er überhaupt so verdächtig ist, haben wir ihn mitgenommen. Er ließ sich arretiren, als ging' ihn die Sache nichts an. War auch nicht für eines Kreuzers Werth Waare bei ihm zu finden, weder gute noch gepaschte. Aber wie wir ihm den Fiedelbogen fortnehmen wollten — man möchte das Ding doch einmal von der Nähe besehen — da sträubt' er sich, als ging's

ans Leben. Holz ist das glänzende Zeug, sag' ich Euch, und nur ein sauberes Mädchengesicht aus Blech noch daran. Gewiß eine alte Geliebte, die ihm verstorben ist. Ich bin heute noch froh, daß wir ihm den dummen Fiedelbogen schnell zurückgegeben haben. Er hätte uns erdrosselt, wenn das gebrechliche Ding entzwei gegangen wäre."

Daß es ein verdächtiger Mensch sei, mußten Alle zugeben. Seit vier oder fünf Jahren treibe sich der Bognerfranz in der Gegend umher, er sei ein tückischer Mensch, der den Heiligen spiele, keinem was zu Leide thue, sich nur dann betrinke, wenn er Geld habe, aber wegen seiner Heimlichkeiten sei er arg im Verruf. Er habe sicherlich etwas auf dem Gewissen.

Die hübsche Wirthstochter fügte hinzu, daß der Bognerfranz keinen Schatz hätte und die Uebrigen behaupteten dasselbe unter derben Späßen.

Ob man nicht wisse, wie der Bognerfranz zu seinem Fidelbogen gekommen sei?

Die Meinungen gingen wieder auseinander. Der Wirth behauptete, der Bognerfranz hätte einmal bessere Tage gesehen und das werthvolle Stück als letzte Erinnerung treu bewahrt. Die Burschen meinten, das Ding wäre gestohlen.

Die hübsche Fanny jedoch wußte es besser. „Glauben Sie den neidigen Buben nicht", sagte sie leise, als scheute sie sich von diesen Dingen zu sprechen, „wir wissen's ja vom Bognerfranzel selber, wie's mit dem goldenen Bogen gekommen ist. In Rom, in der Kirche der heiligen Cäcilie, ist der Bogen aufgehangen gewesen viel hundert Jahre lang. Und wie der Bognerfranz in Rom gewesen ist, da hat er vor dem Papst so schön gegeigt, daß

der heilige Vater ihn zum Ritter, oder Gott weiß was, geschlagen hat. Darauf ist der Bognerfranz in die Kirche gegangen, um sich bei der heiligen Cäcilie für die große Ehre zu bedanken, und da hat sie ihm den goldenen Bogen gereicht und ihm versprochen, er werde mit ihrem Bogen in der Hand der größte Geiger der Welt werden, so lange er fromm bleibt und fleißig zur Kirche geht. Und wenn er ein Unchrist wird und die heilige Cäcilia und die anderen Heiligen nicht mehr achtet, so wird er ein Stümper werden und den Dorfmägden für was Warmes zum Tanz aufspielen müssen. Wenn er aber einmal den Bogen ganz und gar von sich thun sollte, so wird er daran sterben."

„Das hat Euch der Bognerfranz selbst erzählt!"

„Von ihm selbst wissen wir's, aber erzählt hat er's doch eigentlich nicht. Es war gleich im Anfang, er war kaum ein paar Wochen hier, daß er vor Hunger fast verkam; da suchte ihn einmal ein vornehmer Herr auf und bot ihm eine Menge Geld — es war oben in seiner Stube, aber ich hab' nicht verstanden, was er alles dafür thun sollte. Das weiß ich nur: fort sollte er und den Bogen sollte er verkaufen. Darüber gab es großen Lärm und der Franzel wurde sehr krank. Als er so dalag und Niemand um sich glaubte, da erzählte er heimlich, wie er in Rom den Bogen erworben und wie er sterben müßte, wenn er ihn je von sich that."

Während Fanny ihren Bericht noch erweiterte und mit Versicherungen ausschmückte, die ein gewisses Interesse an dem Geiger verriethen, steckten die Bursche die Köpfe zusammen, als ob sie einen Plan miteinander ausheckten. Endlich näherte sich uns d[illegible] und meinte treuherzig, wir sollten

dem Bognerfranz ein paar Glas Bier versprechen, er werde dafür gern die Geschichte selbst erzählen und uns den goldenen Bogen in die Hand nehmen und prüfen lassen. Da würden wir sehen, daß an all den Flunkereien nichts wäre und daß der Bognerfranz sich für Geld und Bier zu Allem bringen lasse.

Es dauerte noch lange, bevor der Geiger sein unheimliches Spiel unter der Riesenfichte unterbrach. Erst als der letzte Donner verhallt war und die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen unter dem zerschmelzenden Gewölk hervorsandte und sich in den Fensterscheiben des Hauses, in den unzähligen Regentropfen der Bäume und des Geigers goldigen Bogen spiegelte, erhob er sich und schritt langsam auf das Wirthshaus zu. Mit einem leeren Gesichtsausdruck, mit halbgeschlossenen Augen trat er ein, mit heiserer, unmelodischer Stimme verlangte er ein Glas Bier. Auf die Neckereien der Bursche hatte er nur kurze, unbedeutende Antworten. Sein genialisches Treiben von vorhin mußte uns wie ein Traum erscheinen.

Freund Victor faßte endlich Muth, trat an seinen Tisch und sprach einfach und vertrauensvoll, wie die Bursche ihm gerathen. Er stellte dem Musikanten vorläufig einige Maaß Bier in Aussicht und erbat sich dafür den Fiedelbogen und seine Geschichte. Da fuhr der unglückliche Geiger jäh in die Höhe, und schleuderte aus den weit aufgerissenen Augen einen Blick des tiefsten Abscheus auf den Sprecher, dann entlud sich sein Zorn in einer Fluth von niedrigen Schmähreden auf uns und die Bursche, die uns ja wirklich zu dem schlechten Spaß mißbraucht hatten. Endlich warf der vor Zorn beinahe

Rasende sein Bierglas an die Wand, daß es klirrend zerbrach, und verließ unter abscheulichen Flüchen die Stube.

Die Bursche hatten sich indessen gedrückt, Fanny sich weinend in die Küche geschlichen, so wurde es öde in der verlassenen Wirthsstube.

Ueber uns hörten wir den gekränkten Musikanten mit hastigen, ungleichen Schritten auf und nieder gehen. Uns war der Abend durch den Zwischenfall verdorben und der Wirth, der uns ungeschickt genug zum Trinken aneiferte, war nicht der Mann, unserer jugendlichen Sehnsucht nach außerordentlichen Menschen zu genügen. Die hübsche Fanny hatte uns wohl in die Augen gestochen, aber sie ließ sich nicht mehr sehen, nachdem wir uns so kindisch dazu hergegeben hatten, den Bognerfranz zu beleidigen.

Schon waren wir entschlossen, aufzubrechen und in der Abendkühle bis zum nächsten Dorfe weiter zu marschiren, als Freund Victor ein altmodisches Klavier entdeckte, welches am äußersten Ende der Stube in einer dunklen Ecke Niemandem im Wege stand. Man hätte es wegen seiner unglücklichen Form für einen mißlungenen Tisch ansehen können. Victor öffnete das Instrument und schlug lachend einige Akkorde auf den verstaubten Tasten an. Man konnte nicht behaupten, daß das Klavier verstimmt war; aber so dünn und hölzern klangen die Töne heraus, daß Victor beinahe erschrocken das Instrument wieder schloß. Doch nach wenigen Minuten schon saß er vor dem altväterischen Ding und phantasirte auf demselben mit solcher Lust, als glitten seine Finger über die Tasten eines Bechsteinschen Flügels.

Der Wirth trat hinzu, erstaunt, daß der alte Kasten noch Töne von sich gab, und auch Fanny kehrte in die Stube zurück.

Und jetzt rührte es sich auch über uns als ein Zeichen der Versöhnung. Langgezogene Geigenstriche zwangen den Klavierspieler, seine heiteren Motive umzustimmen und dann wieder, wenn Victor ein Thema variirte, fiel oben die Violine mit übermüthigen Sprüngen ein.

Eine so fröhliche Stunde hatten wir heute nicht mehr zu verbringen gehofft. Viktor wurde ganz lustig und als die gute Fanny ihn aufforderte, zum Tanze aufzuspielen, begann er frisch einen Wiener Walzer, der damals gerade das Lieblingsstück aller Tänzerinnen von Stadt und Land war. Ein Weilchen folgte die Geige auch diesem Motiv. Als Fanny jedoch durch die geöffneten Fenster hinaufschrie, der Bognerfranz sollte herunter kommen und mit ihr walzen, verstummte die Begleitung plötzlich und wir glaubten schon, den Bognerfranz durch unsere jugendlich frohe Stimmung scheu gemacht zu haben.

Ziemlich kleinlaut spielte Viktor weiter, während Fanny nicht müde wurde, sich allein im Kreise zu drehen. Da öffnete sich plötzlich die Thür und ernsthaft trat der Bognerfranz ein. Er schritt langsam auf uns zu und schob wie befehlend Victors Hände mit seinem goldenen Bogen von den Tasten. Dann setzte er an und namenlos rührend erklangen die ersten Takte der Schubertschen Fantasie von den Saiten seiner Geige. Dann schaute er wie fragend auf meinen Freund und hielt inne. Victor, stolz und glücklich, der Herausforderung Folge leisten zu können, schlug dieselbe Melodie auf dem Klavier an.

Ich wußte, daß Victor wohl im Stande war, gerade diese Dichtung dem Geiger zu Danke zu spielen. Mein Freund war auch so freudig bei seiner Aufgabe, daß er den seltsamen Zufall nicht beachtete, der den Bognerfranz gerade dieses Stück wählen ließ. Es war das letzte Konzertstück unseres R . . . gewesen. Und als der Geigenspieler sich jetzt aufrichtete und mit trotziger Energie den Bogen faßte, da hielt ich diesem Bilde die Erinnerung an jenes Konzert entgegen und Victor's hingeworfene Bemerkung über die Aehnlichkeit der beiden Künstler verfolgte mich auf's Neue.

Doch nicht lange konnte ich meinen Gedanken nachhängen. Das Spiel der beiden begeisterten Musiker nahm alle Sinne gefangen. Es war ein Wunder, wie die beiden fremden Menschen sich ohne Verabredung in einander fanden. Victor überließ dem Virtuosen die Führung. Dieser schwelgte in den Melodien, die er mit sicherer Hand aus seiner Geige lockte. Mächtig ergreifend ertönte ein Lied von Menschenleid und Verzweiflung, noch herzzerreißender als der Meister es gedichtet hatte. Frei verband der Geiger die einzelnen Motive, wie es ihm gefiel, zu einem neuen Ganzen. Und immer stand der Klavierspieler getreulich ihm bei. Kaum ein festerer Bogenstrich, kaum ein schneller Blick war nöthig, um die Eintracht auch bei überraschenden Sprüngen der Tonart aufrecht zu halten.

Als sie geendet hatten, standen in den treuen Augen Victors helle Thränen. Der Bognerfranz griff noch einige Akkorde, murmelte etwas wie „unwürdiges Instrument" und „ganzer Musiker", dann ging er wieder wie er gekommen, ohne Gruß, ohne Blick.

Ueber den verwilderten und, wie es schien, unglücklichen Künstler hatten wir nun allerdings nichts Neues erfahren. Was aber zunächst unsere Neugierde erregt hatte, seinen goldschimmernden Fiedelbogen, hatten wir genau betrachtet. Es war ein kunstvolles Stück, aus einem harten Holz aufs zierlichste geschnitzt. Victor, der sich auch auf solche Dinge verstand, schätzte das Alter auf mehr als hundert Jahre. Auch hatte die Vergoldung an einzelnen Stellen schon gelitten. Nur dort, wo die Hand den Bogen faßte, umgab eine Anzahl breiter fein ciselirter Goldringe den zierlichen Holzstab und am andern Ende zierte ein goldener Sphinxkopf von köstlicher Arbeit das wunderliche Werk. Victor zeichnete die eigenthümlichen Formen aus seinem Gedächtniß in sein Taschenbuch; er wollte einen gelehrten Sammler, bei welchem ich ihn einführen sollte, auf unsern Fund aufmerksam machen.

Der Rest des Abends verging für uns in Gesprächen über den Geiger. Als der Wirth die Lichte in der großen Stube eines nach dem andern mit vielsagenden Blicken verlöschte, zogen wir uns zwar fügsam in unsere Schlafkammer zurück. Aber auch da wollte der Schlummer nicht kommen. Auf- und abschreitend oder aus dem geöffneten Fenster in die helle Sommernacht hinausblickend, tauschten wir mit dem ganzen Pathos der Jugend unsere Gedanken über die Künstler, die Kunst, das Ideal und ähnliche uns so geläufige Dinge aus. Die Begriffe waren uns lieb und wir hielten es sicherlich für eitel Kunstverständniß, wenn wir unser Gespräch mit den volltönendsten Worten schmückten.

Eben war Victor bei seinem Lieblingsgegenstande angelangt. Er sprach bitter und ungerecht von

seinen eigenen Fähigkeiten. Er nannte sich einen Handwerker, der es nur durch stupiden Fleiß in der Musik vorwärts gebracht habe, dem aber der eigentliche Beruf fehle. Es that wehe, den edlen, sonst so milden und nur mit sich selbst unzufriedenen Jüngling so reden zu hören.

„Niemals werde ich was Rechtes leisten können,“ rief er erregt. „Man kann das Gottesgnadenthum nicht durch Fleiß ersetzen, und ob man sich auch zu Tode grämt aus unglücklicher Liebe zur Kunst. Sieh diesen genialen Geiger! Ein Dorfmusikant, aber der göttliche Funke hat ihn über sich selbst emporgehoben. Und ich, ich Unglücklicher, ich harre vergebens auf ein Zeichen vom Himmel, welches mir meine Lebensbahn vorzeichnen möchte. Ich bin kein ganzer Musiker, kein ganzer Maler, kein ganzer Student, ich bin ein elender Dilettant, weil mir die rechte Muse nicht erscheinen will. Ich kenne mein eigenes Ideal nicht — und daran werd' ich zu Grunde gehn.“

Da klopfte es heftig an die Bretterwand, welche unsere Stube von der des unheimlichen Nachbars trennte. Erschreckt verstummten wir.

„Dummes Volk! Ich kann nicht schlafen, wenn ich von Idealen sprechen höre!“

Deutlich hörten wir diese Worte und den unbeschreiblich ironischen Ton, mit welchem der Geiger das Wort „Idealen“ aussprach.

Wir führten unsere Unterhaltung mit leiserer Stimme fort. Bald jedoch pochte es abermals und noch heftiger. Dann war eine Weile Alles still, plötzlich aber wehte die Nachtluft durch die geöffnete Thüre und bleich und traurig stand der Bognerfranz vor uns.

Er betrachtete uns, die wir uns bei seinem Erscheinen beinahe ehrfurchtsvoll erhoben hatten, spöttisch.

„Ich bin also ein Genie, was? Ein gottbegnadeter Künstler, was? Hat man noch immer dieselben Ausdrücke da draußen? Macht man noch immer dieselben Flausen? Ich aber sage Euch, im Honorar liegt der Unterschied! Vor Jahren irgendwo, in einer guten Stadt, da war ich ein Genie, da konnt' ich auch für jeden Bogenstrich ein Goldstück verlangen. Heut spiel ich für was Warmes, wie der Hund für sein Futter bellen muß. Und drum bin ich auch wie ein Hund! Bin vorhin grob gewesen? Du warst ein Damian; warum mußtest Du den Kerlen glauben? — Das ist auch eine von den Flausen da draußen. Man soll nicht lügen! Man soll vertrauen! Aber sie lügen Alle! Und Keinem darf man vertrauen!“

Der Geiger hatte heftig und schnell, aber leise gesprochen. Es war, als verriethe er Geheimnisse, die er nur uns und keinem Dritten zu Gute kommen lassen wollte.

„Ihr wolltet die bekannte Geschichte vom Fiedelbogen hören? Ich weiß sie zweimal. Einmal ist sie dumm, furchtbar dumm — ich weiß nicht, woher ich's hab. Denn ich war nie in Rom und selten in einer Kirche. Also mit der heiligen Cäcilie ist's nichts. Aber die andere Geschichte, die längere und häßlichere, die kein Mensch kennt außer mir und — ihr, die ist noch dümmer, denn sie ist wirklich passirt. Einem lebendigen Menschen passirt! Einem Menschen, der heute reich und angesehen und glücklich sein könnte, wenn er niemals an etwas Anderes geglaubt

hätte, als an den Klumpen Wirklichkeit, den er in der Hand hielt."

Der Geiger war zum Fenster getreten, wo die hereindringende Nachtluft ihm wohl zu thun schien. Noch deckten hier und dort zerrissene Wolkenfetzen den Himmel, doch leuchtete eben hell der Vollmond nieder und ließ die Landschaft erkennen. Der Geiger schien einen bestimmten Punkt, einen Baum, der sich drüben auf dem langgestreckten Hügelrücken scharf vom Himmel abhob, anzustarren. Es mochte so mehr als eine Viertelstunde vergangen sein, während welcher wir nicht wagten, den Künstler aus seinen Träumereien zu wecken.

Endlich wandte er sich um, blickte uns mit klaren Augen Einen nach dem Andern an. Dann sprach er: „Kommt!" und verließ die Stube, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Ohne Besinnen folgten wir ihm.

Unser räthselhafter Führer schritt eilig voran. Erst ging es den Berg herunter, auf dessen Kamm die Waldschenke lag, dann folgten wir dem Thale, bis wir an die steinerne Einfriedungsmauer eines Wildparkes gelangten.

Der Geiger eilte weiter.

Selbst hier, im Schatten der Mauer und der überragenden Parkbäume fand er sich zurecht, als wäre es lichter Tag. Er mußte diesen nächtlichen Gang schon oft gemacht haben.

Längs der Mauer führte ein schmaler Weg auf dem Abhang eines andern Berges empor. Auf diesem schmalen Pfade stürmte der Geiger voran, bis er an einem Kreuzweg unter einer hohen Kiefer Halt machte. Das war der Baum, der von unserer Stube aus zu sehen gewesen.

Da uns unser Hinweg längs dieses Parkes geführt hatte und uns die Stelle durch den schönen Fernblick aufgefallen war, konnte ich mich rasch orientiren. Wir standen vor dem Thierpark des Herrn Struckmann, eines bekannten reichen Fabrikanten, der im Gebrauche seines mühselig erworbenen Reichthums am Liebsten mit den Kavalieren der Umgegend wetteiferte. Seine Thiergärten, seine Kuriositätensammlungen waren bis in die Hauptstadt hinein gerühmt. Ich hatte seine Tochter, eine nervöse, blasse Dame, die an einen unbedeutenden Herrn vom Landadel verheirathet war, im letzten Winter bei Verwandten kennen gelernt. Im Sommer lebte sie stets mit ihrem Vater auf dessen Landgut. Ich hatte die Absicht, diese flüchtige Bekanntschaft zu benutzen, um meinem Freunde Zutritt zu dem Museum des Herrn Struckmann zu verschaffen, welches alte musikalische Instrumente vom höchsten Werthe enthalten sollte. An eben diesen Sammler hatte Victor beim Anblick des Bogens gedacht.

In unserer Freude an der Landschaft hatten wir fast unsern ersten Plan vergessen. Und nun standen wir um Mitternacht an dieser Mauer, ohne zu wissen, was wir hier erfahren sollten.

Der Geiger hieß uns auf der Holzbank unter der Kiefer Platz nehmen. Er selbst setzte sich nicht nieder. Die folgende Geschichte berichtete er bald vor uns stehend und lebhaft gestikulirend, bald hinter uns an der Mauer lehnend. Auch machte er in seiner Erzählung häufig lange Pausen, während deren wir stets fürchteten, um den Schluß seiner Mittheilung zu kommen. Und wenn ihn der Gang des Berichtes an eines seiner früheren Konzertstücke erinnerte, unterbrach er sich wohl selbst, um die

theuren Melodien zu spielen, wobei er sich entweder streng an das Original hielt oder dasselbe mit wilden Arabesken verzierte.

Auch jetzt nahm sein Gesicht den Ausdruck der Ironie an, der uns schon in der Stube so seltsam ergriffen hatte. Er begann:

...... „Also Marienhöhe heißt jetzt die Stelle unter diesem Wunderbaume! Hat sich was mit der Höhe! Niedrig, niedrig ist alles Hohe der Welt! Die Marienhöhe kann was davon erzählen.

„Es sind nun schon ein paar Jahre her, da kam so ein junger Kerl wie Ihr da in diese Gegend.

„Ah bah, ich war's! Wozu soll ich Umschweife machen? Ich will Euch ja die ganze Geschichte erzählen, damit Ihr erfahrt, wie's auf der Welt zugeht, und da muß ich schon mein bischen Inneres umwenden und Euch rund heraus sagen: Ja, ich war's, ich!

„Du sollst nicht zu Grunde gehen, Du närrischer Klavierspieler Du! Warte auf kein Zeichen vom Himmel, denn selbst die Abendröthe ist nichts als ein schmutzigeres Sonnenlicht! Wartet auf keine Muse, denn die Musen tödten Eure Herzen, um Euer Gehirn wuchern zu lassen! Hütet Euch vor Euren Musen! Sie sind alle heimlich doch Vampyre.

„Und wenn Du, wie ich einmal, eine Muse unter einem Baume findest, so geh' vorüber und wende Dich nicht um!

„Ich werde so achtzehn Jahre alt gewesen sein. Ich hatte das Abiturientenexamen hinter mir, gerade wie Ihr wahrscheinlich, ich wollte die Welt sehen, gerade so wie Ihr, ich wollte auf dieser ersten Wanderschaft große Thaten thun und große Männer sehen, die Welt erlösen und mich mit lüderlichen

Frauenzimmern abgeben, — weiß der Teufel, was ich Alles wollte. Gerade so wie Ihr! Nicht wahr? Seid still und hört!“

„Aber eins muß ich noch sagen! Ich war guter Leute Kind. Ah, mein Herr Vater — meine Mutter habe ich nie gekannt — starb zwar, als ich noch ein Knabe war, aber mein Herr Vater war ein braver Mann. Man hatte an mir schon frühzeitig Talente für die Musik entdecken wollen. Mein Vater aber sagte: Er soll kein Wunderkind werden. Er soll was Tüchtiges lernen. Er soll wenigstens die hohen Wissenschaften des Gymnasiums zu Ende bringen, und wenn er das Abiturientenexamen mit Auszeichnung besteht, dann soll ihm die Wahl seines Berufs frei stehen.

„Und ich war fleißig. Trotzdem ich gleichzeitig einer der besten Schüler des Konservatoriums war, hatten die Lehrer des Gymnasiums nicht über mich zu klagen. Eines Tages stand ich mit den schönsten Schulzeugnissen von der Welt vor meinem Herrn Vormund und bat ihn um die Erlaubniß, Musiker werden zu dürfen. Der Herr Vormund — ich habe wahrhaftig den Namen vergessen — hatte es sehr eilig. Er sagte zu Allem ja, bot mir die erste Cigarre an, erzählte mir allerhand Streiche aus der Jugendzeit meines Vaters, — dann riefen ihn Geschäfte ab und ich war entlassen.

„Es geht nichts über einen so bequemen Vormund. Man ist die Verantwortlichkeit für seine eigenen Handlungen los; man begeht die tollsten Dummheiten und überläßt dem alten Herrn die nöthigen Gewissensbisse. Nur daß dieser kein Gewissen hat.

„Nicht wahr, es giebt in den Universitätsstädten noch immer Philosophen, welche für auskömmlichen Gehalt die Freiheit des individuellen Willens mit der Unerbittlichkeit der über uns waltenden Noth zu vereinigen suchen und dabei heimlich die Verantwortlichkeit herein- und wieder herausschmuggeln. Sie sollten bei Vormündern lernen gehn.

„Mein Vormund ließ mich vogelfrei. Wohl gab er mir einige billige Weisheitsregeln mit auf den Lebensweg. Sie waren aber vor Alter so verrostet, daß er in der Lektion plötzlich stockte und sich selber auslachte.

„Ich war im Zweifel, wozu ich meine neue Freiheit zuerst benutzen sollte; da überredeten mich einige Kameraden vom Konservatorium leicht, mit ihnen gemeinsam eine übermüthige Kunst- und Vergnügungsreise durch unsere Provinz zu machen. Wir wollten mit unseren Instrumenten von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen durch die schönste Landschaft meiner Heimath ziehen, sehen und hören, was vorkam, und unser Leben uns fröhlich ergeigen.

„Mein Lehrer im Geigenspiel sagte mir's zwar und ich wußte es auch ohne ihn, daß meine Kameraden es nur auf's Geldverdienen abgesehen hätten und daß gerade ich, dem es doch um den Spaß zu thun war, die eigentliche Zugkraft unseres Quartetts abgeben würde. Ich ließ mich verleiten, weniger fast von meiner eigenen Abenteuerlust als von den Worten meiner Freunde.

„Ich war von jeher so gewesen, daß ich mich gern leiten ließ. Auf der Schule schon klagten die Lehrer über das, was sie Mangel an Energie nannten. Und doch hatte ich Energie. Sie mußte nur ge-

weckt werden. Wenn meine kleine Cousine nur winkte, konnte ich ihretwegen drei Stunden weit um die großen Pflaumen laufen, die sie so gern aß. Und wenn Apollo mir erschienen wäre und mir gesagt hätte: Bring' einmal die Sterne zum Tanzen! — ich glaube, ich hätte nicht aufgehört zu fiedeln, bis daß der Mars die Venus zur Polonaise gefordert hätte. Aber Apollo mußte mir erst erscheinen! Von selbst brachte ich nichts zu wege. Da die Götter, auf die ich wartete, beharrlich schwiegen, überließ ich mich den Kameraden. Und als diese mich riefen, ging ich eben mit.

„Wie mir auf dieser tollen Reise zu Muthe war, das könnt Ihr noch nicht richtig beurtheilen, weil Ihr selber noch so grüne, dumme Jungen seid, wie ich damals einer war. So ein Kerl, der sich wie der heilige Mozart selber vorkommt, weil er die Dorfschönen nach einigen Takten eigener Erfindung hat tanzen lassen, und der den Schafen der Heerde was vorgeigt, wenn kein anderes Geschöpf ihm zuhören will. Ein Kerl, der auf freier Landstraße die vorüberfahrende Fürstin mit frechen Liebeswerbungen ankrakehlt und Abends im Wirthshause der verblüfften Kellnerin die Hände küßt. So ein Kerl war ich auch! Aber grad gewachsen, sauber gehalten, gut gekleidet und — zwanzig Jahre alt!

„Trotz meiner unvernünftigen Fügsamkeit fing ich bald an, mich wie die Primadonna unserer kleinen Truppe zu betragen. Ich durfte Launen haben. Und da die Uebrigen — schäbige Bursche, denen „Du" gesagt zu haben ich mich noch heute schäme, ich, der Bognerfranz! — da die Uebrigen den Gewinn blos unter sich vertheilten und mir, wahrscheinlich aus Achtung vor meiner Kunst,

auch nicht einen Pfennig anboten, so durfte ich meinen Launen wohl hie und da nachgeben. Ich spielte zwar mit ihnen zusammen, aber sonst hatte ich wenig Verkehr mit den saubern Brüdern, welche mich widerliche Dinge lehren wollten.

„Während sie Karten spielten oder noch Schlimmeres trieben, zog ich mit meiner Geige im Wald und Feld umher, musicirte den Engeln im offenen Himmel was vor und bildete mir was Rechtes ein.

„Eines Tages — na, jetzt kommt die Geschichte. Mir ist, als sei meine Zeit gekommen, als müßte ich endlich den Bogen der heiligen Cäcilie von mir thun und mich hinlegen und sterben. Hahaha! Macht keine so langen Gesichter. Es giebt nichts Tragisches auf der Welt. Es giebt nur traurige Geschichten. Und über die sollte nur weinen, wen sie getroffen haben. Also Mund zu und Ohren auf! Der Bognerfranz will vor seinem fröhlichen Ende zum ersten und zum letzten Mal die wahre Geschichte von seinem Fiedelbogen erzählen. Warum? Weil jeder Mensch zum alten Weib wird, sobald er lange nicht mehr in seiner eigenen Sprache geredet hat. Wie lang, wie lange schon habe ich den gebildeten Jargon nicht mehr gesprochen, in welchem ich so mühsam erzogen worden bin. Hab' wohl auch manches elegante Wort wieder vergessen. Bah!

„Ihr müßt darum nicht glauben, daß ich mich hier auf dem Dorfe allezeit unglücklich fühle. Wie hieß doch der griechische Hundephilosoph? Ihm muß wohl gewesen sein! Eine Brodkrume zu verschlucken, wenn es einen hungert, aus der Quelle Wasser zu trinken — oder einmal auch ein halbes Dutzend Schoppen Bier — wenn's dürstet, und dazwischen nichts, nichts, als schlafen, träumen, phantasiren

und schweigen. So wohl müßte den großen Dichtern gewesen sein, wenn sie ihre Gedichte unvollkommen und unausgesprochen in ihrem Innern hätten behalten können und nicht eitel gewesen wären.

„Ruhe!! Solche Menschen brauchten gar nicht zu sterben, wenn ihr Dasein niemals, niemals von außen wäre unterbrochen worden, wenn sie keine Erinnerung an die Tage des Kampfes hätten.

„Es war also an einem glühend heißen September-Nachmittag. Ich lag neben einer alten Parkmauer unter einer hohen Kiefer — was habt Ihr Euch so dummschlau anzusehen, Ihr Burschen? Giebt's denn nicht auch anderswo solche Plätze, wie dieser hier? Wenn Ihr noch einmal muckst, so ist es vorbei mit Geigen und Erzählen!

„Also ich lag da auf dem Rücken und schaute zwischen den Zweigen des Baumes in den tiefen Himmel hinein. Was ich darin suchte, weiß ich nicht mehr. Es wird auch wohl meine Muse, mein Ideal oder ähnlicher Schnickschnack gewesen sein. Und der Himmel schien immer schwärzer und schwärzer zu werden, die Ruhe um mich her immer todtenähnlicher.

„Meine Geschichte sollte eigentlich moralisch sein; denn nur darum erzähl' ich sie Euch, damit ich züchtiglich mit dem Spruchlappen schließen kann: seid immer fleißig nach dem Geschäft aus! Legt Euch nicht unter alten Bäumen ins Gras, weder bei Tage noch bei Nacht. Denn da könntet Ihr leicht zu einem Schnupfen oder zu einer überirdischen Erscheinung kommen, ohne zu wissen wie. Und Beide sind gleich schlimm.

„Damals aber erlebte ich die Geschichte blos und verstand ihre Moral noch nicht. Ich sehnte

mich nach irgend etwas, dachte nach, was es wohl sein könnte, und schlief darüber ein.

„Meinem Erwachen ging eine seltsame Beängstigung voraus. Ich glaubte im Traume, daß meine fiedelnden und saufenden Gesellen mit schweren Eisenhämmern auf mich losschlügen, ich hörte sie grimmig lachen. Jetzt traf aber ganz deutlich ein mörderischer Schlag ins Gesicht, ich erwachte. Bevor ich ganz zu mir selber kam, glaubte ich noch ein köstliches Kinderlachen zu vernehmen, dann die Worte: Marie, sois gentille! Kleider rauschten hinweg. Jetzt schlug ich die Augen auf — aber da glaubte ich erst recht zu träumen. Um mich her auf dem Rasen, auf meinem Körper selbst, auf meiner Geige, auf meinem Hut lagen hunderte der duftigsten Blumen umhergestreut.

„Es giebt keine Engel, weder im Himmel noch auf Erden. Es giebt nur alberne kleine Mädchen, welche mit hübschen Musikantenjungen schlechte Scherze anstellen. Es giebt keine Fee in der Schöpfung. Denn die Welt ist ja leider von einem alten Herrn geschaffen worden und nicht von süßen Kindern. Es giebt auch keine Wunder. Also war das mit den Blumen auch nicht wunderbar. Ich hätte lächeln sollen. Nur daß ich nicht lächelte. Die Rosen waren zu schön.

„Ich handelte übrigens gerade so, wie Ihr gehandelt hättet. Ich forschte erste eine Weile vergebens nach einer Spur meiner gütigen Fee. Ich kletterte auf die Umfassungsmauer und blickte nach allen Richtungen aus, — nirgends war etwas zu erblicken, was als Sitz einer Fee oder als Versteck eines noch so feenhaften Menschenkindes hätte gelten können. Ich mußte mich endlich bequemen, meine

Blumen zu einem unförmlichen Strauße zusammenzuraffen, und, in selige Träumereien versunken, den Heimweg anzutreten.

„In der folgenden Nacht schloß ich die Augen nicht. Ich wiederholte mir alle Momente meines Erwachens, um aus ihnen immer wieder die Sicherheit zu schöpfen, daß ich wirklich der Held eines so schmeichelhaften Abenteuers geworden. Mit den Händen wühlte ich dabei unablässig in den theuern Blumen, mit welchen der Kobold meines Traumes nach mir geworfen hatte.

„Am folgenden Tage, um die Zeit meines Wunders, lag ich selbstverständlich wieder unter dem Kieferbaum. Aber ich wollte nicht schlafen. Ich hatte mir vorgenommen, mich schlafend zu stellen und so meine Fee, die ja gewiß wiederkam, auf frischer That zu ertappen. Der verdammte Schlaf! Wäre ich damals wach geblieben, das Schicksal zweier Menschen wäre anders geworden und eine recht ausführliche Geschichte der Musik hätte vielleicht ein neues Kapitel erhalten. Ah bah, dem Sirius ist es ja doch einerlei!

„Also ich schlief ein, nachdem ich länger als eine Stunde umsonst gelauert hatte. Und wieder begann es um mich her sich zu regen wie der Tritt von Wichtelmännchen. War es Traum? War es dumpfe Wahrnehmung der Wirklichkeit? Es tanzte um mich herum und sang und lachte und das Alles so unhörbar leise, daß es nicht von Menschen herrühren konnte. Dann näherte es sich weich und warm meinem Gesicht und schaute mir tief, tief durch die geschlossenen Augen in die Seele hinein.

„Ich konnte die Gestalt nicht sehen, die mir so nahe zur Seite kniete, daß sie mir ordentlich den

Athem benahm. Aber unendlich wohl war mir um's Herz. Ich hatte noch nie im Leben geküßt und noch nie küssen mögen. Jetzt auf einmal, im Schlafe, lockte es mich, die Arme zu regen, die Traumgestalt um den Nacken zu fassen und leise leise die Lippen zu berühren, die noch immer so siedend nah meine Wangen streiften, ohne sie zu berühren.

„Aber die Gestalt zerfloß. Nur noch einmal schwebte sie wieder heran und berührte mit ihrem goldenen Finger meine Geige. Ja, es war *meine* Geige! Ich hätte den Ton aus hundert wiedererkannt; aber es war doch wieder nicht der Klang, wie ihn mein Bogen jemals zu erreichen vermochte. Ein himmlischer Ton erfüllte die Luft, und schwoll zu der Stärke des Donners an, — aber er weckte mich nicht, so sanft erklang er aus der Ferne. Und dort, dort öffnete sich der Himmel und Millionen von Engeln füllten den Raum, wie die Blüthen einen Kirschbaum im Mai, und alle hatten sie Geigen in den Händen und fiedelten lustig auf ihnen herum und sangen dazu französische Lieder. Die Melodien konnte ich nicht vernehmen, die Engelsköpfchen nicht erkennen und von dem Text verstand ich nichts, als immer nur das eine Wort: Marie, sois gentille!

„Und mit eins schloß sich der Himmel. Wieder trippelte es neben mir und meine Geige erklang neckisch, als zupfte eine kleine Elfenhand heimlich an den Saiten.

„Mit einem gewaltsamen Ruck wollte ich den Schlaf von mir werfen und es gelang mir auch so weit zum Bewußtsein zu kommen, daß ich die flüsternde Kinderstimme hinter mir und schwere

Tritte neben mir unterschied. Aber noch lag der Körper da, im Schlafe erstarrt, noch konnte ich die Augen nicht öffnen. Als ich aber die Schritte sich entfernen hörte und fürchtete, abermals jede Spur meiner Fee zu verlieren, da machte ich eine letzte Anstrengung, wach war ich und glotzte wie ein Wahnsinniger das Geschenk der Wichtelmännchen an.

„Vor mir, so ungezogen nahe, daß ich beim Aufstehen mit dem Kopfe daran stieß, hing ein Ding, das goldig in der Sonne glitzerte und sich im Winde wie neckend hin und her bewegte. Ein goldener Fiedelbogen war's. Dieser Bogen. Er hing an einer dünnen silbernen Borde vom untersten Ast der Kiefer herunter. Kein Zweifel, daß er mir gehörte.

„Jetzt erhob sich ein leichter Wind, der den Bogen stärker schaukeln ließ und ihn für einen Augenblick ein wenig weiter entfernen wollte. Wild griff ich nach meinem Eigenthum, als könnte es mir vom Windhauch gestohlen werden und riß den Bogen von der Borde los. Da stand ich, das himmlische Geschenk mit zitternder Faust an die Brust gepreßt, rathlos, verlegen, ärgerlich, und doch selig, selig, wie nie wieder in meinem Leben, und wenn tausend entzückte Menschen mit Jubelrufen mich umtosten, und wenn der heilige Geist der Musik selber aus den Saiten meiner Geige mich liebevoll zu grüßen schien — nie wieder so selig.

„Dabei war ich ein verdammt pfiffiger Bursche. Ich verlor meinen klaren Kopf nicht eine Sekunde. Daß ein Ueberirdisches mir diese Gabe herabgesandt hatte, um mich feierlich als Geiger von Gottes Gnaden anzuerkennen, — Unsinn. Daß dieser goldene Bogen, dessen unerhörte Form freilich aus

keiner menschlichen Werkstatt hervorgegangen zu sein schien, mir von einem alten Meister aus dem Himmel zugeworfen wurde, — Unsinn. Daß eine holde Fee über mir waltete, die in Liebe zu dem Jüngling entbrannt war und mit Ruhm und Rosen sein Leben zu schmücken versprach, — Unsinn, Unsinn!

„Und dennoch, dennoch! Es wäre zu schön! Ich glaub' es nicht, aber ich will es glauben. Und ist es ein Traum, so will ich ihn austräumen und will mich nicht wecken lassen und will lieber sterben, im Glauben an meine holde Fee, als wachen, sehen, leben und erfahren, daß die himmlischen Feen dem Jüngling ins Gesicht lachen, den sie zu lieben scheinen.

„Wenn ich Euch sage, daß ich wüthend war auf meine kleine Wohlthäterin, so werdet Ihr das nicht begreifen. Ihr müßt auch nicht zuhören, Ihr könnt schlafen oder auch davonlaufen meinetwegen, ich aber muß endlich, endlich einmal vom Herzen wälzen, was mir seit langen lastenden Jahren den freien Athem benimmt. Die alte Kiefer wird mir schon zuhören.

„Ja, ich war grimmig auf meine Wohlthäterin, grimmig auf das menschliche Wesen, das gewiß schwerfällig genug war, um die Grashalme unter seinen Füßen zu knicken und das dennoch mit mir nach Feenart zu spielen unternahm.

„Man ist nicht umsonst ein wohlerzogener Knabe. Man weiß ja, wie es in der Welt zugeht, man kennt das Schickliche. Wenn ich jetzt die Parkmauer entlang ging und so lange suchte, bis ich das Wohnhaus fand, dann konnte ich ja hineingehen, meine beiden Abenteuer erzählen und Auskunft verlangen über die Person, die es gewagt

hatte, Vorsehung zu spielen. Oh, ich wollte schon durch mein Benehmen das Lachen vertreiben, mit dem man mich sonst wohl empfangen könnte. Ob hinter meiner gütigen Fee ein kindischer alter Herr steckte, oder eine sentimentale französische Gouvernante, oder am Ende wirklich die kleine süße Marie mit dem herzigen Stimmchen, einerlei, ich wollte mir solche Scherze verbitten und den goldenen Fiedelbogen dem Eigenthümer zurückstellen. Und wenn sie ihn nicht wiedernehmen wollen, so werf' ich den Bogen dem Schloßherrn vor die Füße.

„Freilich, so scharf ich auch ausblickte, nirgends war etwas zu erblicken, was einem Hause ähnlich sah. Ich habe das Schloß auch bis heute noch nicht mit Augen geschaut. Zu dicht stehen die hohen Bäume rings umher. Nur bei Nacht, wenn es so finster ist wie heute und sie noch Licht im Schlosse haben, dann glitzert ein leiser Schimmer . . .

„Seht, seht, da leuchtet es wie ein Stern durch Gezweige hindurch. Seht Ihr's auch, Ihr Bursche, das feine Feenschloß, in welchem die Töchter der Luft mit verlorenen Menschenseelen tanzen? Seht auch Ihr das Irrlicht, das mich in den Sumpf gelockt hat, bis mir das trübe Wasser die Augen deckt! Seht Ihr die strahlende Lampe im Boudoir der Gnädigen? Was brauchen sie Licht, so spät nach Mitternacht? Entweder es ist wer krank im Hause, oder sie vertanzen sich die Nacht. Bah, dem Sirius ist's einerlei . . .

„Ja, zurückgeben wollt ich den Bogen und belog mich damit selbst. Denn heimlich, ganz im hintersten Winkel meines Herzens flüsterte mir die Hoffnung zu: Wenn sie im Schlosse von nichts wußten, wenn

Niemand auf Erden den Bogen kannte, wenn ich dennoch ein Liebling der Feen war!?

„Und mußte ich denn erst fragen? Mußte ich mich der Gefahr aussetzen, daß sie mir den Bogen wieder fortnahmen und ich mein Leben weiterführen mußte ohne Engel, ohne Fee? War ich nicht ein Thor, daß ich an meinem Glück noch zweifelte? Mein war der Bogen! Eine Fee hatte ihn mir im Schlafe gereicht. Ich will es so und wer es anders weiß, der lügt.

„Meinen alten hölzernen Fiedelbogen zerbrach ich mit Gewalt und warf ihn als Gegengeschenk in den höchsten Wipfel der Feenkiefer. Jetzt war der goldene Bogen erst recht mein, eingetauscht gegen meinen eigenen, den Menschenhände verfertigt hatten. Ich ergriff mit fester Hand das Feengeschenk und mit meinem schönsten Liede sagte ich den Himmlischen meinen Dank.

„Dann blickte ich noch einmal dankbar zur Kiefer empor, lauschte, ob kein Menschenathem zu hören, — und wie ein Dieb war ich entflohen.

„Meine erste Sorge war es, meinen Schatz vor den Augen der Kameraden zu verbergen. Sie hätten mir am Ende doch mein Geheimniß abgefragt, und wenn sie es erst wußten, alsdann ade Feenreich und himmlische Sendung! Wenn sie es erst wußten, dann war das Wunder herabgewürdigt zu einem gemeinen Abenteuer, aus welchem der Eine frühreife Liebeslust, der Andere goldene Schätze erhofft hätte. Vor Allem durften meine Kameraden nichts erfahren. Sie waren nur kleinliche, spottsüchtige Menschen und der Spott tödtet ja das Ideal.

„Hört Ihr noch zu, Knaben? oder schlaft Ihr schon? Ihr wacht? Na, desto schlimmer für Euch.

Ihr müßt nämlich wissen, ich war damals noch nicht so klug wie heute, ich hatte damals noch eine ganze Menge von Idealen, zusammengeklaubt aus alten und neuen Gedichten, einen ganzen Ameisenhaufen von Idealen oder — wenn Euch das besser gefällt, ein ganzes Museum von ausgestopften, in Spiritus gesetzten, vielleicht auch nur nachgemachten Idealen. Aber meine Fee war doch mein Oberideal geworden.

„Ich hätte mich vor dem Spott meiner Kameraden weniger gefürchtet, wenn ich meines Glaubens vollkommen sicher gewesen wäre. Fluch der Selbsttäuschung! Man bildet sich eine Narrethei gegen sein eigenes besseres Gewissen ein und zittert vor jedem lauten Wort, weil man weiß, daß es das bessere Gewissen wecken wird.

„Ich langte verstört in unserer Herberge an. Um nicht aufzufallen, ging ich zu den Kameraden in die gemeinsame Stube, nachdem ich mein Feengeschenk sorgfältig versteckt hatte. Aber nicht einen Augenblick konnte ich an etwas Anderes denken. Mehr als einmal sprang ich auf, weil mich die unsägliche Angst befiel, als griffe soeben eine unberufene Hand nach meinem Schatz.

„In unserer großen Stube ging es wild zu. Sie spielten Würfel. Der Blonde, den wir im Verdacht hatten, daß er falsch spielte, beklagte sentimental unsere mißglückten Pläne. Offen trat die Geldgier hervor. Warum sollten sie sich auch noch Zwang auferlegen? Sie hatten mich ja so weit mitgeschleppt. Ich würde sie ja jetzt nicht mehr verlassen.

„Ich weiß, was ich möchte, — rief der Blonde, ein Lump von sechszehn Jahren. — Einen Zauberbogen, der mit jedem Strich ein Goldstück aus den

Darmsaiten holt. Dann würde sich das Geigen noch verlohnen!

„Mir krampfte sich das Herz zusammen bei seinem Worte. War ich denn schon verrathen?

„Da stürmte der lange Ungar herein, unser Säckelmeister, dessen Stärke im Abzählen der Pausen und der Einnahmen bestand. Er brachte gute Nachrichten. Der Gutsherr, ein leidenschaftlicher Musikfreund, hatte uns vor einigen Tagen spielen gehört. Er, sein kleines Mädchen und deren komische französische Bonne. Man verlangte, uns auf dem Schlosse zu hören. Die Bursche jubelten bei dieser Meldung und riefen durcheinander nach der Kellnerin. Sie witterten gute Bezahlung.

„Mir trat der Schweiß auf die Stirn, als ich von dem Gutsherrn und seinem Hausstande hörte. Ich wollte fort, fort, in andere Thäler, in denen man den dummen Tratsch über musikliebende Gutsherrn und ihre Kinder nicht mehr vernahm.

„Schon begannen meine Kameraden ein Programm zusammenzustellen, bei welchem stark auf mich gerechnet war.

„Erregt rief ich dazwischen, daß ich nicht Lust hätte, in Privathäusern was vorzuspielen. Das ginge gegen unsere Abmachungen. Sie würden mich ganz und gar vertreiben, wenn sie unsern Ferien-Ausflug zur Geschäftsreise machen wollten!

„Der Ungar antwortete höhnisch. Er hatte sich hinter die Schloßbediensteten gesteckt und wußte Bescheid. Das kleine Mädel auf dem Schloß verlangte gerade nach mir und wenn ich mich weigerte, mitzukommen, so sei der ganze Verdienst beim Teufel.

„Sei kein Narr,“ sagte weich der Semmelblonde. „Das Mädel ist verliebt in Dich; so greif doch zu und nimm mit, was zu haben ist.“

„Ich verbot ihm wuthschnaubend die Rede. Ein Wort gab das andere. Beleidigungen flogen durch die Luft, ohne Schläge ging's auch nicht ab.

„So brauchte ich einen Streit nicht erst heraus-zufordern. Nur meine Gutmüthigkeit hatte mich bisher zu unerträglichen Dingen schweigen lassen. Heute lebte ich unter dem Banne höherer Mächte, ich konnte nicht abermals nachgeben. Ich war frei geworden.

„Nicht eine Nacht blieb ich mehr mit ihnen zusammen, eilig, immer noch mit der lauernden Hast eines Diebes, entschlüpfte ich und kehrte von der nächsten Eisenbahnstation noch in derselben Nacht in meine Vaterstadt zurück.

„Hier, auf meinem stillen Studentenkämmerchen ergriff ich erst mit ungeschmälerter Freude Besitz von dem köstlichen Geschenke der Feen. Hier durfte ich vor Späheraugen sicher die langen Tage damit verbringen, alles bisher Erlernte mit dem neuen Fiedelbogen noch einmal durchzugehen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinen gewiß allgegenwärtigen guten Feen Proben meines bisherigen Fleißes zu geben.

„Ihr müßt nämlich wissen, neugierige Bursche, die Ihr seid, daß die Feenhaftigkeit der Bogen-spenderin immer bestimmter hervortrat, je längere Zeit über dem Abenteuer vergangen war. Ich träumte mich allmählich in eine ganze Sagenwelt hinein, in welcher die reizendsten Märchen zu den natürlichsten Dingen gehörten. Und daß ich das Recht hatte, mich als den auserwählten Helden der Märchen zu

betrachten, trug zu meiner Freude an diesen unvernünftigen Gebilden nicht wenig bei. Die kleinen, verhältnißmäßig recht vernünftigen Züge, welche mich unmittelbar nach dem Erlebniß das Räthsel hätten ganz richtig lösen lassen, schwanden immer mehr aus meiner Erinnerung. Ich erzählte mir selbst täglich mein Abenteuer, wie ein richtiger Dichter sich täglich seine alten Gedichte vorliest, und täglich nahm es eine übersinnlichere und — wie mir damals schien — schönere Form an. Es fehlte nicht mehr viel und ich belog mich, ich hätte offenen Auges die Fee gesehen und offenen Ohres ihre Stimme gehört, wie sie mir, vom Himmel niederschwebend, das Weihegeschenk in die Hand drückte.

„In der Stadt verkehrte ich mit manchen braven Menschen, jüngern und ältern, welche meines Vertrauens wohl werth gewesen wären. Aber immer ängstlicher hütete ich mein Geheimniß, denn ich ahnte, daß Niemand mein Glück mir gönnen, daß Niemand an meine überirdische Berufung glauben würde. So begann ich ein Doppelleben zu führen, welches durch die Art des Bogens hier und dort genugsam bezeichnet war. Unter meinen Genossen, in befreundeten Familien, bei meinen Lehrern war ich der rastlose Kunstjünger, der seltsamer Weise von seiner ersten, an Mißerfolgen und bittern Erfahrungen gewiß überreichen Kunstreise eine unerklärliche Zuversicht, eine übermüthige Eroberungslust mitgebracht hatte.

„Daheim aber — und ich war fast immerwährend daheim in meiner kleinen Stube — da begann die Kraft des Feenbogens sich an mir zu bewähren.

„War ich bisher ein fleißiger Schüler gewesen, ehrgeizig genug, die gestellten Aufgaben zur Zu-

friedenheit der Lehrer zu lösen, so wurde ich jetzt ein verständiger kleiner Meister, der an sich selbst die höchsten Ansprüche stellte und nicht müde wurde, bevor er sie erfüllt. Das hätte ich mit einem andern Bogen nie fertig gebracht — glaubte ich, wenn mir wieder einmal eine schwierige Passage nach tagelangem Ueben geglückt war.

„Niemand beaufsichtigte jetzt meinen häuslichen Fleiß, Niemand spornte mich an, ich hatte keine Eltern, keinen Freund, keine Geliebte, und doch arbeitete ich jetzt jahrelang wie ein Sträfling, ah bah — ich arbeitete wie ein Tagelöhner, der sechs lebendige Kinder hat. Was mir die Kraft gab? Ich wußte, daß ich der größte Geiger der Welt werden sollte. Es ist nicht schwer, die zwölf Arbeiten des Herkules zu verrichten, wenn man weiß, daß man der Liebling der Götter oder der Feen ist. Es ist was Eigenes um die Sicherheit. Ein Millionär verhungert, wenn er seine Schätze nicht kennt, und ein Bettler wird reich, wenn er an seinen Reichthum glaubt.

„Ein nüchterner Zweifler soll's 'mal versuchen, mit diesem Bogen in der Hand was anzufangen. Heute darf ich's ja gestehn: Wie Blei lag das Ding da zwischen meinen Fingern, bevor ich mich an sein ungebräuchliches Gewicht gewöhnt hatte. Und als ich dieses nicht mehr empfand, ging's mit dem hölzernen, eklen Allerweltsfiedelbogen nur noch leichter.

„Ich hätte das ganz natürlich erklären können? Meint Ihr? So versteht Ihr mich noch immer nicht? Ich wollte nichts verstehn, ich wollte nichts erklären, ich wollte nicht Allerweltsgeiger und Allerweltsmensch sein, — ich war aus anderem Stoffe geschaffen.

„Die Uebrigen verfehlten auch nicht, durch lächerliche Kopfschüttelei an mir zu verderben, was etwa noch heil war. Selbst Männer fanden sich, welche von dem schwärmerischen Glanze meiner Augen sprachen.

„Wer weiß, ob Ihr nicht auch solche Redensarten bereit hättet, wenn ich seitdem nicht manchen trüben Tag vertrunken hätte.

„Aber damals trank ich noch nicht! Damals war ich ein aufgehender Stern, ein Meerwunder, ein — na, dem Sirius ist wohl auch das einerlei.

„Ei, und wie liebenswürdig man den verehrten Mitmenschen erscheint, wenn man fest daran glaubt, den Zauber-Fiedelbogen zu Hause im Kasten zu haben. Ihr könnt es mir schon nachsprechen, ich war damals in der That ein liebenswürdiger Bursche. Ja, in einer Beziehung war ich geradezu ein Weltwunder: Ich war ein junger Künstler ohne Neid. Was braucht auch der erst neidisch zu sein, der von den Ueberirdischen zum größten der Künstler auserwählt ist. Es giebt einen Hochmuth, der so groß ist, daß er uns bescheiden zu machen scheint.

„Ei, und die Anerkennung blieb am Ende auch nicht aus. Freilich kam's nicht über Nacht, wie ich mir das so vorgeträumt hatte. Als ich zum ersten Male vor einem großen Publikum öffentlich spielte, fielen mir nicht gleich alle Menschen zu Füßen, nein. Aber Alle lobten mich und Einzelne sagten mir eine große Zukunft voraus. Und im nächsten Jahre waren der braven Propheten schon viele und die kleine Gemeinde wuchs immer mehr an, bis ich eines Tages wirklich der gefeierte Geiger unserer musiknärrischen Vaterstadt war. Man hatte mich lange genug den Herrn N. genannt, dann den be-

gabten, dann den hochbegabten Herrn N., man hatte endlich den demokratischen Ehrennamen „Herr" fortgelassen, man hatte mich den bekannten, vielversprechenden N. genannt, am Ende gar unseren und unseren berühmten N.

„Ich wunderte mich nicht ein Bischen über meine Erfolge, höchstens über deren Langsamkeit. Es erschien mir wie eine seltsame Laune der Fee, daß ich Mühe und Arbeit anwenden mußte, um das aus mir hervorzulocken, was ja der goldene Bogen mit Zaubermacht mir in die Seele gelegt hatte. Aber ich war der Fee nicht gar zu böse. So konnte ich mir doch wieder einbilden, nicht Alles dem Fiedelbogen, sondern ein Theil dem eigenen Willen zu verdanken.

„Auch dieser Stolz war mir nicht so recht ernst. Ich hielt von meinem Bogen eben mehr als von mir selbst. Darum wurde ich nicht albern, wie die Andern, wenn die Gesellschaft mich in ihrer seelenmörderischen Weise auszeichnete.

„Ich ließ mich, willfährig wie immer, von einem Salon in den andern schleppen, ich spielte bei Prinzen und Bankiers, bei Journalisten und bei Sängerinnen. Ich begleitete mit meiner Geige zu Spiel und Gesang. Ich begleitete die Künstler und die Pfuscher. Und da ich mich nicht dafür belohnen ließ, wurde ich bei den Leuten immer populärer.

„Ich ließ mir wirklich nichts schenken. Die theuersten Soupers waren an mir verschwendet. Ich war noch zu jung und zu gesund, um schon Gourmand zu sein. Wenn man mir Geld bot, wurde ich unhöflich. Und wenn die Frauen mir noch andere Belohnungen in Aussicht stellten, so verstand ich sie entweder gar nicht oder zu spät. Diese

Musikfreunde thaten anfangs alle sehr böse — auch die Frauen —, wenn ich die Zeichen ihrer Dankbarkeit nicht annahm. Aber am Ende wurde ich Allen nur noch lieber — auch den Frauen — und sie bemühten sich um die Wette, den Werth ihrer ausgeschlagenen Gaben durch Schmeicheleien auszugleichen.

„Wenn Ihr wüßtet, wie billig Schmeicheleien sind, so könntet Ihr vielleicht ahnen, was ich da zu hören bekam.

„Heute kommt es wohl vor, daß ein Wirth oder der Hornist mir zuruft: Bognerfranz, Du kannst ja heut gar nichts! Bist Du besoffen? — Damals hätte ich den meinen Freund genannt, der mir einmal einen Verweis gegeben hätte. Doch nein, nein, ich mußte alle die wässerigen Reden der heuchlerischen Welt über mich ausgießen lassen. Es war zum Ertrinken.

„So hatte ich bald alle Triumphe ausgekostet, welche meine gute Vaterstadt mir darbieten konnte. Wollte ich für Europa der Geigenkönig werden, wie ich's für die Heimath schon war, so mußte ich hinaus in die Welt. Und schon mit dem nächsten Frühjahr wollte ich fort in die Ferne ziehen, um mir huldigen zu lassen, wie es dem endlich erkannten Liebling der Götter zukam.

„Mit immer zärtlicherer Liebe betrachtete ich jetzt meinen Zauberbogen. Noch hatte ihn keines Menschen Auge entweiht. Aber ich wußte ganz wohl, daß ich nur mit dem Zauberbogen in der Hand das Höchste vermochte. Meine rastlosen häuslichen Uebungen konnte ich überhaupt nur durch ihn zu meiner Zufriedenheit treiben. Für die öffentlichen Konzerte hatte ich zwar ein Auskunftsmittel

gefunden: eine losgerissene Saite des Zauberbogens band ich um meinen kleinen Finger und ohne daß die Zuhörer und Zuschauer es ahnten, stand ich also mit meinem Talisman in Verbindung. Freilich konnte diese kleine Hexerei nicht die volle Wirkung ausüben. Ich fühlte es, daß ich erst dann mein Bestes leisten würde, wenn ich mit dem echten Bogen in der Hand vor dem Publikum stand. Und so wollte ich bei meiner europäischen Tour plötzlich mit ihm hervortreten. Freilich würden die Leute große Augen machen. Aber bei einem Wundermann, wie bei mir, kam es auf etwas Außerordentliches mehr oder weniger gar nicht an. Warum sollte der Geigenkönig nicht seinen goldenen Bogen haben?

„Ich konnte den Leuten am Ende auch irgend ein Märchen erzählen. Das von der heiligen Cäcilie in Rom fiel mir damals zuerst ein. Es mußte sich ganz hübsch machen, wenn irgend eine illustrirte Zeitung mein wohlgetroffenes Bildniß brachte und dazu die erweckliche Geschichte erzählte. Eine Erklärung mußte ich den Leuten für den Besitz des Zauberdings doch geben und da war kein Märchen so märchenhaft, wie die Wahrheit. Die Sage von der heiligen Cäcilie, wie Ihr sie gewiß schon von der Fanny, der hübschen verliebten Katze, gehört habt, die mußte ich mir damals sehr lange vorerzählen, bevor ich sie auch glaubte. Ich bin zum Lügner schlecht beschaffen.

„Hatte ich die Leute mit der Papstgeschichte abgespeist, so ließen sie mich wohl in Frieden. Bah, und wenn ich eines Tages — natürlich erst nach meiner feierlichen Anerkennung durch alle Souveräne Europas — mit der Wahrheit herausrückte, mit meiner Wahrheit nämlich, daß ich den Feenbogen

zum Zeichen meiner Berufung vom Himmel selbst erhalten hatte — was weiter? War das denn so unglaublich? Und es war doch wahr!

„Ja, Ihr Kerle, schaut mich nicht so ängstlich an — so weit war es mit mir gekommen. In zehn Jahren hatte ich's gelernt, alle Möglichkeit einer natürlichen Auslegung zu vergessen. Höchstens im Schlafe noch erinnerte ich mich der Umstände, unter denen das Feengeschenk mir zugefallen war; bei vollem Bewußtsein jedoch war längst kein Zweifel daran, daß mein Leben von Wundern gelenkt wurde. In den zehn Jahren war das allerliebste kleine Reiseabenteuer zu einem unförmlichen plumpen Wunder ausgewachsen, wie ich selbst aus einem blutjungen Studenten ein Mann an der Schwelle der wirklichen Berühmtheit geworden war. O, damals hielt ich was von der Berühmtheit! Wenn mir damals ein Philosoph gesagt hätte, daß ein Genius, um dessen Schläfen der Lorbeer sich üppig macht, an Zahnschmerzen leiden könne, unter Geldnoth seufze und am Ende aus Athemmangel sterben müsse, wie Hinz und Kunz auch, ich hätte den weisen Mann nicht verstanden.

„Als die Saison zu Ende ging und das Reisefieber schon anfing, mich zu jagen, da — Knaben da ereignete sich etwas, worauf ich Dummkopf längst hätte vorbereitet sein sollen.

„Ich war nämlich trotz meiner Jahre und trotz meines wohlgepflegten Bartes noch ein sehr blöder Schäfer, ich war Damen gegenüber gefühllos wie ein Greis und hilflos wie ein Kind. Ihr könnt das nicht begreifen?! Aber wenn Einem mitten in die Flegeljahre hinein die Berufung durch die Feen kommt, wenn einen so eine Fee, von der sonst nur

die Kinder träumen, leibhaftig bei der Hand faßt und einem sagt: ‚Hier ist Dein Weg! Nun lauf zu!‘ — dann ist man wohl zu stolz, um sich nach den hübschen oder doch jugendfrischen Gesichtern zur Rechten und zur Linken umzusehen.

„Was wird da im Alter zwischen Zwanzig und Dreißig nicht zusammengeliebt! Kein Kerl — und ob er vielleicht schon auf der Schulbank seinen Nachbar um sein Frühstück betrogen hat —, der sich nicht für werth hielte, einer beliebigen Flamme und seinen Gefühlen gegen dieselbe all die Tugenden anzudichten, von denen er durch die sanften Poeten der Schule gehört hat. Nun sollte ich's auch kennen lernen!“

. . . . Eine große Pause folgte, bevor der Musiker in seinen Erinnerungen fortfuhr. Und auch dann kamen seine Mittheilungen nur heftig und stoßweise hervor. Dazwischen spielte er die lustigsten Stücke auf, die er aber immer wieder mit irgend einer verletzenden musikalischen Ungezogenheit zu Ende brachte.

. . . . „Sie hieß Marie. Ein Name, so gemein wie die grünen Blätter des Waldes. — Daß ich sie für schön hielt? Aber ich sag' Euch, sie war wirklich schön. — Schöner als meine Fee sein konnte! — Da lag wohl meine Versündigung! Haha! Die Verschuldung des Helden. — Ich hätte mein Leben, bah! ich hätte meine Kunst für sie hingegeben! — Aber sie liebte meine Kunst und am Ende — steht auf, Ihr Bursche, und drückt mir einmal die Hand! — es ist gut — laßt mich in Ruh — am Ende liebte sie mich selbst.

„Was fragte ich erst, ob sie mit mir sprach, träumte, lachte oder musizirte! Und daß sie beinahe

immer musizirte, war mir eben recht. Ich war ja stündlich bereit, Alles ihr zu widmen, was mein war; und was konnte ich viel schenken, als mein schönes Fiedeln? Ich war nie froher, als wenn ihre Augen bei den Melodien meiner Geige feucht erglänzten.

„Muß denn die Liebe immer durch das breite Thor der Sinne in die Seele des Menschen einziehen? Man spricht ja auch von einer Liebe aus Mitleid, dieser Bettlerliebe. Und die Kunst sollte nicht zwei Menschen zu gegenseitiger Liebe erziehen können? Geht mir! Sie liebte mich, sag' ich, mich selbst, nicht den Künstler in mir!

„Und ich sie? — Ihr habt noch niemals zugesehen, wie das flüssige Metall aus dem Kessel schießt, wenn der Guß beginnt? — Ich war bald dreißig und hatte noch nie, noch nie geliebt! — Knaben, die Ihr glaubt zu lieben, so oft als Ihr verliebt seid: wartet, wartet mit der Liebe, sonst werdet Ihr sie niemals kennen lernen.

„Also: Ich war richtig verliebt. Bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr nun den alten Roman von mir hören werdet. Wo wir uns zuerst sahen, welche Worte wir zuerst mit einander sprachen, wie sich allmählich und bald nach einander die Blicke, die Hände und die Lippen fanden, wie wir einander unsere Liebe in Worten mittheilten, so lang gesucht und so ungeschickt gefunden, als hätten wir die Liebe erst entdeckt und suchten nun ein Wort für die neue Sache. Das könnt Ihr viel besser in Euren Romanen lesen. Darum hätte ich Euch nicht aus Eurer warmen Stube hinausgelockt unter die Wunderkiefer, hieher, wo es jetzt schon ganz ungemüthlich frostig zu wehen beginnt. Ah, bah!

Wenn Ihr in Wahrheit junge Menschen seid, wird's Euch schon warm werden bei meiner Geschichte. . .

„Ich war schon lange einig mit meiner Marie, als ich zum ersten Mal die Rede auf unsere Verheirathung brachte. Es war am Tage nach unserem ersten Kuß, an dem Tage also, an welchem ein braver Kerl immer ans Heirathen denkt. Da erfuhr ich freilich traurige Dinge. In meinen Augen wenigstens waren sie traurig. Mariens Vater war Millionär, gehörte also einer Menschenklasse an, welche als Schwiegervater nicht unangenehm ist, welche aber nur ungern Schwiegervater eines Künstlers zu werden pflegt. Wir jedoch ließen deshalb den Muth nicht sinken. Marie schwur mir die bekannte ewige Treue und ich sagte mir, daß ich am Ende auch nicht der erste beste Musikant wäre. Der Vater wurde mir überdies als ein hochgebildeter, vorurtheilsfreier Mann, der sein Töchterchen über Alles liebte, geschildert — zum Kukuk auch, es könnte noch schlimmere Schwiegersöhne geben, als ich Einer war.

„Und mit dem Frühjahr kam denn der alte Herr, dem die lieben Verwandten, bei welchen Marie den Winter zuzubringen pflegte, offenbar schon ihre Vermuthungen über das junge Pärchen mitgetheilt hatten. Als ich ihm vorgestellt wurde, kam er mir förmlich, forschend, aber nicht unfreundlich entgegen.

„Vierzehn Tage später fragte er mich, ob ich nicht sein Schwiegersohn werden wollte.

„Papa war der prächtigste Mensch von der Welt. Ich war damals ganz hingerissen von der weltmännischen Feinheit, von — wie sagt Ihr doch — der Urbanität meines Schwiegervaters. Und heute noch, wo mich die Welt mit keiner Schminke

mehr täuschen kann, heute noch muß ich bekennen: ihr Vater war ein recht guter Mann. Vor Allem war es mir sehr erwünscht, daß er Demokrat war.

„Papa hatte seine Million als Fabrikant erworben und bezog noch heute von seiner Fabrik, in welcher irgend etwas Uebelriechendes erzeugt wurde, mühelos ein großes Einkommen. Nun hätte Papa eigentlich für sein Geld und seine Verdienste gern ein ganz kleines Adelsprädikat zugewendet erhalten. Es soll das sonst nicht so schwer sein in unserem gemüthlichen Staatswesen. Seine Bemühungen waren jedoch erfolglos, weil — weil der Fabrikant in jungen Jahren einmal mit den Grenzbehörden in eine Meinungsverschiedenheit gerathen war, nach welcher der Staat glaubte, eine Einbuße von vielen Tausenden erlitten zu haben. Der Herr Fabrikant hatte geschmuggelt. Weiter nichts. Und deshalb keinen Adel! Nach seiner Abweisung wurde Papa Demokrat.

„Nun hatte er außer seiner Tochter nichts so lieb, wie die Musik. Daß Marie eine Künstlerin war, ob sie nun sang oder Klavier spielte, habe ich Euch nicht erst versichert. Marie war eben ein einziges Geschöpf, dem Alles glückte. Aber auch der Vater spielte das Violoncello sicherer und ausdrucksvoller als mancher unserer Herren Musiker von Beruf. Papa sah auf seiner Besitzung die bedeutendsten Wandermusikanten der Erde und empfing bei Gelegenheit solcher Hauskonzerte den gesammten hohen Adel der Umgegend. Papa betrachtete es als den größten persönlichen Luxus, den er sich ausdenken konnte, einen großen Geiger beständig um sich zu haben, wie andere, minder geschmackvolle, reiche Leute sich musikalische Stühle anschaffen, welche beim

Niedersitzen die Mondscheinsonate aufspielen. Nun fand Papa als den Erkorenen seiner einzigen Tochter einen jungen Künstler, dem man allgemein eine große Zukunft voraus sagte und der überdies von guter Familie war. Ein anderer Vater hätte trotz alledem den Liebenden das Leben sauer gemacht. Papa jedoch schmunzelte vergnügt und gab sein Ja, bevor wir noch wagten, uns ihm zu erklären.

„Er stellte aber seine Bedingungen.

„Ich sollte meine große europäische Tour durchaus nicht aufschieben; erst wenn ich nach zwei Jahren ruhmgekrönt von derselben zurückkehrte, sollte die Hochzeit sein. Vorher aber mußte unsere öffentliche Verlobung stattfinden.

„Und die Verlobung wurde begangen. Papa hatte die Feier, mit welcher die Eingeladenen überrascht werden sollten, aufs Glänzendste vorbereitet. Es fehlte nicht an allen erdenklichen Aufreizungen zur allgemeinsten Heiterkeit und Fröhlichkeit. Seinen Höhepunkt erreichte das Fest aber doch nur durch einen merkwürdigen, sehr merkwürdigen und wirklich amüsanten Zufall.

„Mariens Verwandten hatten eine große auserwählte Gesellschaft zusammen gebeten; beim Souper wollte Papa unsere Verlobung durch einen heitern Trinkspruch verkündigen. Es wurde ein lustiger Abend.

„Auch ich hatte in der Schwärmerei, welche der nahe Besitz der Geliebten in mir hervorrief, beschlossen, zu Ehren meiner Braut meinen höchsten Schatz vor den Augen der Menge zu enthüllen, mein Geheimniß zu verrathen. Wohl verwahrt lag im Kasten neben meiner Geige der goldene Feenbogen bereit, mit welchem ich heute zum ersten Male

vor Leuten spielen wollte. Ich hatte mir oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Marie noch nicht in mein Geheimniß gezogen hatte. Heute sollte sie die Wundergabe sehen, damit sie an ihre Existenz glaubte, morgen das größere Wunder hören, unter welchen Umständen sie mir von den Unsterblichen zu Theil geworden.

„Und die Gäste kamen und die Abendunterhaltung begann. Es dauerte nicht lange, daß ich von allen Seiten bestürmt wurde, etwas zu spielen. Ich ließ mich heute erst recht nicht lange bitten. Ich war ungeduldig, den Eindruck zu sehen, den mein Feenbogen machen mußte. Und der Effekt war auch ganz erstaunlich, ganz erstaunlich. Es wurden zwei Menschen sterbenskrank davon.

„Ich lange ruhig erst meine Geige hervor, dann mit einer gewissen Feierlichkeit den goldenen Bogen. Ich weiß wohl, daß alle Welt erstaunt ist über das sonderbare Ding, aber mit geheuchelter Unbefangenheit setze ich an, um die Geige zu stimmen. Da fällt mein Blick auf Marie. Ja, *diesen* Ausdruck hatte ich freilich noch nie auf ihrem Gesicht gesehen.

„Der Bogen mußte ihr ungeheuer komisch vorkommen, so komisch, daß nur eine sichtliche Verlegenheit sie abhielt, mit einem taktlosen Gelächter loszubrechen. Was Marie nur hatte? Jetzt schaute sie sich nach ihrem Vater um, als ob sie auch ihm das ungeheuer Komische zeigen wollte. Unwillkürlich blickte auch ich seitwärts. Vielleicht lag der Stoff zum Lachen ganz anderswo, als ich glaubte. Papa hatte bisher mit den Gästen geplaudert. Jetzt fing er Mariens Blick auf, der seine Aufmerksamkeit schnell auf meinen goldenen Bogen lenkte.

„Dasselbe Mienenspiel wie bei Marie! Aber Papa war nicht verlegen. Nur wenige Sekunden arbeitete es wie eine tolle Ueberraschung in seinen Zügen, dann brach der joviale Mann in ein Gelächter aus, daß alle Gäste sich fast erschrocken nach ihm hinwandten. Und nun konnte sich auch Marie nicht länger mäßigen. Mit einem silberhellen jubelnden Lachen sprang sie auf.

„Du!? Du!?“ rief sie ein über das andere Mal und umarmte mich und küßte mich und konnte nicht aufhören zu lachen.

„Die Besucher, welche nicht wußten, wie sie sich den unpassenden Auftritt, das Gelächter und das Dutzen und das Küssen deuten sollten, mußten endlich aufgeklärt werden. Es entstand ein furchtbarer Tumult, in welchem Papa kaum zu Worte kommen konnte. Und das Reden wurde ihm doch so schwer. Immer noch standen ihm die Thränen in den Augen und immer wieder unterbrach ihn sein herzliches Gelächter, als ob die köstlichste Heiterkeit viele Jahre lang durch bösen Zauber eingedämmt gewesen und jetzt auf einmal frei geworden wäre. Und auch Marie konnte sich nicht beruhigen, und als ich's verstand, lachte ich ja auch. Es war zu komisch!

„Und die lustige Freude der Gäste, als sie's vernahmen! Vor zehn Jahren hatte die achtjährige verzogene Marie den goldenen Bogen heimlich aus der Raritätensammlung ihres Vaters genommen und ihn geheimnißvoll einem hübschen wandernden Musikantenjungen zugewandt. Aus dem armen Jungen war nun also wirklich ein großer Geiger geworden und heute sollte eine Verlobung stattfinden. Und

in diesem Augenblicke entdecken die Verlobten, daß sie so alte Freunde sind. Es war zu reizend.

„Es war zu reizend. Nur daß ich aufgeschrieen hätte vor Jammer, wenn mich die Scham nicht gebändigt hätte. Nur daß ich dastand, so bettelarm, als hätte mir Jemand mein ganzes bisheriges Leben gestohlen.

„Stellt Euch die Höhe vor, von der ich stürzte. Kein Götterliebling mehr! Wohl hatte ich auch früher schon lichte Momente gehabt, in denen ich den Glauben an meine überirdische Sendung in Zweifel zog. Aber wie ein leichtsinniger Schuldenmacher verschloß ich meine Augen vor der Wahrheit. Jetzt wurden sie mir gewaltsam aufgerissen. Mein eingebildeter unerschöpflicher Schatz zerfloß in Nebel und vor mir grinste der Bankerott.

„Aber um mich her lärmte die Gesellschaft. Ich durfte nicht wimmernd zu Boden stürzen. Ich mußte mit den Andern lachen. Und ich lachte.

„Die Glückwünsche der Verwandten und Freunde, welche gewiß ohnehin sehr herzlich ausgefallen wären, nahmen nun einen ungewöhnlichen Grad von Wärme an. Wir durften nicht müde werden zu erzählen, wie Alles so gekommen. Wie hätte ich mit der Preisgebung meiner drolligen Feenmärchen zurückhalten können, wenn ich das liebe, reine Lachen meiner Marie vernahm. Ein Jeder gab zum Besten, was er wußte, und als die Gesellschaft endlich auseinander ging, hatten wir einander wenig mehr zu erzählen. Man gratulirte noch einmal: Marien zu ihrem Feenzauber, mir zu meinem Genie, dem Papa zu seiner Herablassung und zu seinen Millionen. Man versicherte, sich bei dieser Verlobung wie im Theater unterhalten zu haben, man drückte einander

die Hände und ging in gehobener Stimmung aus=einander.

„Es versteht sich von selbst, daß ich an meinem Verlobungsabend unter sothanen Umständen nicht zum Spielen kam. Ich verließ etwas später als die übrigen Gäste das Haus. Als ich den goldenen Bogen wieder in den Kasten packte und dazu viel=leicht ein etwas melancholisches Gesicht schnitt, kehrte Mariens Lustigkeit von vorhin wieder zurück. Ich lachte jetzt herzlich mit, aber noch während ich lachte, faßte mich ein Schmerz, daß ich ziemlich kurz Ab=schied nahm und ging. Und noch auf die Straße herunter hörte ich das Lachen schallen, und als ich fliehen wollte, erschien Marie auf dem Balkon und rief mir fröhlich nach:

„Laß Dich von keiner Fee entführen, Franz!“ Auch vor den Stadtthoren, wohin mich jetzt wohl nur die seligen Bräutigamsgefühle führten, glaubte ich noch das helle Lachen zu hören.

„So — und wenn ich die erbauliche Geschichte, anstatt sie Euch und Euch allein zum Besten zu geben, einem gestrengen Publiko erzählen, sie wie eine Novelle niederschreiben müßte, so würde ich hier einen großen Klecks machen, um das Ende an=zudeuten, und die Leser und Leserinnen wären's gar zufrieden. Eine köstliche Geschichte! Was? Hast einen Talisman von einer himmlischen Fee be=kommen, erwirbst Dir mit Hilfe dieses Talismans die holdeste Braut, — nun am Ende stellt es sich heraus, daß die Braut eben jene Fee ist. Ein allerliebstes Märchen! Punktum!

„Und Euch gefällt's auch, wie ich sehe. Da greift ja Anfang und Ende so schön in einander,

wie bei Euren ausgeklügelten Rechenaufgaben in der Schule. In der Schule geht die Sache stets ohne Rest auf, aber im Leben — da rackert Euch und rackert Euch nur, Ihr werdet die Rechnung nicht reinlich abschließen.

„Also Euch gefällt dieses Ende? Ihr wundert Euch nur, daß ich, der Dorfvagabund, der Haderlump, der durstige Bognerfranz, der Held einer so lustigen Geschichte bin? Ihr wundert Euch, daß meine schöne, gute, reiche Braut aus mir hat so was werden lassen?

„Weil die Geschichte noch kein Punktum hatte!"

..... Der Geiger schrie die letzten Worte in entsetzlicher Aufregung wie zornig in den Park hinein. Dann schwieg er erschöpft und warf sich zu Boden. Er schien nicht weiter reden zu wollen.

Schon dämmerte der Morgen. Kaum war noch das Licht zu erkennen, welches aus dem versteckten Hause durch die Bäume glitzerte. Es war unheimlich, daß der Bognerfranz die Ausbrüche seines Grimmes stets gegen dieses Licht richtete, als wohnte dort der Feind seines Lebens.

Jetzt griff er wieder nach seiner Geige. Aber die Finger schienen ihm nicht mehr zu gehorchen. Wieder versuchte er es, die Schubert'sche Phantasie zu spielen. Aber er kam über die ersten Takte nicht hinaus. Hilflos wie ein Kind weinte er eine Weile still vor sich hin. Dann setzte er zitternd abermals an. Jetzt ging es besser. Mit schriller, weithin schallender Stimme, aber dennoch herzergreifend, sang er zur Melodie erst unartikulirte Silben, die dann in eine wilde Art von Versen übergingen:

O bleib' mein Märchen!
O bleib' mein himmelfernes, todtenbleiches Märchen!
Und willst Du leben,
So stirbt die Märchenfee,
Und ich, ich sterb' mit meiner Fee.
Stirb mit mir!
Hör' auf zu lachen!

Und wieder Geigenspiel und wieder Gesang. Eine entsetzlich lange Zeit verging uns so. Endlich kam der Geiger zu sich. Er hatte die Vögel geweckt und ihr morgenliches Zwitschern schien ihn zu erfrischen. Er setzte sich düster zu uns auf die Bank und begann wieder zu erzählen. . . . .

„Ich bitt' Euch, laßt mich weiter erzählen. Es drückt mir das Herz ab. Aber hört nicht zu, wenn Ihr nicht müßt. Mit Poesie und Märchen kann ich von jetzt ab nicht mehr aufwarten.

„Was ich bisher erzählt habe, das war aus der Zeit der Selbsttäuschung, der Lüge, des Aberglaubens und der Dummheit. Aus der Zeit meines Glücks. Und jetzt kommt die Wahrheit zum Wort und das Unglück.

„Wir waren also verlobt. Und wir liebten einander nach wie vor. Ja, wir waren seit dem Verlobungsabend viel lustiger mit einander als bisher. Zwar neckte mich Marie nicht wieder mit meinem Feenglauben, seitdem ich einmal beim besten Willen nicht hatte mitlachen können, sondern traurig geworden war. Aber ich ertappte sie oft darüber, wie sie mich heimlich mit liebevoller Freude betrachtete, so wie man wohl ein Kind anschaut, mit welchem man gern spielt.

„Ich konnte nicht bemerken, daß sich Mariens Gefühl oder auch nur ihr Betragen gegen mich

änderte. Daß sie häufig ein Lachen verbergen mußte, wenn ich auf meiner Geige zu spielen begann, das war ja eine natürliche Folge des wirksamen Lustspiels vom Verlobungsabend. Warum sollte sie nicht lachen dürfen? Sie lachte so hübsch und übrigens war die Sache in That komisch.

„Sie hatte mich in den letzten Tagen vor der Verlobung, als unser Verhältniß durch die Anwesenheit des duldsamen Vaters beinahe schon richtig und gesetzlich war, häufig in mädchenhafter Schwärmerei ‚mein Geigerfürst‘ genannt. Es war gewiß nur meine eigene Schuld, daß ich nun einen leisen spöttischen Ton vernahm, wenn sie lächelnd ‚du Geigerfürst‘ zu mir sagte. Schließlich beruhigte sie mich selbst über die Unwandelbarkeit ihrer Gefühle.

„Sieh, sprach sie einmal ungefähr, als ich ihr traurig fragend in die Augen sah. ‚Sieh, ich liebe Dich seit der reizenden Entdeckung nur noch mehr. Bisher mußte ich zu Deinem Genius als wie zu einem unbegreiflichen Riesen emporschauen. Ich ahnte immer so etwas, wie eine höhere Berufung durch Feen, in Dir, ich vergötterte Dich und liebte Dich fast demüthig, wie man eigentlich nur in der Kirche lieben soll. Nun aber bist Du meinesgleichen geworden, ein Mensch wie wir andern auch. Natürlich ein besserer, schönerer Mensch, ein reichbegabter Künstler, aber doch ein Mensch. Du bist nicht der Liebling einer Fee, und wenn Du's dennoch bist, so ist die Fee — Dein Fräulein Braut. Siehst Du, Franzl, ich gesteh' es ehrlich, es freut mich, daß ich Deine Fee bin. Ich habe Dich nun ein Bischen anders lieb, aber noch viel mehr als früher. — Und dann ist die Sache so lustig.‘

„So sprach Marie und glaubte wirklich, mich nur anders lieb zu haben. Und die klugen Menschen meinen, daß sie sich selber kennen. Ja, wie sie Alles kennen: von außen.

„Nun und ich liebte die schöne Marie vielleicht auch nach wie vor. Ich gestand es mir darum nicht, aber ich wurde sehr böse auf sie, daß sie, sie gerade meine Fee gewesen. Wenn uns ein Ueberirdischer beschützt, so ist das ja recht angenehm, weil wir uns des Schutzes nicht zu schämen brauchen. Aber eine irdische, annoch leibhaftig unter den Menschen wandelnde Beschützerin läßt uns so hilfsbedürftig, so klein, so unmündig erscheinen. Und ich sollte meine Beschützerin heirathen! Ein wahres Glück, daß ich sie liebte! Nicht wahr?

„Also mein Verhältniß zu Marie hatte sich durch die allerliebste Lösung meines Lebensräthsels nicht im Mindesten verändert. Anders stand die Sache allerdings mit dem Geigenspiel. Ich kann es nicht leugnen, daß ich anfing, mich recht unklug und knabenhaft zu benehmen. Ihr wißt ja, daß ich seit vielen Jahren gewohnt war, nur mit dem Zauberbogen in der Hand zu üben. Da ich nun das heuchlerische Ding nie wieder anfassen wollte, mit einem andern Fiedelbogen aber nicht üben konnte, so ließ ich das Ueben einfach sein. Vom Standpunkte des gefallenen Feenlieblings ließ sich dagegen auch nichts einwenden. Und meine Kunstfertigkeit? Bah, war ich auch nicht mehr der Liebling einer glaubhaften Fee, so blieb ich doch derjenige der abstrakten neun Musen! Unser einer bleibt ein großer Künstler, auch wenn er ein paar Wochen lang nicht übt. Ein paar Wochen? Ja so, was ich Euch jetzt erzähle, brauchte zu seiner Vollendung beinahe ein Jahr, aber es

scheint mir Alles so rasch, so furchtbar rasch gekommen zu sein.

„Das gute liebe Publikum merkte natürlicherweise nichts von der denkwürdigen Entwerthung meines Fiedelbogens. Ich fiedelte ihnen nach wie vor zu Danke, und daß ich meine große europäische Tour nicht antrat, das freute die guten Leute noch. Und die Freunde fanden es nur lobenswerth, daß der glückliche Bräutigam seinen Ruhm dem Liebesglück unterordnete. Ich ließ sie dabei. Euch aber will ich's zuraunen, daß ich mich mit Todesangst fortsehnte von meiner Heimath, daß ich nur von einer Entfernung die Heilung einer furchtbaren Wunde erhoffte, daß ich allmählich lernte, vor Marie und ihrer ganzen lustigen Umgebung zu schaudern, daß ich aber trotzdem es nicht wagte, die große Reise zu beginnen, — weil ich mich — — fürchtete. Ja, ich zitterte vor der Möglichkeit, daß in Paris oder in Petersburg ein tausendköpfiges Parterre sich erheben und mir unter übermüthigem Gelächter zurufen könnte: ‚Das ist der falsche Geigerfürst! Er zeigt seinen goldenen Zauberbogen, aber nicht eine Fee hat ihn ihm geschenkt, sondern ein ungezogenes Mädchen!' Ich fürchtete zum ersten Mal einen Mißerfolg, ja ich sah ihn mit unheimlicher Sicherheit voraus und malte mir seine Schrecknisse mit einer Phantasie von wahnsinniger Kraft immer greller und greller aus. Nein, im dunkelsten Winkel meines Selbstbewußtseins wurde es hell und rief mir zu: Du bist ein Charlatan, du bist ein Betrüger! Daheim halten dich die guten, dummen Landsleute für was Rechtes, in der Fremde aber würden sie Alle, Alle lachen, wie Marie seit jenem Tage lacht. Es stand traurig um mich.

„Der Erste, der sein Betragen gegen mich änderte, war Papa. Ei, was sollte das heißen, daß sein Schwiegersohn=Musiker sich just seit dem Tage der öffentlichen Verlobung auf die faule Haut legte? Der Herr Schwiegersohn wollte wohl die Geige an den Nagel hängen und dem Millionär=Schwiegerpapa im Neste liegen? So war's nicht gemeint. Papa hatte zwar großmüthig die gähnende Kluft überbrückt, welche die Liebenden schied, aber nicht für den ersten besten Wirthshausmusikanten hatte er so viel Milde und Weisheit bewiesen, sondern für eine europäische Berühmtheit. Wollte der Herr Schwiegersohn plötzlich ins Privatleben zurückkehren, so war auch von Papa eine überraschende Entschließung zu erwarten.

„Nicht als ob Papa jemals ein so unmanierliches Wort zu mir oder zu einem Andern gesprochen hätte! Bewahre! Er ging nur so seltsam zwischen Marie und mir einher, als erwartete er von uns entweder ein vernünftiges Handeln oder ein vernünftiges Wort.

„Ich soll Euch wohl Alles Stunde für Stunde erzählen, was ich im Laufe dieses Sommers gelitten? Was? Sucht Euch dazu einen eitlen Gecken, der Tagebuch führt über seine Gefühle und über Alles, was ihm einem Gedanken ähnlich scheint. Ich weiß es nicht einmal mehr genau, ob Marie ganz in der Stadt blieb, oder ob sie nur häufig zu den Verwandten zurückkam, ‚der Ausstattung wegen.' Es muß mir Abschied und Wiedersehen wohl nicht gar zu nahe gegangen sein. Sie lachte jetzt nicht mehr, aber ich belauerte ihr Gesicht noch immer, ob das unglückselige Lachen nicht wiederkäme. Marie aber war die Einzige, welche meinem Geigenspiel an=

merkte, daß es matter wurde. Sie sagte nichts, aber ich, o ich verstand in ihrem Gesichte zu lesen!

„Ich dachte oft an eine Pistole und ihre beruhigende Wirkung, wenn mir meine Geige einfiel und wie ich dieselbe vernachlässigte. O, wie ich mich schämte! Seit damals weiß ich's: Es giebt Menschen, welche niemals den Selbstmord vollführen können. Ich sah meine elende Zukunft voraus wie ein Verschwender den Tag des Ruins, aber ich hatte nicht die Kraft, das Vergangene zu vergessen, ich hatte nicht so viel Bravheit in mir, um wie tausend Andere, beim Händler einen neuen Fiedelbogen für den geschändeten alten zu kaufen und mit dem brauchbaren Werkzeug mein Handwerk rüstig weiter zu treiben.

„Mein Handwerk? Ja, wie denn anders?

„Als Handwerk und als ganz kleinliches pöbelhaftes Handwerk, erschien mir meine Kunst, seitdem die Götter und Feen nichts mehr von mir wissen wollten. Ich hatte auf der Schule just genug gelernt, um zu spät zu erkennen, wie hoch die meisten Leute, in deren Gesellschaft ich mich bewègte, an allgemeiner Bildung über mir standen. Und ich wollte doch nicht in dem Meere der Menschheit untergehen als einer der lächerlichen Wassertropfen, die sich Musikanten nennen und nichts wissen und nichts verstehen, als nach den streng vorgeschriebenen Noten der wahrhaften Musiker, der großen Erfinder und Komponisten, Darmsaiten oder Blechröhren oder endlich Kalbfelle zu bearbeiten. Auf einmal kam's über mich, eine ekelvolle Verachtung meines Berufes, die Erkenntniß, daß der Virtuose nur ein Instrument in den Händen des höhern Talentes ist, daß ein Virtuose nicht zu den Beglückern der Mensch-

heit gehört, sondern zu dem Heere der rohen, aufgeblasenen, geduldeten Komödianten, die man braucht, um die genialen Werke der Meister an jedem Orte zu Gehör zu bringen, wie das Regiment einen Hund braucht, der die große Trommel mitzieht.

„Brauchst nicht böse zu werden, du Narr, der du mich so gut auf dem alten Klavier begleitet hast! Ich erzähl' Euch ja nur, wie krank ich war, und was ich in der Krankheit dachte. Und wenn ich's heut noch dächte? Bah, Alles ist wahr und Alles ist falsch! Es kommt nur auf die Laune an, in der's einem einfällt!

„Damals war ich krank und hielt meine Phantasie für höhere Einsicht. Da warf ich mich auf's Komponiren. Ich mußte ein ‚produzirender' Künstler werden.

„Ein Lied entstand. Ein einziges, kleines, einfaches, ehrliches Lied."

. . . . Der Bognerfranz unterbrach sich wieder, um uns die kurze, ergreifende Weise, ein, zwei, drei Mal mit immer steigendem Affekte vorzuspielen. Eben war die Sonne aufgegangen. Wie zu ihrer Begrüßung tönten die mächtigen Klänge hinauf und ringsumher in die erwachenden Wälder hinein. . .

„Zum ersten Male wieder nach langer Zeit kam ich ohne Groll, kam ich mit vollem Herzen zu Marie. Es war zu Anfang des Herbstes. Es war die Zeit, in welcher nach früherer Verabredung unser letztes Wiedersehen vor der Hochzeit hätte stattfinden sollen. Wie lange schon war von der Hochzeit nicht die Rede gewesen! Vielleicht konnte der heutige Tag Alles wieder gut machen. Was der Komponist erschuf, das hatte mit dem goldenen Fiedelbogen nichts zu schaffen. Ich war geneigt, zu

verzeihen. Was zu verzeihen? Ei, ist es denn etwa kein Verbrechen, Fee zu spielen?

„Ich spielte mein gutes Lied. Papa schüttelte ernsthaft den Kopf und verließ ärgerlich die Stube. Marie lobte mich leise lächelnd und fragte mich, ob ich nun endlich wieder fleißig üben wollte.

„Ohne Abschied ging ich. Acht Tage lang ließ ich mich, und zwar ohne Entschuldigung, nicht sehen. Dann hielt ich die Ungewißheit nicht aus und kam wieder. Der Portier meldete mir, ohne mich vorbei zu lassen, Papa hätte mit Marie eine größere Reise angetreten. Die Verwandten waren Alle ausgegangen. Ob keine Bestellung an mich zurückgelassen worden sei? Nein. Die Tante habe gesagt, der Musiker werde schon verstehen.

„Desto besser," dachte ich und warf das Hausthor zu, daß es krachte. Es war nicht Zorn, es war das Gefühl meiner neuerwachten Kraft. Sie hatte mit mir gebrochen, sie sollte es noch erfahren, daß ich der Geigerfürst war und blieb, ob sich auch vor meinen unseligen Augen schöne Feen in übermüthige Koketten verwandelten.

„Das vergangene Jahr wollte ich aus meinem Leben streichen. Aus eigener Kraft mußte ich wieder der echte Feenliebling werden. Ich rührte zwar noch immer die Geige nicht an. Ich that eigentlich nichts, aber so geschäftig ging es in meinem Geiste zu, daß ich müde war, wie der Teufel, als er vor dem reitenden Grafen her die Straße pflastern mußte.

„Endlich sammelte ich Alles, was an Lebenskraft noch in mir zuckte, zu dem Entschlusse, wieder in öffentlichen Konzerten zu spielen. Der lärmende Beifall sollte mir erst meinen Muth wieder geben und dann fort, fort!

„Wie im Fieber waren die Vorbereitungen geendet. Ich erschrak, als ich das Konzert plötzlich auf einen nahen Tag festgesetzt sah.

„Freilich, für das Konzert zu üben, dazu reichte die Energie nicht mehr aus. Ich weinte wie ein säumiger Schulknabe, als der Morgen des Konzerttages da war. Ich fühlte es, ich wurde mit jeder Stunde kränker und kränker, aber ich hätte um alles in der Welt nicht den Finger zu einem Bogenstrich heben können.

„Ich weiß nicht, was die Freunde von mir dachten, als ich mich von ihnen, stumm und hülflos, in saubere Kleider stecken, in einen Wagen heben und zum Konzertsaal fahren ließ. Als es an mir war, herauszutreten, wollte ich um Hülfe schreien. Aber die Stimme versagte mir. Als die Freunde mich schoben, folgten die Füße der alten Gewohnheit.

„Da stand ich. Rauschender Beifall, mit dem die guten Menschen mich empfingen, belebte mich ein wenig. Ich begann und spielte etwas sehr Schönes. Ich merkte es wohl, sie hörten mir nicht so andächtig zu wie sonst. Und als ich fertig war, Donner und Hölle! — damals fluchte ich, heute geb' ich den Leuten schon Recht — als ich fertig war, da war es ganz still im Saale, sekundenlang, dann hoben sich hier und dort ein paar Hände zum schüchternen Klatschen und als Antwort darauf zischte es irgendwo. Die Schufte! Und sie waren eigentlich sehr rücksichtsvoll, denn sie zischten nicht Alle.

„In größter Wuth faßte ich meinen Bogen. Es rauschte über mir in den Zweigen der Wunderkiefer und die Rosen umdufteten mich und Schlaf

umfing mich. Ich spielte ihnen die große Phantasie. Und ausdrucksvoll, dafür stehe ich Euch.

„Dann war's aus. Was noch geschah, ist mir sehr räthselhaft.

„Um mich herum gab es einen wilden Schrecken. So mag es sein, wenn einer in großer Gesellschaft plötzlich so unanständig ist, todt hinzufallen. So liefen sie hin und her.

„Ich war aber nicht todt. Ich war nicht einmal mehr krank. Ich war plötzlich genesen. Mir war so wohl, so wohl — wie vielleicht nur noch einem schlafenden Kinde wohl sein kann. Und ich wachte doch, ich konnte den seligen Zustand mit Bewußtsein genießen.

„Es war vorbei. Der Bankerott war öffentlich. Mein Betrug aufgedeckt. Nun brauchte ich nicht mehr zu täuschen, nicht mich und nicht die andern. Nun brauchte ich den goldenen Fiedelbogen nicht mehr in die Hand zu nehmen und auch mit keinem andern mich abzuquälen. Nun wußten Alle, daß ich ein Stümper war, nun brauchte ich nicht mehr zu spielen, nie mehr. Ah! Nun konnte ich mein Leben verbringen, wie ein Thier im Käfig. Ich brauchte nicht mehr zu jagen, man brachte mir die Nahrung und ich nahm sie, wie ich jetzt, ohne ein Glied zu rühren, das Glas Wasser schluckte, das meine Freunde mir einzugießen für gut fanden.

„Sie brachten mich im Irrenhause unter. Ich verrückt! Ich war nur müde, so müde, daß ich den Gebrauch meiner Hände vergessen hatte. Ich weiß nicht, welchen Namen sie meinem Zustande gaben. Vielleicht merkten sie's, wie's um mich stand. Sie suchten mich ehrlich dadurch zu heilen, daß sie mich thun ließen, was ich wollte. In meiner Zelle an

der Wand hing einladend die Geige mit dem goldenen Lügenbogen.

„Von einem meiner närrischen Herren Kollegen habe ich's dort gelernt: dem Sirius ist's einerlei. Der Arme, der mich den schönen, beruhigenden Spruch lehrte, war ein Astronom, der sich für den Sirius hielt. Es waren viele solche Narren da, aber auch viele stille Menschen, welche nur müde waren, wie ich.

„Die Tage kamen und gingen. Eines Morgens hörte ich unseren „Kaiser" — jedes Irrenhaus soll seinen Kaiser haben — einen Gassenhauer singen. Ich griff nach Geige und Bogen und spielte die Melodie. Da kamen sie und hörten mir zu. Dann sagte der Director, ich hätte meine Energie wiedergefunden. Als geheilt zu entlassen, hieß es. Mir war's einerlei. Ich mußte nur lächeln. Sie wünschten mir sogar Glück und verlangten Danksagungen für sich selber. Ich soll an dem Tage noch einmal gespielt haben. Dann war ich als geheilt entlassen.

„Ich hatte nichts auf der Welt, als meine Fiedel und das goldene Satanswerkzeug da. Ein paar hundert Gulden fand ich beim Gericht. Keiner meiner Freunde ließ sich sehen. Und ich suchte Niemanden auf. Man macht eine schlechte Figur, wenn man geheilt aus dem Narrenhaus kommt.

„Ich war doch noch nicht ganz bei Energie. Ich vermochte keinen Zukunftsplan zu fassen. Ich glaube nur, daß ich die dunkle Sehnsucht hatte, auf's Land zu gehen. Dort war es wieder sehr schön. Noch bevor ich vollends ein Bettler war, spielte ich wieder vor Leuten. Ich hoffte wohl, mich allmählich wieder einzuüben. Dann wollte ich als

neugeborener Künstler in meine alten Kreise zurückkehren.

„Wie mir heute dies Alles wieder einfällt. Jahre lang habe ich nicht daran gedacht.

„Was mich gerade hierher trieb, weiß ich nicht mehr. Ich suchte nicht einmal ein Grab. Nun ich aber da bin, komm' ich auch nicht mehr fort“....

Der Geiger schwieg. Lange, lange blieben wir Alle stumm neben einander.

Plötzlich knarrte nicht weit von uns ein verstecktes Pförtchen in der Parkmauer. Ein Diener kam eilig heraus. Als er den Geiger erblickte, erhob er drohend den Arm und rief:

„Du wirst noch einmal hängen, wenn Du sie erst um's Leben gebracht haben wirst mit Deiner verdammten Fiedelei. Die arme gnädige Frau! Sie jammert sich zu Tode und verbietet es uns noch, den Narren bei Gericht anzuzeigen. Aber heute noch thu' ich's und frag' sie nicht erst. Die arme gnädige Frau! Die ganze Nacht wieder hat sie kein Auge geschlossen und die Kammerjungfer hat sie stöhnen gehört. Das ganze Haus hat wach bleiben müssen. Und jetzt in aller Früh muß ich zum Doktor laufen wegen dieses Vagabunden da!“

Der Bognerfranz blieb ruhig. Er blickte den Zornigen, der unter seinen Schimpfreden bis zu uns herangekommen war, befehlend an. Als der Diener darauf schwieg und die scheuen Blicke senkte, sprach der Geiger:

„Hier, nimm den goldenen Bogen. Die gnädige Frau soll wieder ruhig schlafen. Die gnädige Frau soll auf den Bognerfranz nicht böse sein. Ich hab's mir vom Herzen gesprochen. Die gnädige Frau soll's nun vergessen können, wie's auch

für mich vorbei ist. Sag' der gnädigen Frau, ich lasse mich höflichst empfehlen.... sag' ihr, ich lass' grüßen. Sag', der Feenliebling schickt ihr den Bogen wieder. Es war ihm verboten, ihn von sich zu thun. Stand's nicht so im Märchen von der heiligen Cäcilie? Es ist gut so. Ich werde nicht mehr fiedeln."

Der Diener kehrte mit dem goldenen Bogen eilig in's Schloß zurück. Uns winkte der Geiger freundlich, ihn allein zu lassen.



Sechster Sonntag.

Unter den Damen, welche in diesem Jahre den Strand und die Digue von Ostende belebten, war Frau von K . . . weder die schönste, noch die am Buntesten gekleidete. Sie war fast zu schlank gewachsen, entzückte beim Sprechen durch schimmernd weiße Zähne und durch ein Paar glänzende unruhige Augen. Und mit Mund und Blicken wußte sie zu lächeln, daß auch der Schüchterne verführt wurde, ihr ein warm empfindendes Herz zuzutrauen.

Das Coquettiren mit ihren Zähnen und Augen war, nach der Versicherung der ruhigeren Herren, das Einzige, was eine Unterhaltung mit ihr verlohnte; ihr Gespräch war leer. Trotzdem war sie stets von zahlreichen Lebemännern umschwärmt.

Die Gesellschaft beschäftigte sich unaufhörlich mit ihr, obwohl wenig Außerordentliches von ihrem Badeleben zu berichten war. Sie wechselte ihre Toiletten nicht häufiger als die andern Damen, sie tanzte auf den Bällen im Kursaale nicht leidenschaftlicher, sie war nicht übermüthiger als die Uebrigen, wenn sie im Meere ihren Rücken den anrollenden Wellen entgegenwarf. Und daß sie hie und da am Arme der Generalin im „Cercle de la maison noire“ erschien und im Kreise von guten Bekannten, eleganten Herren und Damen von Adel, den Scherz mitmachte, sich durch kleine Wetten am Spiele zu betheiligen, war hier nicht selten genug,

um die Aufmerksamkeit zu erklären, mit welcher die Gesellschaft ihr Erscheinen beobachtete.

Frau von K . . . zeigte sich aber auf der Promenade niemals allein. Sie führte ihr Kind an der Hand, ein Mädchen von neun Jahren, welches aus großen, neugierigen Augen traurig vor sich hinzustarren pflegte. Nur Wenige gaben sich Rechenschaft darüber, warum sie ein so tiefes Mitleid mit der kleinen Stephanie empfanden. Thatsache aber war es, daß jungen Frauen die Thränen in die Augen traten, wenn sie das elegante Kind neben seiner Mutter über den Asphalt der Digue trippeln sahen, Thatsache, daß ein alter Pariser Roué den Umgang mit Frau von K . . . aufgab, weil er den Blick des Kindes nicht ertragen konnte. Und ganz Ostende nannte es „die arme kleine Stephanie.“

Frühmorgens, wenn Mama noch zu Bette lag, ging Stephanie alltäglich mit ihrer Bonne, ihrer lieben Anna, baden. Dann durfte sie unter der Aufsicht dieses Mädchens im Sande spielen, Muscheln suchen, mitunter sogar auf dem Esel reiten. Später, während Mama frühstückte, sich anzog und badete, mußte Stephanie Klavierunterricht nehmen. Von der Mittagstunde an gehörte sie der Mama.

Stephanie wurde aufs Allerliebste herausgeputzt. Ihre mageren Beinchen staken in golddurchwirkten Strümpfen, ihre Füße in glitzernden Gitterstiefelchen, ihr weißes Kleid war durch eine breite rosa Schleife zusammengehalten, ein rosa Hütchen saß über ihrem blassen Gesicht. Tadellose graue Handschuhe und ein prächtiger Sonnenschirm machten den Anzug vollständig. So ging Stephanie neben ihrer Mama oder saß neben ihr auf einem Stuhle und schaute müde in die See hinaus.

Die Herren traten häufig heran, lachten und scherzten mit Mama, Niemand aber hatte ein Wort für das ernste Kind, seitdem man wußte, daß man die Gunst der Mutter nicht durch die Zuneigung des Töchterchens erwarb. Stephanie hatte Muße, den unverstandenen Gesprächen zu lauschen; gewöhnlich wurde sie bald zerstreut und starrte wieder in die See hinaus, oft aber fuhr sie nervös zusammen und blickte scheu seitwärts nach den Erwachsenen, die sich so gar nicht um sie kümmerten.

Um sechs Uhr ging sie mit Mama in's Hotel zum Essen. Sie hätte manchem Großen zum Vorbilde dienen können, so artig benahm sie sich bei der Table d'hôte. Zierlich legte sie die Handschuhe neben das Besteck, zierlich brach sie das Brot und nippte von dem verdünnten Weine. Sie berührte kaum die Speisen und machte niemals einen Fleck auf Kleid oder Tischtuch. Wenn sie dennoch mitunter sehnsüchtig nach dem anderen Ende des Tisches sah, wo ihr Altersgenosse, der kleine Oscar, heimlich von dem Teller seiner Mutter naschte und zum Ergötzen der Nachbarn krauses Zeug durcheinander plapperte, oder wenn Stephanie in Gedanken in sich zusammensank, dann genügte ein rascher, drohender Blick der Mama, um sie sofort wieder zu einem gut erzogenen Mädchen zu machen.

Nachher durfte Stephanie Mama in den Kursaal begleiten, wo abermals die Herren, unbekümmert um das Mädchen, sich um die Ehre bewarben, mit Frau von K . . . während der Musikaufführungen plaudern zu dürfen. Da legte wohl die Mama ihren Arm um die schmalen Schultern ihres Kindes und mahnte dasselbe durch einen leisen Druck, wenn die armen Augen zufallen wollten. Die jungen

Mütter wollten einmal beobachtet haben, wie Stephanie vom Fieber geschüttelt wurde, wie die Bäckchen sich rötheten und wie sie dennoch an der Seite der Mama ausharren mußte bis zehn Uhr. Dann kam wie gewöhnlich die gute Anna, um das Kind zu Bett zu bringen, und ein glückliches Lächeln flog über die Züge des Kindes, so oft es der Mama die Hand küßte und sich bei den Herren durch einen Knix empfahl. Frau von K . . . blieb unter dem Schutz der Generalin im Kursaal. Stephanie war ihre Anstandsdame für den Tag, die Generalin nannte man ihre „Nachtwächterin."

„Arme kleine Stephanie."

*

„Was ist denn eigentlich gegen Frau von K . . . einzuwenden?" fragte einmal die Baronin, als ihre Freunde achselzuckend den Namen derselben genannt hatten. „Sie gehört einer unserer ältesten Familien an, lebt glänzend aus eigenen Mitteln, ist mit der höchsten Aristokratie verwandt und hat sich, soviel ich weiß, noch nichts vergeben. Und Wittwe ist sie doch auch auf ehrliche Weise geworden?"

Morris, der die juristische Biographie der Frau von K . . . genau zu kennen schien, gab ausführlichen Bericht.

Frau von K . . ., die Tochter eines verarmten Kavaliers, heirathete als 17jähriges Mädchen einen Banquier, der drei Jahre später starb und seiner schönen kinderlosen Frau sein Vermögen hinterließ. Darauf begann dieselbe im Hause ihres Vaters, der selber seine noblen Passionen wieder aufnahm, ein flottes Leben, das auch nicht aufhörte, als sie fünf Jahre später einem blutjungen Husarenlieutenant

ihre Hand reichte. Man munkelte allerhand über diese Ehe. Gewiß war nur, daß der Gatte bald nach der Geburt eines Mädchens auf seinen Wunsch einer entfernten Gesandtschaft attachirt wurde und die Eheleute fortan getrennt lebten. Als der Lieutenant später zu Besuch in die Hauptstadt zurückkehrte, fiel es seiner Familie auf, daß er die Nachrichten über das unveränderte Wesen seiner Frau wohl mit Interesse aufnahm, von dem Kinde jedoch nicht reden hören wollte.

Trotzdem mußte er erfahren haben, daß die kleine Stephanie, die damals ihrer schönen Mutter ähnelte, gänzlich den Dienstboten überlassen wurde und verwilderte, daß die Mutter ihr Kind oft Tage lang nicht zu Gesichte bekam.

Eines Tages erschien der Lieutenant beim Rechtsanwalt, um sich über die Frage zu unterrichten, wer nach erfolgter Trennung der Eltern das Recht an ein einziges Kind hätte, der Vater oder die Mutter? Es wurden vorsichtige Einleitungsschritte gemacht; dieselben hatten aber eine überraschende Wirkung. Frau von K . . . besann sich plötzlich auf ihre Pflicht und begann ihre Mutterliebe in ihrer Weise aller Welt zu zeigen. Sie ging seit jener Zeit nicht mehr ohne das Kind aus, unterwies dasselbe in guter Lebensart und machte daraus im Laufe der Jahre die arme kleine Stephanie.

Der Gatte starb einige Jahre später an den Folgen einer Wunde, die er in einem räthselhaften Duell erhalten. Es war das erste Duell des Lieutenants gewesen und mußte wohl einen sehr ernsthaften Anlaß gehabt haben.

*

Es war Sonnabend. Die Welt von Ostende tanzte im Kursaal.

Frau von K . . . war in einer köstlichen Toilette erschienen, welche ein zurückhaltendes Promenadenkleid zu sein schien und doch für alle Strapazen des Tanzes eingerichtet war. Die neue Mode, die Trikottaille, konnte für die Gestalt der Frau von K . . . nicht glücklicher erfunden sein. Sie sah frischer aus als je; eine leise Spur von Schminke verjüngte fast noch mehr als ihre strahlenden Augen. Nur die Thatsache, daß sie sich schminkte, ließ auf höhere Jahre schließen. Sie kam nicht zur Ruhe; kein Herr, der für seinen adligen Namen das Recht beanspruchte, ihr vorgestellt zu werden, wollte den Abend beschließen, ohne mit ihr getanzt zu haben.

Der Morgen graute, als Frau von K . . . am Arm der Generalin den Ballsaal verließ. Schauerlich kalt fegte der Seewind über die Digue. Frau von K . . . hüllte sich mit einem allerliebst nachgemachten Zähneklappern dicht in ihre Pelisse. Die Generalin, deren symmetrische graue Locken und deren rundliches Gesicht anf beschauliche Gemüthsart schließen lassen konnten, deutete mit einigen üblichen Worten auf die Herrlichkeit des Meeres und auf die Größe der Allmacht hin. Graf T . . ., ein bekannter Kunstenthusiast aus Wien, stimmte ihr bei.

„Haben's je das Meer so rauschen gehört?“ fragte er. „Bei Tag, wenn so viele Geräusche sich gegenseitig überplauschen, ist's ja gar nix. Aber so bei Nacht, wenn weiter nix zu hören ist, dann giebt's wirklich a Musik. Und schaun's, wie das drüben beim Wellenbrecher zischt und tost und

spektakelt. Da möcht' man, weiß Gott, den Taucher deklamiren."

„Um himmelswillen nicht deklamiren, liebster Graf!" lachte Frau von K . . . und zeigte ihre Zähne. „Wasser ist Wasser. Ich höre nichts Besonderes. Uebrigens freut es mich doch, wenn das Meer recht hoch geht. Es giebt dann morgen — oder vielmehr heute — schönen Wellenschlag und ein richtiges Seebad."

„Zur Heimkehr ist es doch schon zu spät," sagte die Generalin. „Ich schlage vor, der Graf begleitet uns noch auf ein Stündchen in den Cercle."

Als die kleine Gesellschaft dort ankam, war es drei Uhr. Die Säle waren stark besucht und nur mit Mühe konnten die Damen einen Platz am Spieltische erhalten.

Bald waren sie mit den Anderen vollständig in der Thätigkeit versunken, auf einen der beiden Spieler zu wetten und, je nachdem der eine oder der andere eine höhere Karte aufdeckte, ein Goldstück zu verlieren oder zu gewinnen.

*

Es war nicht viel über fünf Uhr Morgens, als Stephanie langsam und leise die Treppe des Hotels herunterkam. Die Mama schlief gewiß noch und durfte nicht geweckt werden. Anna hatte versprochen, gleich nachzukommen. Stephanie überschritt artig die Digue und ging bekümmert die Stufen zum Strand hinab.

Unten traf sie den kleinen Oskar, dessen bloße Füße im Sande umherwateten und der mit seinem Spaten so eifrig arbeitete, daß er die Annäherung des Mädchens nicht bemerkte.

„Was machst Du da?“ fragte sie jetzt.

„Düppler Schanzen,“ antwortete der Knabe, ohne aufzublicken. Stephanie schaute aufmerksam zu, wie Oskar erst langsam einen kleinen Damm aufwarf und ihn dann wieder mit kriegerischen Hurrahrufen zerstörte.

„Bekommst Du keine Haue, wenn Du Dir Schuh und Strümpfe ausziehst und Dir die Hosen schmutzig machst?“ fragte Stephanie wieder.

„In den Leinwandkleidern darf ich thun, was ich will. Und wenn ich Sammethosen anhabe, werd' ich doch nicht so dumm sein.“

„Fürchtest Du Dich auch nicht vor dem Einschlafen?“

„Wie ich noch klein war, hab' ich mich gefürchtet,“ sagte Oskar. „Jetzt setzt sich meine Mama zu mir und erzählt mir Geschichten.“

„Du, Oskar, da lügst Du!“

„Was? Ich lüge? Ich werf' Dir gleich eine Schippe Sand in den Rücken.“

„Nein, ich bitte Dich Oskar, thue das nicht. Aber ich kann mir das gar nicht vorstellen, wie eine Mama Geschichten erzählt.“

„Ich habe sie dafür auch sehr lieb!“ sagte Oskar.

Stephanie schaute den Knaben verwundert an. Nach einer langen Pause begann sie wieder.

„Ich glaub' Dir, daß *Deine* Mama Geschichten erzählt und meine nicht. Dafür hat aber *meine* Mama schon zwei Papas gehabt und Deine nicht.“

„Mir ist mein einziger Papa lieber, als Deine zwei.“

Und die Kinder sahen einander feindselig an. Da kam eben Anna zum Strand herunter. Schon

von weitem rief ihr Stephanie entgegen: „Anna, Anna, der Oskar hat seine Mama lieb!“

„Du mußt Deine Mama auch lieb haben, Stephanie“, sagte das junge Mädchen.

Stephanie antwortete nichts. Als Anna sich aber einige Schritte von ihr entfernt hatte, lief sie zurück und flüsterte dem Knaben ins Ohr: „Du, Oskar, sag' Deiner Mama, daß ich sie auch lieb habe. Und Dich auch.“

Dann lief sie davon bis zum Wellenbrecher und begann zwischen den Steinen und Weidenruthen nach Muscheln zu suchen. Anna ging neben ihr her.

Plötzlich hörte der kleine Oskar einen Schrei. Als er sich von seiner Düppler Schanze umwandte, sah er Stephanie nicht mehr. Anna lag auf den Knieen, streckte die Hände ins Wasser und verschwand auf einmal.

Oskar spielte noch ein Weilchen im Sande, dann überfiel ihn eine furchtbare Angst, er rannte über die Digue nach Hause und allarmirte Alles mit seinem jämmerlichen Weinen.

Die beiden sauveurs, welche sonst in schönen Jacken und mit ihren starken Tauen und Schwimmgürteln am Strande auf und ab zu gehen pflegten, waren gerade auf einer hohen Leiter damit beschäftigt, vor dem Kursaale die Lampions für das bevorstehende Nachtfest anzubringen. Sie hatten gerade eine Latte festgehämmert und den Schrei überhört.

Jetzt lief Alles herbei. Die „Retter“ wurden gerufen und muthig warfen sie sich an der Unglücksstelle in die schäumenden Wogen. Ihren Anstrengungen gelang es nach langem, gefährlichem Kampfe zwei Leichen an den Strand zu ziehen. In düsterem

Schweigen wurden die kalten, nassen Körper durch die entsetzte Menge hindurch ins Hotel getragen.

Der erschreckte Hotelbesitzer wollte Frau von K . . . wecken. Aufgeregt stürzte er in ihr Zimmer. Das Bett war unberührt. Er ließ die entseelte Anna auf das Sopha, das Kind auf das Bett legen.

Es war heute wirklich ein schöner Wellenschlag. Und doch verging der Vormittag, ohne daß einer der Badegäste ins Meer hinabstieg.

*

Als Frau von K . . . mit der Generalin nach Hause zurückkehrte, wunderte sie sich über die Menschenmenge, die sich schon so früh auf der Digue umhertrieb. Näher herangekommen, bemerkte sie, daß vor ihrem Hotel ein Gedränge entstanden war.

Sie wollte nach der Ursache des Aufsehens fragen, aber sie kam nicht dazu. Wie sie weiter schritt, wichen die Leute bei Seite. Und Alle schauten sie so seltsam an. Was mochte nur geschehen sein? War Feuer ausgebrochen und ihre Garderobe verbrannt?

Die Generalin hatte ihren Arm losgelassen und ging zitternd neben ihr her. Frau von K . . . blickte ängstlich nach ihrer Begleiterin. Sie schritten weiter.

Immer eiliger schaarten sich die Menschen um die beiden Frauen. Aber auch die nächsten hielten sich in einer gemessenen Entfernung. Von dort starrten sie in das Gesicht der Frau von K . . . Diese hätte laut rufen müssen, um zu fragen, und laut rufen konnte sie nicht.

Plötzlich stand sie allein. Die Generalin war einige Schritte nach rechts getreten, hatte mit einem Herrn zwei Worte gewechselt und starrte nun gleich

den Andern in das Gesicht der Frau von K . . ., die wie gelähmt stehen blieb.

Endlich faßte sie sich. Sie mußte sehen, was es gab. Wankend ging sie weiter und eine Gasse öffnete sich vor ihr bis zum Portal des Hotels. Sie eilte unsicheren Schrittes bis dorthin; einmal schien sie niederzusinken, aber Niemand reichte ihr den Arm, Niemand sagte ihr, was geschehen.

Die Menschenmenge rührte sich nicht. Kein Laut war zu hören. Nur mit den Augen folgte man jedem Zucken der Frau und mit den Fingern wiesen einige Männer sie den Bekannten, die erst jetzt herbeigelaufen kamen. Aber als Frau von K . . . die Schwelle des Hotels überschritten hatte und das Thor hinter ihr geschlossen war, da fingen die Leute an, durcheinander zu reden und zu schreien.

Auf dem Flur stand Frau von K . . . und rief mit heiserer Stimme „Anna!" Niemand antwortete. Im großen Speisesaal standen die Fremden, die im Hause wohnten, und starrten durch die großen Spiegelscheiben mit denselben kalten, neugierigen, vorwurfsvollen, traurigen oder selbst schadenfrohen Mienen, wie draußen die Leute auf der Digue. Auf der anderen Seite des Flurs waren alle Thüren nur angelehnt und entsetzte Augen lauerten durch die Spalten.

Frau von K . . . lehnte kraftlos an der Wand. „Anna!" wollte sie noch einmal rufen, aber nur ein Röcheln kam über ihre Lippen.

Endlich hatte der Oberkellner mit ihr Erbarmen. „S'il vous plaît, madame!" Er faßte sie unter und führte die Willenlose in den ersten Stock bis zu ihrem Zimmer. Hier öffnete er mit seiner stereotypen Verbeugung die Thür und trat höflich zurück.

Frau von K . . . hob noch einmal den Fuß, dann brach sie ohnmächtig zusammen.

* * *

Fast sämmtliche Badegäste von Ostende hatten die arme kleine Stephanie gekannt und so konnte es nicht fehlen, daß die Stimmung des traurigen Sonntag-Morgens auch am Abend noch nachzitterte, als sich die Freunde der Baronin zum letzten Male in dem behaglichen Strandsalon versammelten.

Das Gespräch war heute allgemein. Ein jeder gab, wie das nach einem Unglücksfall wohl zu geschehen pflegt, Alles zum Besten, was er aus seiner persönlichen Erinnerung zur Kenntniß der Personen beizutragen wußte. Nur Frick war stumm. Desto eifriger äußerten Elsa und der Lieutenant v. Hagau ihre Entrüstung über die Herzlosigkeit der Frau v. K. . . . Man hätte dieselbe nicht so ruhig abreisen lassen sollen. Keine Strafe, keine Volksjustiz wäre für dieses unmenschliche Weib zu hart gewesen. Und Herr von Hagau versuchte, sich an jedes Wort zu erinnern, daß er während der letzten Wochen beim Tanze mit dieser Frau gewechselt hatte.

Herr von Kreiwitz legte Protest dagegen ein, daß alle Frauen nach diesem Falle zu beurtheilen wären. Seine Frau z. B. wäre sicherlich eine vortreffliche Mutter, wenn das Glück, Kinder zu besitzen, ihr vom Schicksal nicht versagt worden wäre.

Der Baron und Niello kritisirten auf's Strengste die mangelhaften Rettungsanstalten. Der letztere hatte sich genau nach allen Details erkundigt und faßte den Entschluß, die nächste Zeit an die Erfindung einer zuverlässigen, selbstthätigen Rettungsmaschine

zu wenden. Von ihm erfuhr Hans Ungelt die Verhältnisse der verunglückten Anna und notirte sich die Namen und den Wohnort ihrer Eltern.

Erwin Hasse wieder hatte sich tagsüber damit beschäftigt, dem kleinen Oskar durch hundert Geschichten das Entsetzliche aus dem Kopfe zu bringen. Er konnte rührende Züge mittheilen, in denen der Knabe seine Reue über sein letztes Gespräch mit Stephanie aussprach.

So verging der Abend. Es war zehn Uhr vorüber als einmal eine allgemeine Pause im Gespräch entstand und alle Theilnehmer sich plötzlich daran erinnerten, daß Herr von Hagau noch seine Novelle schuldig wäre.

Herr von Kreiwitz, der noch immer für seine Gattin hoffte und darum den Richterspruch ungeduldig erwartete, mahnte zuerst.

Herr von Hagau, von einem Lächeln der Hausfrau aufgemuntert, erhob sich und sprach: „Ich weiß nicht, ob ich die Herren um Entschuldigung oder um ihren Dank zu bitten habe. Ich fürchtete nämlich die ernste Stimmung dieses Tages durch meine — Dingsda, durch meine wirklich nicht ganz ernste Dichtung empfindlich zu stören. Ich habe mir darum von der gnädigsten Frau Baronin die Gunst ausgebeten, ihr meine — eh, meine Dichtung unter vier Augen vorlesen zu dürfen. Gnädige Frau hatten die Güte, mich bis zu Ende anzuhören.“ —

Die Herren sahen einander mit unentschiedenen Mienen an und fanden das Vorgehen des Rivalen zum Mindesten sehr egoistisch. Schließlich aber verlangten sie doch das Urtheil der Hausfrau.

Elsa bat, ihr Zeit zu gönnen; die Wahl fiele ihr schwer, sie würde im Laufe des Winters einmal

nach reiflicher Ueberlegung denjenigen nennen, der ihr das höchste Lob zu verdienen schien. Als aber die Herren nicht nachließen und auf sofortigen Spruch drangen, sagte sie: „Nun, wenn Sie es verlangen, so will ich mit meinem Urtheil nicht zurückhalten. Es ist wahrscheinlich, daß ich noch zu sehr unter dem frischen Eindruck des zuletzt Gehörten stehe. Genug, ich muß bekennen, daß die Poesie des Herrn von Hagau mir am Besten gefallen hat."

Der Lieutenant erhob sich und küßte der Baronin mit dankbarem Lächeln die Hand.

Die Uebrigen gaben sich sichtliche Mühe, ihre Verstimmung zu verbergen. Nur Frick war gleichmüthig oder geschickt genug, dem Sieger mit wirklicher Heiterkeit Glück zu wünschen.

Als die Gesellschaft aufbrach und die Herren sich bei dem Baron verabschiedeten, blieben Elsa und Hagau einige Sekunden allein. Der Lieutenant suchte ihre Hand zu fassen.

„Nicht wahr," fragte Elsa, „Sie sind der Dichter jener Verse, die mir hie und da zukommen?"

„Das zwar nicht," antwortete der Lieutenant feurig. „Aber ich schwöre Dir, daß ich . . . . "

„Auf Wiedersehen in Berlin!"

„Meine Natur!" rief Frick, als er bald darauf mit Hasse über die Digue wanderte. „Du liebe Natur! Du gleitest auf den Marmorstufen der Vorderhäuser aus, du stolperst über die dicken Teppiche, welche zu der herrschaftlichen Wohnung emporführen! Nur auf den Hintertreppen, da gelingt es dir noch, dich einzuschleichen in die Gesindestuben unserer vornehmen Welt! Ich könnte mich in eine Berliner Köchin verlieben, wenn ich an ihren Abstand von

der gnädigen Frau denke. Da schwitzt die Köchin vor ihrem Heerd und bereitet Pute und Rehbraten für den literarischen Abend der Madame. Auf ihrem Hängeboden, neben ihrem Bett, liegt schmierig und zerrissen ihre geistige Nahrung, der neueste Colportage-Roman: Mord, Brand, Unzucht, Lebensrettung, Tod, Hochzeit und Hinrichtung, Alles auf's Beste. Und in der Speisekammer sitzt versteckt der Grenadier, auch er eine Natur, denn mit kräftigem Gebiß zermalmt er die schönsten Schnitte von Rehbraten und Pute. Drin aber im Salon sitzen die eleganten Herren und spielen gleichgültig mit dem Messer, während ihre Augen heimlich die Schüssel verfolgen, ob auch ein saftiges Stück für sie übrig bleiben werde. Und der Grenadier, ein reicher gekleideter Grenadier natürlich, der Vormittag im Boudoir der Gnädigen war, knabbert wie zum Scherz an einem Stückchen Brot. Die Hausfrau aber, die auf ihrem Nachttisch in deutschen und französischen Büchern ebenfalls Mord, Brand, Unzucht, Lebensrettung u. s. w. liegen hat — natürlich Alles glatter in Sprache und Papier — lauscht andächtig auf den Vortrag des eitlen Herrn Kunstkritikers oder spricht gar selbst ein aufmunterndes Wort zu einem der jüngern Talente, welche hungrig und undankbar ihren Tisch umlagern. Auf Wiedersehen in Berlin! Gute Nacht, lieber Hasse!"

Als Hasse allein war, kehrte er um und ging bis zu der Stelle, der gegenüber heute Morgen die beiden jungen Leben geendet hatten. Daß man dem Meere keine Reue ansehen konnte! Es rauschten die Flutwellen heran und warfen die schäumenden Kämme über das Mauerwerk des Wellenbrechers und warfen Tausende von Muscheln aus dem feuchten

Meere hinaus zu raschem Verderben, heute wie gestern, gestern wie heut.

Hasse blickte empor zum ausgesternten Himmel. Er kannte die Sternbilder und freute sich, daß da oben wenigstens Ruhe herrschte, gestern wie heut. Da bemerkte er mitten im Bilde des Schützen einen glänzenden Punkt. Ein neuer Stern? Oder war die Sage wirklich Wahrheit, daß am Himmel mitunter zwei Sterne einander begegneten und, da keiner ausweichen durfte, mit einem zermalmenden Krach ineinander stürzten und in Flammen aufgingen?

Gab es auch am Himmel einen Kampf um's Dasein?

Hasse schritt mit stürmischen Schritten auf und nieder und sprach in abgebrochenen Sätzen in die Nacht hinaus.

Ich blickte der Nacht ins Herz hinein;
Und sinnend sah ich am hohen Himmel
Ein Sternegeschwister in schweigendem Reigen.
Auf einmal: angstvoll drang es herüber
Aus ewigen Fernen, feierlich, furchtbar,
Wie Wehruf einer gemordeten Welt.
Zusammengestürzt das Sternegeschwister!
Es flammt und blitzt und zuckt und flackert,
Dann leuchtet es still in stätigem Scheine,
Eine heilige Leichenfackel am Himmel. —
Auf Erden unten liefen die Leute,
Ein Ameishaufen, der Unheil ahnt.
Die Weiber weinten und warnten vor Krieg;
Die Männer lachten trotzig der Thränen
Und bargen im Herzen das heimliche Bangen.
Die lustige Jugend jubelte lärmend

Dem hellsten Stern am Himmel zu.
Ich horchte, ich lauschte. Hört, was leise
Uud schauerlich schallte aus fernsten Fernen.
„Es lauert der Tod auf alles Lebendige
Und was Ihr im Leben erstrebt und erstritten,
In wilder Liebe zum lockenden Bilde
Der bräutlichen Göttin: dem Götterbrand,
Dem Erlöschen, der Finsterniß ist es verfallen.
Was Ihr funkeln seht in Sonnenfernen,
Das helle Flämmchen am Rande des Himmels:
War eine Welt!
Wir lebten wie Ihr in Sinnen und Sorgen,
Wir liebten wie Ihr, wir litten und lachten,
Wir sahen wie Ihr in frevlem Sinne
Das Himmelsgewölbe um uns sich wölben.
Geendet ist Alles!
Myriaden von milde schauenden Augen,
Myriaden von hochgemuth pochenden Herzen,
Sind gemordet!
Myriaden von zärtlich blühenden Blumen,
Von trauten Küssen und köstlichen Träumen,
Sind nicht mehr, sind gemordet!
In trauten Küssen und köstlichen Träumen
Fluthete mächtig ein Meer von Formen,
Gebar das Weltall Heere von Welten, —
Und Alles, Alles,
Und die hohen Gedanken heiliger Dichter
Sind nicht mehr, sind gemordet.
In edlem Gedenken ehrten die Söhne
Die Werke der Väter; der Vorzeit Worte
Wahrten wir fest und feierten froh
Die Riesen, die herrlichen Helden, die Retter.
Wir blickten empor zu den Bildern der Besten,
Unsterblichen Thaten stolzer Geschlechter,

Und ausgelöscht das Licht der Erinnerung,
All des dankbar Verehrten Gedächtniß
Ist gemordet!
Noch wandeln die Jahre in jähem Wechsel
Von Tod und Leben, von Lust und Leid,
Für Euch auf Erden und Eure Erde,
Die grünende Wiege, das warnende Grab,
Die Mutter und Mörderin thörichter Menschen,
Umwallt noch arglos in hastigem Wirbel
Die himmelbeherrschende, lebenverleihende
Sonne, die Feuerfürstin, die Sonne,
Die lautlos sicheren Sieg erlauert.
Es naht ein Tag — vernehmt es, Thoren! —
Da stürzt die Menschenerde sterbend
In den brausenden Brand des Weltengebäudes,
Und Eure Müh', Ihr Menschen der Erde —
Gestorben!
Euer Jammern und Jubeln —
Verstummt!" — — —
Das Licht am hohen Himmel erlosch, —
Es schwieg, — düsterer dünkte die schwarze
Nacht mir zu Häupten, hinab zum Nächsten
Sehnte das Auge sich, nieder zur Erde.
Da war es wie sonst; es suchten die Wohnung,
Es suchten den Schlummer die müden Menschen,
Vergaßen gänzlich den sterbenden Stern.
Ein weinendes Kind wehrte dem Kosen
Der tröstenden Mutter und streckte die Aermchen
Zum längst erloschenen Licht' empor.
Weine nur, weine nur, glückliches Kind!

